

Ranko Risojević

Der bosnische Scharfrichter

Slawische Narrationen

herausgegeben von

Univ.-Prof. Dr. Branko Tošović
Dr. Arno Wonisch
(Karl-Franzens-Universität Graz)

Band 1

INSTITUT FÜR SLAWISTIK
DER KARL-FRANZENS-UNIVERSITÄT GRAZ

Ranko Risojević

Der bosnische Scharfrichter

Aus dem Serbischen übersetzt
und mit einer Einleitung versehen
von Arno Wonisch

INSTITUT FÜR SLAWISTIK
DER KARL-FRANZENS-UNIVERSITÄT GRAZ

Originaltitel: BOSANSKI DŽELAT
Copyright © Besjeda 2006.

Aus dem Serbischen von Arno Wonisch

**Bibliographische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-9503561-5-1

Vorwort

Mit der neu begründeten Reihe SLAWISCHE NARRATIONEN sollen einem interessierten Lesepublikum im deutschsprachigen Raum Übersetzungen literarischer Texte unterschiedlicher Genres aus slawischen Sprachen vorgelegt werden. Ziel dieser Reihe ist es, einen – wenn auch natürlich keineswegs als repräsentativ zu verstehenden – Querschnitt über die literarisch-künstlerische Textproduktion in Mittel-, Ost- und Südosteuropa aufzuzeigen, wobei im Mittelpunkt Texte stehen, die bislang keine Übertragung ins Deutsche erfahren haben und aus den Federn renommierter, aber auch jüngerer, sich affirmierender Autorinnen und Autoren stammen.

Den Anfang macht in dieser Publikation der in Banja Luka (Bosnien und Herzegowina) beheimatete Literat Ranko Risojević (*1943 in Kalendarer bei Kostajnica), dessen Lebensweg erst verhältnismäßig spät in die Welt der Literatur führen sollte. Risojević studierte Mathematik und Physik und war einige Jahre als Gymnasiallehrer tätig. Danach wandte er sich der Journalistik zu und gab in Banja Luka die Zeitschriften GLAS (Stimme) und PUTEVI (Wege) heraus. Später fungierte er als Direktor der Galerie der bildenden Künste und der National- und Universitätsbibliothek der Republika Srpska in Banja Luka. Neben seiner beruflichen Tätigkeit veröffentlichte Risojević über 30 literarische Publikationen mit Texten aus den Genres Poesie, Prosa, Essayistik, Publizistik und Drama, die sowohl Erwachsenen als auch Kindern zgedacht sind. Für sein Schaffen erhielt Risojević zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Laza-Kostić-Preis für seinen Prosaroman ŠUM, den Preis der Belgrader Zeitung POLITIKA für das beste Kinderbuch des Jahres 2000, den Skender-Kulenović-Preis für den Lyrikband PRVI SVIJET (Die erste Welt) und den Branko-Ćopić-Preis der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste für vorliegende Publikation BOSANSKI DŽELAT (Der bosnische Scharfrichter).

Für die Zukunft sei angekündigt, dass in den kommenden Jahren geplant ist, auch Übersetzungen in andere, vorzugsweise slawische Sprachen vorzunehmen, wobei ein solches Publikationsvorhaben bereits für den zweiten Band dieser Reihe vorgesehen ist, der Werke des mazedonischen Literaten und Wissenschaftlers Blaže Koneski einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen soll.

Für den Start der Reihe SLAWISCHE NARRATIONEN bleibt zu hoffen, dass mit ihr längerfristig ein Weg beschritten wird, der einem geneigten Lesepublikum neue Einblicke in literarisches Schaffen aus zahlreichen europäischen Ländern ermöglicht und gleichzeitig Autorinnen und Autoren zu neuer bzw. steigender Bekanntheit verhilft.

Branko Tošović

Arno Wonisch

Einleitung

Vorliegendes Buch unternimmt eine Reise nach Bosnien und in die Herzegowina, die vor weit über einem Jahrhundert begann und mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor gut 100 Jahren an ihr Ende gelangte. In ihrem Zentrum steht der im niederösterreichischen Brunn am Gebirge geborene Alois Seyfried (1856–1938), der ab 1886 provisorisch und ab 1897 dauerhaft das Amt des k.u.k. Scharfrichters im besetzten Bosnien ausübte. Bekanntheit erlangte er vor allem dadurch, dass er drei der Attentäter vom 28. Juni 1914 – Danilo Ilić, Miško Jovanović und Veljko Čubrilović – am 2. Februar 1915 in Sarajevo hinrichtete.

Die historischen Rahmenbedingungen für dieses Buch nehmen ihren Anfang im Jahre 1878, als die Österreichisch-Ungarische Doppelmonarchie (seit dem Ausgleich 1867 auch k.u.k. Monarchie) Bosnien und die Herzegowina sowie die Region des Sandžak im Grenzgebiet zwischen Serbien und Montenegro okkupierte. Den politischen Hintergrund für diese territoriale Erweiterung im Süden des Habsburgerreiches hatten Absprachen im Vorfeld des im gleichen Jahr abgehaltenen Berliner Kongresses gebildet, wobei jedoch die nunmehr von Wien aus verwaltete Region formal weiterhin Bestandteil des Osmanischen Reiches blieb. Bereits einige Jahre zuvor, nämlich 1875, war in der Herzegowina ein Aufstand gegen die osmanische Herrschaft ausgebrochen, der sich bereits nach kurzer Zeit auf Bosnien, den Sandžak und auch auf Teile Mazedoniens, Bulgariens sowie Albaniens ausweitete und 1876 zur Kriegserklärung Serbiens, Montenegros und wenig später auch Russlands an das Osmanische Reich führte. Dieser, als Russisch-Osmanischer Krieg (1876–1878) in die Geschichte eingegangene Waffengang fand mit dem Vorfrieden von San Stefano (heute der Istanbuler Stadtteil Yeşilköy) sowie dem drei Monate später einberufenen Berliner Kongress sein Ende und läutete für Bosnien und die Herzegowina nach der osma-

nischen eine neue, österreichische Ära der Fremdbestimmtheit ein.

Bei ihrem Einmarsch in dieses gebirgige und waldreiche Land stießen die multinational zusammengesetzten k.u.k. Truppen zwischen Juli und Oktober 1878 auf heftigen Widerstand der lokalen muslimischen und christlichen Bevölkerung, den die neue Besatzungsmacht durch die Einsetzung von Standgerichten und Hinrichtungen durch Erschießungen oder am Galgen zu brechen trachtete. Nach dem Militär zog die neue Zivilverwaltung ins Land, an deren Spitze auf Grund von Streitigkeiten zwischen Wien und Budapest um die Vormachtstellung in Sarajevo der k.u.k. Finanzminister stand, der zugleich die Funktion eines Gouverneurs von Bosnien und Herzegowina ausübte. Eine Hauptintention der neuen Staatsmacht lag neben der rücksichtslosen Zerschlagung jedweden Widerstandes vor allem auch darin, die muslimische Bevölkerung für sich zu gewinnen, um damit die primär serbischen Bestrebungen nach Anschluss des Landes an Serbien nach Möglichkeit zu schwächen. Zu diesem Zwecke wurden vor allem in der von 1882 bis 1903 dauernden Amtszeit des k.u.k. Finanzministers und bosnischen Gouverneurs Benjámin von Kállay Versuche unternommen, mithilfe der bosniakisch-muslimischen Eliten eine gemeinsame bosnische Identität und Sprache zu schaffen – ein Vorhaben, das bis zum Ende der österreichisch-ungarischen Herrschaft über dieses Land von nur bedingtem oder, im Falle der Sprache, von keinem nachhaltigen Erfolg gekrönt war. Dies sollte sich auch unter Kállays Nachfolger István (Stephan) Burián in den Jahren von der Annexion im Jahre 1908 bis zum Ausbruch des „Großen Krieges“ vor nunmehr genau 100 Jahren nicht mehr ändern.

Doch kehren wir zurück in jene Tage, als mit dem Einzug der Zivilverwaltung in die Hauptstadt Sarajevo auch ein Mann aus der „österreichischen Provinz“, wie Ranko Risojević ausführt, ein für ihn neues und fremdes Land betrat. Dieser als hager beschriebene Neuankömmling namens Alois Seyfried

zeichnete sich äußerlich vor allem dadurch aus, dass er gänzlich in Schwarz gekleidet war, einen Zylinder auf dem Kopf trug und sich in seiner damals üblichen Holzkiste mit seinen Habseligkeiten auch eine Zither befand, auf der er zeit seines Lebens immer wieder zu spielen beliebte. Doch die größten Ungewöhnlichkeiten betrafen weder sein Aussehen noch seine – wie zu lesen sein wird, außergewöhnlichen – Vorlieben, sondern vielmehr seinen Beruf, den er im Namen der neuen Staatsmacht in Bosnien und in der Herzegowina auszuüben hatte: Alois Seyfried versah für knapp drei Jahrzehnte den Dienst eines „staatlichen k.u.k. Scharfrichters“, der für die Umsetzung des aus Wien importierten, kaiserlichen Rechts in einer für ihn fremden, irritierenden und nicht unbedingt geschätzten Welt zu sorgen hatte, in der er letztendlich einen Großteil seines Leben verbringen sollte.¹

Wollen wir uns mit ihm auf eine außergewöhnliche Reise durch Raum und Zeit begeben, die sowohl über ein entbehrungsreiches, hartes und zugleich ausschweifendes Leben, aber auch über einen staatlich befohlenen Tod durch die Hand einer eigens dafür ausgebildeten und dazu angehaltenen Person Zeugnis ablegt.

¹ Entgegen den in folgendem Roman genannten Ausführungen kehrte Seyfried 1930 nach Brunn am Gebirge zurück, wo er 1938 verstarb und auch beerdigt wurde. Bemerkenswert ist der Umstand, dass er seinen Dienst als Scharfrichter auch nach dem Ersten Weltkrieg im neu entstandenen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (Kraljevina Srba, Hrvata i Slovenaca; SHS) versah, ehe er 1922 pensioniert wurde. Insgesamt war er somit 36 Jahre als Henker tätig. Genauer zur historischen Person des Alois Seyfried siehe in: Vladimir Dedijer. SARAJEVO 1914. Beograd: Prosveta, 1966, und unter: <http://www.smrtinakazna.rs/sr-latn-rs teme/d%C5%BEelati/alojsajfrid.aspx>.

0.

Eine Handschrift wie eine Partitur – Kundige lesen ihre Musik auf ihre Weise. Vater, Sohn, Archivar und Journalist, ein Laiendichter, ein fertiger Schriftsteller – ich will mich in diesen meinen Verwirrungen so gar nicht zurechtfinden. Obwohl sie mir eigentlich immer besser gefallen. Ich ging den Weg bis zum Ende, die erste Hand, die zweite, die dritte, am Ende kehrte ich zum Anfang zurück, Nullzustand, und ich fragte mich, was denn hier vor sich ginge. Die Antwort wird folgen. Die Orchestrierung wurde nicht konsequent bis zum Ende geplant, einige Instrumente werden nicht benötigt, ich fügte aber noch einige perkussive Effekte hinzu. Denn im Gegensatz zu Seyfried gab ich zu Lasten der Melodie stets dem Rhythmus den Vorzug. So ist das eben hier, denn überall dort, wo die Entfernungen klein sind, scheinen sich die Menschen so gar nicht zu verstehen. Ein Dorf hat seine Musik, heiter wie Eichenrinde, bei einer Stadt verhält es sich anders, sie ist geteilt in Quasiheimisches und Fremdes, ganz so, als ob sie stets auf Reisen wäre, von orientalischen hin zu Schwingungen im Dreivierteltakt. Jemand, der sich im Zentrum aufhält, wird das, was rundherum vor sich geht, eher erfühlen als begreifen, dies gilt auch für die Verwirbelungen der Klangströme. Wie auch anderenorts besitzt diese Person ihre Leute, ihre Systematisierung – man muss sie nur verorten. Ein anderer Schriftsteller, an einem anderen Ort würde bei einem Blick durch ein anderes Fenster alles auf andere Art und Weise sehen. Einer in Beledija blickt in Richtung Bistrik, einer in Bistrik sieht in Richtung Beledija, begleitet die Fortschritte auf einer Baustelle, von den Grundmauern bis hin zur Gestaltung der Fassaden und hat dabei keine Ahnung, was das Gebäude beherbergen wird und wer es baut. Wie er von allem anderen auch nichts weiß. Aber er sieht zu und erkennt den Lauf der

Dinge. Sobald die Zimmermänner ihre Arbeiten abschließen, erscheinen unter dem Galgen der Scharfrichter und das Opfer, irgendwo hinten befindet sich auch das offizielle Publikum. Hinter den Mauern des Kreisgefängnisses stehen Anfeuernde und Hassende, Rächer und Rückgratlose. An Liebhaber von Spannung, Horror und ähnlichem alltäglichen Grauen möge die Empfehlung ergehen, dieses Buch nicht mehr wegzulegen, denn hier gibt es zahlreiche solcher Geschichten, die derartigen Träumen keinen Grenzen setzen.

Einzig einem noch zahnlosen Kind sollte man breiartige Nahrung verabreichen, alle anderen müssen kauen und nochmals kauen. Verstehen Sie, was ich sagen möchte? Kein einziges Leben verläuft geradlinig, kein einziges ist eine ununterbrochene Linie, auch nicht im von Auslassungen, Ergänzungen und nachträglichem Erinnern gekennzeichneten biografischen Erzählen. Wie auch anderenorts gibt es hier Löcher, die einen ganzen Menschen verschlingen könnten.

Und wenn es sein Schicksal sein sollte, dann möge es so sein. Ich werde ihn nicht retten. Wenn Sie das Buch nun lesen, dann bitte ich Sie, sich gemeinsam mit mir darum zu bemühen, eine möglichst große Menge an Fäden zu flechten, um sie später zu einem Stück Stoff zu verweben, falls wir uns irgendwo einmal treffen sollten.

1.

Gestern jährte sich der Todestag des Vaters zum zehnten Mal. Ich war auf dem Friedhof, ohne Blumen und Kerzen und ganz alleine. Die ganze Stadt bereitet sich auf den Einzug der siegreichen Partisanenarmee vor. Wer zu fliehen gedachte, hat dies bereits getan, die Zurückgebliebenen wussten entweder nicht, wohin oder sahen keinen Grund, wegzugehen. Die Straßen sind menschenleer. Die Stadt wirkt geisterhaft und bietet

ein Szenario, das wohl jenem gleicht, als sie mein Vater im Jahre 78 des vorigen Jahrhunderts betreten hatte. Oder jenem, als im Spätherbst des Jahres 1918 die serbische Armee einmarschierte. Oder auch jenem, als im Jahre 1941 die Deutschen kamen. Truppen kommen und gehen, und ich kenne weder ihre Stärke noch ihre Namen. Im Übrigen wurde ich zu keinem Zeitpunkt als potenzieller Wehrdienstleister in Betracht gezogen. Ich bin sowohl für einen militärischen als auch für einen zivilen Dienst einfach ungeeignet.

„Wozu ist er eigentlich überhaupt geeignet?“, wandte sich meine Mutter verzweifelt an meinen Vater, ganz so, als ob mich dieser wie Gott im Himmel aus einem Stück Erde geformt hätte.

„Gott alleine weiß, wozu er geeignet ist“, entgegnete mein Vater ruhig. Ein einziger solcher, mit ruhiger Stimme von ihm vorgetragener Satz war ausreichend, damit sich meine Mutter mit der Hand abwechselnd auf den Kopf und auf die Brust zu schlagen begann.

Ich blättere in einem Heftchen mit Geschichten über den Vater, mit Erinnerungen daran, worüber er mir erzählt hatte und an Dinge, die auf welche Art auch immer zu mir vorgebracht waren. Ich habe diese Notizen deshalb zu Papier gebracht, um mich – meist hungrig und krank – vor dem totalen Verfall zu bewahren. Ich habe sie wie über einen Fremden geschrieben, was der Vater ja eigentlich bis zu seinem Tode auch war. Ich habe Sarajevo geliebt, die Umgebung und auch die Natur der Stadt. Jenen Abhang unterhalb des Trebević, an dem sich die Eisenbahnstrecke entlangschlängelt. Heute bin ich mir nicht einmal mehr dessen sicher. Mein Vater hat mich nie mitgenommen, er schämte sich wohl, oder es war ihm einfach nicht in den Sinn gekommen, aber auch ich hatte keinerlei Wunsch, an einen Ort zu reisen, an dem ich nichts zu tun hatte. Der Wahrheit zuliebe muss ich festhalten, dass der Vater in jüngeren Jahren stets unterwegs war, und erst später ha-

ben wir gemeinsam manchmal Ilidža oder den Gipfel des Trebević aufgesucht. Ich habe gemalt, während er in der Wiese gelegen ist. Mehrfach wollte ich ihn porträtieren, doch gab er mir mit einem Blick zu verstehen, dies besser zu unterlassen. Beim Gedanken, dass er heute kommen und alles zerreißen könnte, beginnt mein Herz heftig zu schlagen. Ich weiß nicht, warum, aber ich habe mich vor ihm irgendwie immer gefürchtet, obwohl er mich nie beschimpft oder gar geschlagen hatte. Ich wusste, dass er trinkt, vor allem damals, als ich noch ein Kind war, aber ich kann mich nicht erinnern, ihn zu Hause jemals betrunken erlebt zu haben.

Diese Bahnstrecke, die quer durch Bistrik verläuft, hatte mich oft angezogen, sei es in Gedanken an eine Reise ans Meer oder zur Drina. Ich wartete, dass die Lokomotive Dampf ablässt und sodann ganz in wunderbarem Grau verschwindet. Wie oft versuchte ich, sie zu malen und dabei nur Grau und Schwarz oder eigentlich eine Mischung aus Schwarz und Weiß zu verwenden, die ineinander verschwimmen. Es sollte mir nie gänzlich gelingen, obwohl ich stets einige mir mittlerweile liebgewordene Blätter bei mir trug.

Heute blicke ich darauf, was vom Vater und nicht von mir zurückgeblieben ist. Alles von mir ist vernachlässigbar, man könnte auch sagen inexistent. Denn wer sollte sich aus welchem Grund an mich erinnern? Wem könnten meine Sachen oder auch sogar meine Bilder nur irgendwie dienlich sein? Ich selbst kann sie aus mir nicht verdrängen, mögen sie also in mir bleiben. Ich stieß auf des Vaters Notizen, Reisequittungen und Zeitungen, die er aus irgendeinem Grund aufbewahrt hatte. Jahrelang fiel mein Blick auf eine blecherne Kaffeebüchse, in die er immer irgendetwas hineingesteckt hatte, und nun entdeckte ich, dass es sich dabei um viele kleine Papierzettel mit Reisenotizen, Erinnerungen und sogar auch verschiedene Überlegungen handelte. Mein Vater war einer jener Menschen, für die das Leben ein langsamer, gestrenger Lehrmeister ist. In hohem Maße kämpferisch, um nicht in der Gosse

seines Lebens unterzugehen, war sein Blick nach vorne gewandt, ganz so, als ob er weiß Gott wo und weiß Gott wer wäre. Hier ist das nicht einfach. Zu seiner Zeit war es wohl noch schwerer.

Warum nur bringe ich das alles hier in Ordnung, schlichte die Dinge, schreibe und schreibe, als hätte es mir jemand aufgetragen?! Ich habe keine Ahnung. Das Malen habe ich schon seit längerer Zeit gänzlich vernachlässigt, das Papier ist aus, ich habe keine Farben, und die Pinsel bestehen nur mehr aus zwei-drei Borsten. Zwar könnte ich mit ihnen noch malen, aber das restliche Zubehör fehlt – ebenso wie auch mein früherer Wunsch, beinahe schon ein Verlangen, bereits am frühen Morgen mit dem Malen zu beginnen. Einstmals habe ich schon bei Sonnenaufgang nach meinen Malutensilien gegriffen, mich ans Fenster gesetzt und zu malen begonnen. Dabei benutzte ich ausschließlich Wasserfarben. Doch eines Tages, als ich nach dem letzten Pinselstrich ungeschickterweise die Leinwand mit Tee übergoss, eröffnete sich mir eine neue Technik. Später kam ich zwar wieder von ihr ab, aber zumindest weiß ich nun, dass man mit allem Möglichen malen kann.

Abgesehen von einigen Skizzen in meinem Heftchen habe ich ein ganzes Jahr lang nicht gemalt. Ich verspüre auch kein Verlangen danach. Danke dir, du mein Gott, für mein Heftchen und den Bleistift. Letztendlich, so glaube ich, werde ich alle Bilder vernichten, denn von mir soll nichts zurückbleiben. Schon zu meinen Lebzeiten hatte niemand daran Interesse, und nach meinem Tod würde es dann irgendjemand anderer zerstören. Besser also, ich erledige das selbst. Aber warum bloß schreibe ich das alles? Ich weiß es nicht! Vielleicht deshalb, weil ich mich immer schleppender und mühsamer fortbewege und das Alter seinen Tribut fordert. Wie ein auf dem Rücken liegender Bär schmiege ich mich immer enger an die Erde. Aber nichtsdestotrotz muss es noch etwas geben, was stärker als diese und auch so manch andere Erklärung ist. Denn immer wenn ich gemalt habe, habe ich mich gefragt, ob

dies mit der Hand, dem Auge, dem Willen oder etwas anderem, gänzlich Geheimnisvollen geschieht; das gilt auch für das Schreiben, denn mir scheint, dass ich nur dem folge, was das Auge sieht und was mir in den Sinn kommt, wenn ich von hier aus, aus Bistrik, auf den Miljacka-Fluss und auf die Stadt blicke. Auf meinen Fluss und auf meine Stadt.

Es gibt Morgen, an denen ein Mensch erwacht und sich fragt, wo er sich denn bloß befindet. Alles erscheint ihm fremd, und der Traum, aus dem er eben erwacht ist, kommt ihm wahrhafter vor als die neue, morgendliche Lebenssituation. So ergeht es auch mir, wenn ich auf Sarajevo hinabblicke und mich frage, wer ich bin und woher ich komme.

Manchmal denke ich, dass jeder Maler auch ein Literat sein könnte. Und es würde mir dabei durchaus zum Vorteil gereichen, wenn ich irgendwann einmal einen lebenden Literaten erblickt hätte. Aber gibt es solche hier in Sarajevo? Obwohl ich noch keinen gesehen habe, glaube ich doch, dass es sie gibt.

Doch all das ist nicht weiter wichtig, denn ich habe auch niemals einen lebenden Maler gesehen und dennoch zu malen begonnen. Zumindest habe ich mein Tun als Malerei erachtet. Literaten verlassen wahrscheinlich niemals ihre Gemächer, in denen sie über die wundersamsten Geschichten, fernab vom Leben, sinnieren. So manches habe ich auch gelesen, zwar nicht viel und nichts Besonderes. Es hat mich nicht gerade begeistert. Ich denke darüber nach, wie es denn sein könnte, wenn das, was ich schreibe, eine Geschichte aus einer ganz anderen Zeit und über mir gänzlich unbekannte Menschen wäre. Einem Märchen gleich, das es einem Leser kalt über den Rücken rieseln lässt. Ganz so wie Baščelik². Aber wer weiß,

² Es handelt sich um das Epos von Baščelik (wörtlich: Eisenkopf), bei dem ein alter, an eine Mauer geketteter Mann nach einem vom Helden der Geschichte verabreichten Schluck Wasser seine Ketten sprengte, neue Macht gewann, Flügel bekam und die

was daraus wohl werden wird. Und werde ich die Kraft haben, diese Geschichte in Worte zu fassen? Ich glaube, dass all das, worüber ich jetzt nachdenke, nicht weiter wichtig ist. Ich schreibe, und im Geschriebenen suche ich nach meinem Vater und nach mir selbst. Besonders jedoch suche ich meinen Vater. Mit ihm hat meine Welt begonnen und auch geendet. Ich weiß nicht, ob er darüber Bescheid wusste und ob er fühlte, wie viel er mir bedeutete und wie sehr ich ihn benötigte. Ich werde versuchen, all das zu Papier zu bringen, und so wie es enden möge, so möge es auch sein.

2.

Die unveröffentlichten Aufzeichnungen von V. B.

Ich habe alles aufgeschrieben, ganz so, als sei es schon von Kindesbeinen an mein Schicksal gewesen, als Archivar zu enden. Zwischendurch gab es auch gewisse Zweifel, wenn mir etwa ein Buch anziehender erschien und ich – wie der alte Đorđe Pejanović beim Verlagshaus *Prosvjeta* – gerne Bibliothekar gewesen wäre. Ich liebte es zu sehen, wie er in seinen Händen ein Buch hält, wie er darin blättert, es auf den Tisch sinken lässt und sodann wieder zur Hand nimmt. Ich glaube, dass er Bücher wirklich geliebt hat, seine Bewegungen aus dem tiefsten Innersten kamen und er niemandem etwas vormachen musste. So etwas kann man auch nicht lernen. Ich habe ihn nachzumachen versucht, war aber mit dem Ergebnis nicht zufrieden, sodass ich mich dennoch wieder dem Wunsch zuwandte, ein Archivar zu sein. Oder auch ein Publizist, was wiederum einem Literaten nahekommt. Letztendlich möchte man etwas in eine Form bringen, zu einem Buch verarbeiten,

Frau des Helden, eine Königstochter, gefangen nahm. Letztendlich konnte Baščelik besiegt und die Königstochter befreit werden.

obwohl mir kürzere Texte stets lieber waren. Irgendwie habe ich sogar das Gefühl für Bücher verloren, sie waren einfach nicht für mich gemacht. Aber die Geschichte über Alois Seyfried erschien mir dann doch derart interessant, dass ich mehrfach den Versuch unternahm, sie in Buchform zu fassen. Es sollte mir nicht gelingen. Es blieb bei einigen Handschriften, die keine Einheit bilden.

Ich glaube, dass keiner der heutigen Publizisten Seyfried je besucht noch ihn gesehen hat. Wohl auch nicht Milorad Kostić aus Banja Luka, der sich aber nicht mehr in den Kreisen der schreibenden Zunft bewegt. Ich weiß nicht einmal, ob er überhaupt noch am Leben ist. Einen letzten Text noch, und dann war es vorbei. Er hat einige Dramen geschrieben, die ich aber weder gelesen noch gesehen habe. Sie sind wohl nur von lokaler Bedeutung gewesen. Wie auch alles andere in diesem Land nur von lokaler Bedeutung ist. Von so lokaler Bedeutung, dass es uns oft gänzlich bedeutungslos erscheint. Ich weiß, dass die örtliche Bevölkerung dies nicht so empfindet, aber ich muss eben sagen, was ich empfinde. Zu Beginn habe ich nicht an ein Buch gedacht, auf gar keinen Fall. Zumindest nicht an ein Buch über Alois Seyfried. Es gibt viele Menschen mit erheblich größerer Bedeutung für die Geschichte Bosniens und der Herzegowina, warum sollte ich also ausgerechnet über einen Henker schreiben! Ein Buch über Sarajevo etwa wäre weitaus naheliegender.

Es war Juli, und Sarajevo stöhnte unter der Hitze. Ich weiß nicht mehr genau, von wem ich damals erfahren habe, dass Seyfried noch am Leben ist und in der Kapetan-Gradašćević-Straße Nummer sieben lebt. Ich trug Angaben über die Mitglieder der Organisation *Mlada Bosna* zusammen, wobei für mich jedes Detail von Bedeutung war, was im Besonderen auf die Fotografien, derer es damals noch sehr wenige gab, zutraf. Die österreichischen Beamten besaßen Fotoapparate, und manche hatten die Angewohnheit, die Verhängung der schwerstmöglichen Bestrafung festzuhalten. Ich begab mich

also zu Seyfried, um festzustellen, ob er Fotos besaß und wenn ja, ob er sie mir zur Verfügung stellen würde.

Er lebte in einem dieser kleinen, eng aneinandergeschmiegt, finsternen und feuchten Häuser mit einem Erdboden im Vorraum. Es erwartete mich ein junger Mann, etwa um die dreißig Jahre alt, Seyfrieds Sohn, wie er sich mir vorstellte. Von kleinem Wuchs, merkbar gebückt, bartlos und mit wirrem Blick erschien er wie ein Mensch, dem das Leben Furcht bereitet. Stets defensiv und für den Fall der Fälle stets einen Schritt zurückmachend. Seine Antworten gleichen Rechtfertigungen, wobei er seinem Gegenüber nicht in die Augen blickt. Ein Mund mit wenigen, ungleichen Zähnen, vielleicht nur zwei-drei davon, mehr rot als braun.

In den Händen hält er eine Malpalette, und ich stelle fest, dass er mit Ölfarben an einem Bild kleinen Formates arbeitet, das anstatt auf einer im Zimmer nicht vorhandenen Staffelei auf einem kleinen Tisch ruht.

„Sie malen?“

„Ja, ich male“, gab er mir halblaut und sich fast rechtfertigend zur Antwort.

„Und sind das hier Ihre Bilder?“

Im Zimmer, das zugleich eine Küche, ein Vorzimmer und ein Wohnzimmer hätte sein können, hingen überall an den Wänden direkt mit kleinen Nägeln befestigte Bilder, ganz ohne Rahmen und Passepartout.

„Aquarelle, wie ich sehe, und jetzt malen Sie etwas in Öl?“

„Ja, ja“, beeilte er sich, zu antworten, „verstehen Sie etwas von Malerei?“

„Ich besuche regelmäßig Ausstellungen, aber ich bin kein sonderlicher Fachmann“, gab ich zögerlich zurück, nicht wissend, was ich zu seinen Werken sagen sollte. Am Ende fügte ich dennoch hinzu: „Ihre Bilder gefallen mir, sie sind warm.“

Er wusste nicht, was er mir darauf zur Antwort geben sollte, wandte sich zur anderen Seite um, als ob ihm das Betrachten seiner Bilder Freude bereiten würde.

„Was wollen Sie von meinem Vater? Sie sind doch gekommen, um ihn zu sehen, nicht wahr?“

„Ja, ich würde ihn gerne zu den im Winter 1915 gehängten Attentätern befragen.“

„Er spricht nicht gerne darüber. Es waren auch schon Journalisten hier, aber er hat sie abgewiesen.“

Nach kurzem Schweigen legte er die Palette und den Pinsel zur Seite. Mir schien es, dass er darüber nachdachte, mich dennoch nicht gleich fortzuschicken.

„Sind Sie Journalist?“

„Nein, ich befasse mich mit Geschichte.“

„Ich weiß nicht, ich bin nicht sicher. Er hat es nicht gerne, wenn ich ihm solche Gäste ankündige, aber bei Ihnen werde ich eine Ausnahme machen. Sie scheinen mir seriöser als frühere zu sein.“

Der Grund für sein Verhalten dürfte wohl in meinen Kommentaren über seine Bilder begründet gelegen haben. Aber eigentlich hatte ich ja überhaupt keine Ahnung von Malerei, und ich kann mich heute an keine einzige Ausstellung erinnern, die ich zu dieser Zeit besucht hätte. Später schon, aber damals sicher nicht. Heute kenne ich einige Maler aus jenen Tagen, die aus dem Norden kamen, auch einige unserer Maler, aber damals lag bildende Kunst fernab meiner Interessen.

Nachdem er sich ins Nebenzimmer begeben hatte und mit dem Vater sprach – so leise, dass ich auch trotz der bestimmt schlecht isolierten Wand kein Wort verstehen konnte – warf ich einen Blick auf seine Aquarelle. Derer gab es zwar auch einige gelungenere, aber die Mehrzahl der Bilder war anfängerhaft, mit zu starken Nuancen grüner und blauer Farbe.

Obwohl ich einige Viertel von Sarajevo erkennen konnte, zeigten sie nicht Bestimmtes. Wahrscheinlich hatte er sie aus dem Kopf gemalt, denn ich nahm kaum an, dass er sich mit den Malutensilien auf die Straße begeben hatte, um dort zu malen. Es gab einige Bilder des als *Ćiro* bezeichneten kleinen Zuges, der bei seinem Weg durch Bistrik dunkle Rauchwolken in den blauen Himmel steigen lässt.

„Kommen Sie herein, mein Vater empfängt Sie“, konnte ich hinter meinem Rücken seine ängstliche Stimme vernehmen.

„Ihre Aquarelle sind interessant“, sagte ich der Ordnung halber.

„Ich würde mit Ihnen gerne darüber sprechen“, gab er leise und unentschlossen von sich.

„Ja?“

„Hier habe ich niemanden, mit dem ich das kann, mein Herr.“

„Vielleicht könnte ich Sie ja mit einem anderen Maler bekannt machen“, war ich um die Wahrung von Distanz bemüht, was er aber sogleich durchblickte.

„Nein, danke.“

„Warum?“

„Ist nicht wichtig. Mein Vater erwartet Sie.“

Es tat mir zwar leid, dass unser Gespräch zu Ende war, aber ich hatte einfach keine Zeit und keine Geduld mehr, mich mit ihm zu unterhalten. Ich dachte, dass ich ihm nach dem Gespräch mit dem Vater schon noch etwas sagen können würde, weil ich angenommen hatte, dass mein Gespräch mit ihm kurz sein würde und nur zwei-drei Dinge betreffe. Doch es sollte bis zum Nachmittag dauern und glich einem rauschenden Bach, dessen Schleusen und Wirbel einzig dazu dienen, das Wasser möglichst gut nutzbar zu machen.

3.

Ein Erzähler – nicht zwangsweise ein Mensch, sondern vielmehr der Geist der Erzählung selbst – ist Beschreiber einer Szene, in der sich die Handlung ereignet und die er sich untertan machen möchte.

Die Geschichte ist ein Luder, nur weise Menschen erkennen dies nicht. Das Volk sieht, die Wissenschaft ist blind. Sie feiert eine Geschichte, die die Menschen weiser macht. Und natürlich auch unglücklicher. Doch gibt es keine Wahl. Es erschallt der Befehl: „Steh’ auf! Zieh’ das an, was du hast oder was sie dir geben, Gewehr in die Hand und ab aufs Schlachtfeld. Vorwärts, zurück, halt!“ Wir wollen sehen, was gewonnen und was verloren wurde. Niemand zählt die Toten, wichtig ist nur das eroberte Land und das, was man aus ihm herauspressen kann. Es gibt mehr unzufriedene als zufriedene Menschen. So stellt sich auch der Hintergrund unserer Geschichte dar, die sich niemals ereignet hätte, wenn es nicht in der preußischen Hauptstadt zu schwer wiegenden Entscheidungen gekommen wäre. In jenen Tagen entwickelte sich Berlin zum Schicksalsort für die Geschichte der Balkanvölker, was zuvor nicht der Fall gewesen war. Warum nun ausgerechnet Berlin, mein lieber Gott?! Das Aas am Bosphorus hatte übel zu riechen begonnen, und die Aasgeier hielten sich bereit. Doch wähnten sich diese eher in der Rolle von Löwen denn als Geier. Und die Beute von Löwen ist ja immer noch begehrt als Aas.

Zuerst kam der Vertrag von San Stefano, dem zufolge sich Russland von der Türkei alles nahm, was es nur an sich reißen konnte. Österreich war unzufrieden, weil groß und verwöhnt wie es war, forderte auch Wien einen gebührenden Anteil ein. Was sollte man nun also tun? Die Diplomatie glich einem Spiel unter Kindern – ich dir das, du mir das ... Zum Schluss

noch Bosnien und Herzegowina, und dann ist es genug. Nachdem man sich über alles schön geeinigt hatte, trat der Berliner Kongress zusammen, um über Artikel XIV des Vertrages von San Stefano zu debattieren, den es noch zu ergänzen galt. Es folgte Artikel XV, das heißt, man nehme sich noch etwas von der Türkei, um die Sterbehilfe voranzutreiben. Österreich-Ungarn soll Bosnien und Herzegowina sowie den Sandžak von Novi Pazar okkupieren und seine Truppen in Bewegung setzen. Nunmehr war aber das Gleichgewicht gestört, denn immerhin überwiegen auf dem balkanischen Schaukelpferd die russischen Interessen, denen zufolge die slawischen Brüder ihre Ansprüche auf Bosnien zurückstellen sollten. Möge der Sultan ruhig noch etwas klagen, aber letzten Endes wird auch er sich damit abfinden müssen.

Dies berichtet unsere heitere Geschichte, die während des Beweinens der Toten unter Tränen geschrieben wird.

Die österreichischen Truppen überschritten die Save und fielen wie ein Schwarm Heuschrecken über Bosnien her. Anstatt eines Willkommensgrußes erwartete sie ein nur wenig gastfreundliches Volk, dem man mit Waffengewalt Gehorsam anerziehen musste. Es gab zwar Hinweise darauf, dass die Agas und Bega die mehrheitlich muslimische Bevölkerung aufwiegeln und zu einem Aufstand anstacheln wollten, doch sollte es letztendlich nicht dazu kommen. In der Realität und im alltäglichen Leben war es sodann schlimmer und grausamer als man angenommen und geplant hatte. Es wurde gestorben, zerstört, und die – außer in der Kenntnis des Landes – in jederlei Hinsicht unterlegenen lokalen Kräfte konnten sich den von außen gekommenen Wohltätern nicht nachhaltig in den Weg stellen. Von Hügel zu Hügel rückte die k.u.k. Armee allmählich voran und bestattete ihre Gefallenen selbst, von denen die Mehrzahl die gleiche Sprache sprach wie diejenigen, die auf der anderen Seite des Schützengrabens standen. Weder der Weg nach Sarajevo noch zu den Herzen seiner Bewohner war ein einfacher und geebener.

Unbeteiligt und in der Rolle von Zusehern eines Spiels, das sie nichts angeht und an dem sie nicht teilnehmen können, wurde all das von den bosnischen und herzegowinischen Christen orthodoxer und katholischer Konfession beobachtet, die abwechselnd und in Abhängigkeit davon, mit wem sie in Kontakt kamen, als Walachen, Morlaken oder Magyaren, meist jedoch als Einheimische bezeichnet wurden. Von Zeit zu Zeit wurde jemand erschossen oder gehängt, meistens wegen Raubes, und es kam vor, dass es sich bei den exekutierten Personen genau um diejenigen handelte, die früher der Besatzungsarmee als ortskundige Führer gedient hatten. Letztendlich endete es dann so, wie es eben kommen musste, doch wäre alles auch ohne Kampf und Opfer möglich gewesen. Anderenorts, wohlgemerkt, nicht aber hier. Das behaupten zumindest die Chronisten.

Eine gewisse Zeit lang erschien es so, als ob Bosnien und die Herzegowina befriedet seien; es gab keinen Krieg mehr, aber auch keinen Frieden angesichts der neu entstandenen Situation. Beim Blättern in alten Zeitschriften und Zeitungen stößt man immer wieder auf Skizzen eines Dorfes oder einer Stadt, auf denen die abgebrannten Holzhäuser und die gefallenen Jugendlichen realitätsnah abgebildet werden. Doch gibt es keine Zeichnungen der Ankömmlinge und der Wegziehenden mit all ihren Gedanken daran, dass ihr Leben niemals wieder so sein werde wie zuvor. Denn immerhin handelte es sich um schicksalshafte Weichenstellungen.

Werfen wir nun einen näheren Blick auf dieses Bild, wenn auch aus einer etwas anderen Perspektive. Es war einige Zeit vergangen, ohne dass es vor Ort zu wesentlichen Veränderungen gekommen wäre. Aus Wien war der Blick etwas getrübt, aus Sarajevo etwas klarer.

Von den Schlachtfeldern stieg noch Rauch auf, die Wege waren von der österreichischen Armee rußgeschwärzt und verbrannt, und auf allen Seiten vernahm man Befehle in einer

scharfen und dem ortsansässigen Volk widerwärtigen Sprache. Es war Krieg und auch wieder nicht, es wurde okkupiert und auch wieder nicht, Bosnien und Herzegowina hatte zwei Herren und zugleich auch wieder keinen, und vielleicht stand das Land wie auch stets zuvor einfach nur unter der Herrschaft lokaler Banditen. In den endlosen und dichten Wäldern, in Ortschaften und auch in von Gott und den Menschen beinahe vergessenen Dörfern gingen Meuterer und Hajduken auf der Suche nach Wahrheit und Geld ihrem Handwerk nach. Aber von wem nahmen sie es? Von allen! Vor allem aber von den Schwächeren, egal welchen Glaubens. Nun aber war eine neue Staatsmacht eingetroffen, eine Staatsmacht mit Standgerichten, die Galgen errichtete, und die ad hoc aufgestellten Erschießungskommandos brachten diesem gebirgigen Land Recht und Ordnung. Zwar waren die Gesetze hart, aber es waren immerhin Gesetze! So sprachen jene, die in der Etappe der Armee folgten und die das Volk auf Grund ihrer in tragbaren Holzbehältnissen untergebrachten Habseligkeiten als Kofferträger bezeichnete. Sie sprachen alle Sprachen der großen Monarchie, vorzugsweise jedoch Deutsch, das unangetastet an erster Stelle stand. In ihren Reihen gab es gute und verdorbene, fähige und unfähige, junge und altgediente Menschen, Abstinenzler und Alkoholiker, und diese Aufzählung ließe sich noch endlos fortsetzen, denn es handelte sich um ein Heer an Beamten, das eine Welt gegen eine andere tauschte – das Osmanische, muslimische Reich gegen das katholische Habsburgerimperium – und das einer mythischen Ur Schlange gleich über dieses Land hereinbrach. Obwohl sie offiziell nur vorübergehend gekommen waren, verrichteten sie jede ihrer Tätigkeiten überaus solide, damit alles nach Möglichkeit für alle Ewigkeit Bestand habe. Doch damit genug der allgemeinen Schilderungen, und wir wollen uns konkret einem dieser Beamten zuwenden. Aber dabei gilt es, Vorsicht walten zu lassen, denn er war keiner dieser typischen Amtsträger, kein

Kaufmann, kein Akrobat, kein Kartenspieler und auch kein reisender Gesellschafter.

Ein gut beobachtendes Auge konnte in der Menge dieser Kofferträger ein ganz besonderes Exemplar ausmachen, das in seiner Holzkiste eine Zither mit sich herumtrug. Von hagerer Gestalt, bereits in die Jahre gekommen, bekleidet mit einem langen schwarzen Mantel und mit einem Zylinder auf dem Haupte, zog er alleine schon durch sein Äußeres Aufmerksamkeit auf sich. All jene, die ihn kannten, wollten ihn weder erblicken müssen noch seine Stimme hören. Aber was war er nun? Ein Henker oder auch Scharfrichter! Gütiger Gott, es gibt doch schon so viele von seiner Sorte und jetzt auch noch diese Gestalt, flüsterte man sich in Sarajevo vorsichtig zu. Was hatte denn das bloß zu bedeuten? Doch wollen wir in der Geschichte nicht ungeduldig vorgreifen und uns ins Zentrum der Handlung begeben. Denn oftmals ist es so, dass sich die Dinge letztendlich anders darstellen, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Fahren wir also mit der Beschreibung fort.

Es handelte sich konkret um zwei Soldaten, zwei Brüder, die sich für das Erlernen eines Handwerkes entschieden hatten, das sich bei den meisten Menschen nur geringer Beliebtheit erfreut und zwangsläufig von sich reden macht. Aber letzten Endes kann niemand und nichts in dieser Geschichte etwas an der Tatsache ändern, dass jemand etwas wurde, was er ja immerhin werden musste! Ein Weg sollte nach Möglichkeit kurz, rechtzeitig offen stehend und begehbar sein, darauf kommt es an. Doch stoßen wir auf diesem Weg immer wieder auf die Erkenntnis, dass manchen Menschen bereits seit jeher ein Platz zugewiesen ist, den sie einzunehmen haben, so ungewöhnlich dieser auch sein mag. Auch mit dem Beruf eines Henkers, eines Scharfrichters, eines Exekutors verhält es sich so. Anstelle von Schweigen und Stille gibt es hier bloß Tränen und Zorn. Und das trifft auch auf unsere Geschichte zu, auch wenn es sich bei unserem Henker nicht um den Erfinder sei-

nes Handwerkes handelt. Scharfrichter hatte es bereits zu allen Zeiten gegeben, und alle waren sie ihren Aufgaben und Befehlen nachgekommen. Nun aber war eine neue Zeit angebrochen, die auch einen neuen – so muss es wohl gesagt werden – Staatshygieniker erforderlich machte.

4.

Der Erzähler treibt die Geschichte voran, nichts kann ihn aufhalten.

In Abhängigkeit von der Jahres- und Tageszeit sowie von der Richtung, aus der sich Reisende in Alois Seyfrieds neuen und für sein restliches Leben bestimmten Dienstort begeben, stellt sich ihnen diese unbekannte und fremde Stadt mit unzähligen Gesichtern dar, die jedoch alle vor dem gleichen Hintergrund erscheinen – Berge, die unheilschwanger ein gewaltiges Naturstilleben einrahmen, durch das ein halsstarriger Fluss mit Ufern fließt, die den Menschen gleichen. Denn sie verkörpern sowohl das, was man sieht, aber auch Dinge, die dem Auge verborgen bleiben. Alois Seyfried hatte niemals zuvor eine orientalische Stadt gesehen, und ihr Aussehen jagte ihm derartiges Schaudern ein, dass er einige Tage nur über den Grund nachdachte, warum sich seine Kaiserliche Hoheit Franz Joseph überhaupt auf dieses große Abenteuer eingelassen hatte. Aber schon bald sollte dieser Gedanke beruhigende Wirkung erlangen, denn wenn immerhin der Monarch so entschieden hätte, dann müsse er, Alois Seyfried, der Henker, nicht weiter darüber nachdenken, sondern einzig seiner heilige Bürgers- und Berufspflicht nachkommen und all jene an den Galgen bringen, die das von seiner Majestät abgesegnete Gesetz übertreten hatten.

Eine Stadt oder ein Dorf, ein tiefer Wald oder steiniges Terrain – alles ist bedeutsam, und allem ist in gleichem Maße

Aufmerksamkeit beizumessen. Er würde nun hier in Sarajevo leben müssen. Es gelte nun eine Wohnung zu finden, vielleicht auch nur ein elendes Zimmer, und auch eine Gaststätte, wo man billig essen könne. Nicht nur essen, wohlgemerkt, aber dazu noch später.

Man müsse noch etwas Geduld an den Tag legen; die Stadt werde sich schon verändern, denn das sei ja auch das Ziel der neuen Herren. Sie werde sich zwar ändern, aber ihr bisheriges Wesen würde dennoch in einer abgelegenen Schublade der Erinnerung verbleiben, was vor allem dem besonderen Geruch und einer Reihe von Bildern geschuldet ist, deren Tilgung aus dem Bewusstsein Übelkeit hervorriefe. Aber was war das für ein Geruch? Ein insgesamt unangenehmer, durchmischter. Nicht einer nach der Frühlingsblüte, wie es in türkischen Reisebeschreibungen heißt, nicht einer nach wundervollen Gärten, der sich erst später gemeinsam mit dem Bild schwarzer, dämonischer Augen verbreiten sollte – nein, es war ein Duft und zugleich ein Gestank nach Urin, verwesendem Aas ... doch soll hier nicht weiter damit fortgesetzt werden, denn immerhin geht es um einen Menschen mit bedingt empfindlichem Magen, einen Menschen, vor dessen Beruf sich diejenigen Leute grauten, deren Gerüche ihn ekelten. Ein Ekel und ein Unbehagen, irgendetwas dieser Art, jedenfalls war es ein Ort, an dem man sich kaum sein künftiges Leben vorstellen wollte. Was war mit ihm geschehen, war er seines Berufes etwa überdrüssig? Wie war es mit den Menschen, die noch nichts vom neuen Scharfrichter wussten und nicht ahnen konnten, dass sich alles ändern sollte?

Jede Stadt ist geprägt von ihren Bewohnern, so auch das von seinen alteingesessenen Bewohnern überwiegend verlassene und von rückständigen Neuankömmlingen überschwemmte Sarajevo. Es kommt zu Streitigkeiten, die sich wohl niemals werden lösen lassen. Irgendjemand wird später von einer verzerrten Optik sprechen, aber das hat mit dieser Geschichte nichts zu tun. Es verhält sich wie bei einem Klo-

sett: Jemand, der es verlässt, erlebt es anders als jemand, der es gerade aufsucht. Pfui, pfui, sagen manche, aber das hat mit dem Scharfrichter nichts weiter zu tun. Oftmals kam es einigen vor, dass Seyfried einfach übertrieb, denn woher nimmt ausgerechnet ein Scharfrichter eine so feine Nase, dass er den Geruch eines vor einem Geschäft hängenden und mit Fliegen übersäten Lammes oder des allgegenwärtigen Talges für die Fleischtrocknung nicht erträgt? Man sagt, er liebe Schweinefett! Das heißt also, dass dieser Mensch bloß heuchelt, und der Hass der Ortsansässigen auf seine Person wuchs an.

Außer dem Militärkommando, auf dessen Geheiß hin Seyfried nach Sarajevo gesandt worden war, wusste niemand, wer er war und woher er kam, ob er eine Familie hatte und welcher Konfession er angehörte. Aber im Übrigen würde seine Tätigkeit schon sehr schnell eine ausreichende Legitimation mit sich bringen, sodass niemand mehr an Informationen über seine Person interessiert wäre. Aber auch dieser Frage wollen wir uns nicht weiter zuwenden, zumal dadurch die Geschichte ihren Zweck und ihren Sinn sowie ihre gesamte Kraft verlöre. Immerhin ließen manche Dinge doch einige Mutmaßungen über seine Person zu: Angesichts dessen, dass er Zither spielte, konnte man annehmen, dass er Österreicher war, aber weil er auch viele Wörter und Sätze in slawischen Sprachen beherrschte, die nach damaliger Gepflogenheit völlig verdreht und entsetzlich verballhornt waren, hatte er wohl bereits in einem ähnlichen zivilen oder militärischen Milieu gelebt. Aber Alois Seyfried war ein Mensch, der eher zuhörte, als selbst das Wort zu ergreifen. In einer redseligen Runde war er ein dankbarer Teilnehmer, da er die Erzählenden nicht unterbrach und auch keine Fragen stellte. Kaum sah man ihm in die Augen, wandte er seinen Blick ab und ließ ihn irgendwohin zur Seite schweifen, als ob er im Hintergrund nach etwas Ausschau halten würde, was seinen Gesprächspartnern die Konzentration zu rauben wusste. Hört er mir nun wirklich

zu, fragte sich so mancher, aber er wird es wohl tun. Und auch wir wollen davon ausgehen.

(Aber wer sind nun eigentlich wir? Gleichen wir einem Menschen bei einem Vortrag, der eine hohe Meinung von sich selbst hat und gar selbstverliebt ist? Nein, vielmehr tauschen wir alles Wissen über die Zeit, in der er gelebt hat, gegen die Worte eines kollektiven Erzählers ein. Wir sind erfüllt von sprachlicher und geistiger Energie, bis zum Äußersten für menschliche Schwächen empfindsam und stöbern in literarisch-historischen Abfalleimern. Trifft dies auch auf den allwissenden Erzähler zu? Seien wir ehrlich, das wäre zwar ideal, aber es erscheint uns dann doch kaum real. Es gibt einfach zu viele Lücken und Höhlen, aus denen Vampire hervorlugen, vor denen wir uns schützen müssen. Wir sind weder Seyfrieds Sohn noch Historiker, obwohl es bestimmt von Vorteil wäre.)

Er war nicht mit der Armee gekommen, denn es hatte damals keinen Bedarf an seiner Arbeit gegeben. Das Besetzen eines fremden Territoriums gleicht immer einem kleinen Krieg mit Militärgesetzen und -gerichten. Alles geschieht in großer Eile, denn die Staatsmacht würde auch nichts anderes zulassen. Seid ihr in Sarajevo eingetroffen? Gut, dann seid euch bewusst, dass Europa auf euch schaut. Zeigt die Dominanz unserer Kultur über das orientalische Despotat.

Seyfried war gekommen, um die zivile Seite der Macht zu stärken, alles lief nach den Regeln des Gesetzes ab, und über allem wachte der Gouverneur, der sich in der bosnischen Finsternis wie ein Maulwurf zurecht fand. An seiner Seite befanden sich Standgerichte, man rottete das Hajdukentum aus und griff sich die professionellen herzegowinisch-montenegrinischen Aufständischen. Man wusste, wie und warum diese das Volk aufwiegelten, was größtenteils wohl bekannt war, auch wenn man dies nicht zeigte. Glaubt ihnen

nichts, ermahnte das kaiserliche und königliche Oberkommando seine exponierten Beamten.

Namen sind für Alois Seyfried bedeutungslos. Auch jene des kaiserlichen und königlichen Kommandos. Sie alle hatten unterschiedliche Lebenswege eingeschlagen und trafen sich nun hier in einem kleinen gemeinsamen Raum, um, jeder für sich, zu entscheiden und zu exekutieren. Seyfried hört eine Geschichte, die sich, ob er will oder nicht, in sein Gedächtnis einbrennt, es ausfüllt und ihn später erkennen lässt, dass er über gewisse Dinge sehr wohl etwas weiß, auch wenn er nicht erklären kann, woher dieses Wissen kommt. Er betrachtete den Wald, hörte den Wölfen und dem Wind zu und lauschte auch der Erzählung, von der so manches in ihm verblieb, gleichsam einem von Siegelringen durchdrungenem Wachs. Es war zwar keine heimatliche Melodie von Jodlern und Spielleuten, kam ihr aber dennoch sehr nahe.

Erst später, als der berühmte Benjámín Kállay seinen Dienst antrat, von dem Kenner sagten, dass Österreich keinen besseren Statthalter für Bosnien und dessen streitbare herzegowinische Schwester hätte finden können, begann Seyfried sein Handwerk auszuüben. Kállay wusste über diejenigen, über die er herrschen sollte, bestens Bescheid, doch galt das nicht im Umkehrschluss, und erst später gelangte man zur allgemeinen Erkenntnis, wer und was für einer er tatsächlich war. „Wir dachten, er wäre ein Freund“, sprachen die Orthodoxen, „aber nun seht her, verdammt noch einmal!“ Abermals traten all jene auf den Plan, die zu einer Aufwiegelung des Volkes aufgerufen hatten, sodass von Frieden einfach keine Rede sein konnte.

Die Gerichte gingen unbeirrt ihrer Arbeit nach, denn was sollten sie angesichts der Masse an Abschaum, Aufständischen, Hajduken und Wegelagerern auch sonst tun! Österreich verfügte über gute, der Monarchie treu ergebene und unbestechliche Richter aus allen möglichen Landesteilen. Rechts-

sprecher, die für einige Golddukaten vergaßen, weshalb und dass jemand überhaupt angeklagt war, gehörten der Vergangenheit an. Denn das Gesetz gilt ja immerhin für alle. Bloß das Volk war daran nicht gewöhnt, denn das Leben hatte es gelehrt, dass man der Staatsmacht nicht trauen kann.

Seyfrieds Aufgabe lag in der Vollstreckung des Gesetzes, er war Chef einer fünfköpfigen, rauen und ungehobelten Mannschaft, die er erst anlernen musste. Für ihn war jeder aus dieser Gruppe nicht mehr als ein gewöhnlicher Kretin, ein Dummkopf, eigentlich ein Schweinskerl. Dies galt für seine direkten Gehilfen, aber auch für alle anderen. Es hatte den Anschein, als würde er auch seinen Bruder Hans von diesen derben Worten nicht ausnehmen. Über dessen Existenz war indes nur wenig bekannt.

Nun aber sind wir in unserer Geschichte zu weit vorangeschritten, und wir folgen nicht mehr der Chronologie, da das autoerotische Element zu sehr von uns Besitz ergriffen hat und sich nur noch schwer einfangen lässt. Denn dieses versteht es, auch dort Samen zu verstreuen, wo diese nicht hingehören.

5.

Näher und noch näher, räumt den Menschen und den Gepflogenheiten ihren angemessenen Platz ein!

Eine Stadt, eine Stadt! Alles kann man als Stadt bezeichnen. Auch ein Ort mit kindlich verballhorntem Namen, abgewirtschaftet und widerspenstig, voller Not und Feindseligkeiten gegenüber Neuankömmlingen nennt sich Stadt. Und das immerhin Hauptstadt. Irgendwo im müde werdenden Gehirn setzen sich Bilder zusammen und lassen sich wie ein Album durchblättern. Das kann über Jahre hinweg geschehen. All je-

ne, die eine größere Ansiedlung lieben und auch diejenigen, die sie hassen, benennen sie mit derselben Bezeichnung – Stadt. Ob man will oder nicht, eine Stadt lässt niemanden gleichgültig, sie geht unter die Haut, sei es als Annehmlichkeit oder schwerer Aussatz.

Seyfried spaziert durch Sarajevo, er durchquert die Stadt längs und quer, steigt zu einer Anhöhe empor, die, so sagte man ihm, Trebević genannt wird, woraufhin er sich auf einem gegenüberliegenden Hügel namens Bjelave wiederfindet. Aber dennoch, seine Wege sind nicht endlos, denn man riet ihm, sich ans Zentrum zu halten. Doch auch dort gibt es viele streunende Hunde, heimatlose und ausgemergelte Kinder, die jeden europäisch gekleideten Menschen mit scheelem Blick messen. Ständig heftet sich ihm jemand an die Fersen, sei es ein Hund, ein Bettler oder ein Kind, dessen Ansinnen sich ihm nicht erschließen will. Ist es Einschüchterung oder Hass oder gar beides zugleich? Bellen, Zurufe, Lärm, Gefluche. Vor allem den weniger elenden Tieren oder Menschen wird wohl niemand Schläge verpassen. Und warum sollte man dies auch tun – nur deshalb, weil sie einen bedrängen und einem so gar nicht ähneln wollen?

Dennoch gibt es Menschen, die auf Grund ähnlicher Erfahrungen in anderen Städten der Monarchie zu Gewalt greifen, sei es auf der Suche nach irgendjemandem oder irgendetwas Bestimmtem, aber hier gelte es, so wurde ihm gesagt, besondere Vorsicht an den Tag zu legen, denn jede Anzeige werde gewissenhaft behandelt, die Strafen wären angemessen, hart, würden unverzüglich exekutiert, und ein Standgericht gebe es auch für ein gewaltsames Verhalten gegenüber Einheimischen.

Sollte man an dieser Stelle vielleicht eine Definition von gewaltsamem Verhalten vornehmen? War ein solches ein bloßes Ansprechen, ein Herausfordern, ein Bedrängen? All das hatte es bereits zuvor gegeben, denn immerhin handelt es sich

hier um ein Verwaltungszentrum, um eine orientalische Stadt, in der sich Menschen aller Provenienzen, unterschiedlicher Wünsche und Gewohnheiten treffen, wobei sich naturgemäß auch die Speisegepflogenheiten unterscheiden. Sobald der Kanonendonner verstummt war, traten andere Geräusche in den Vordergrund. Denn gemeinsam mit der Armee trafen auch Menschen ein, die Unterhaltung boten, die ortsansässigen Kräfte stärkten und sich nun gemeinsam auf ihre Klientel zubewegten. Befreit von früheren Zwängen, gaben sich die einheimischen Jugendlichen vielfältigen Ausschweifungen hin, in denen sie bald ihren Platz, ihr Interesse oder ihren Untergang fanden.

Selten nur trifft man in der Geschichtsschreibung auf Darstellungen der Unzüchtigkeiten eines Ortes, ganz so, als seien alle Städte heilige Orte ohne jegliche Ausschweifung. Wollen die Historiker mit dieser ihrer ignorierenden Einstellung gegenüber den leichten Dingen des Lebens etwa zum Ausdruck bringen, dass solche an heiligen Stätten nicht existieren? Hat etwa eine leichte Dame nicht manchmal mehr Verdienst an einem bestimmten historischen Ereignis als das Gesamtgeflecht an historischen Umständen?

Seyfried brannten sich die ersten Bilder der engen gepflasterten und der unbefestigten Sträßchen, in denen unterschiedliche unangenehme menschliche und tierische Gerüche zu vernehmen waren, fest ins Gedächtnis ein. Er erinnerte sich auch an die großen Moscheen und Bäder, in denen sich stets zur gleichen Zeit die gleichen Menschen versammelten; Frauen ließen sich niemals blicken, doch gerade nach diesen hielt er Ausschau wie nach unter einem Stein verborgenen Goldmünzen; die alte orthodoxe Kirche im Basarviertel, bei der stets ein Feuer brannte, die immer das gleiche Aussehen besaß und mit der Zeit in der Erde zu versinken schien und die sumpfige Miljacka, die ihre Ufer unterspülte und menschliche und tierische Exkreme mit sich führte. Mit der Zeit kam es zu beinahe unbemerkten Veränderungen, bei denen man nicht

mehr wusste, wann was gebaut wurde und im Zuge derer dieser Teil der Stadt sein Gesicht wandelte; die Miljacka war nun nicht mehr sich selbst überlassen, sondern erhielt ein Flussbett, die Moscheen waren nun nicht mehr die einzigen hohen Gebäude, es wuchsen neue administrative und öffentliche Gebäude empor, auch Hotels und neue Straßen ohne Gestank entstanden; alles fügte sich endlich zu einem Gesamtbild zusammen, wobei es im Nachhinein schwer zu sagen ist, in welcher Reihenfolge alles vor sich ging. Denn es handelte sich bei dieser Bautätigkeit um keinen durchgehenden roten Faden, sondern man traf auf Knoten, Unterbrechungen und Querverbindungen. Natürlich waren nicht alle mit dem baulichen Fortschritt einverstanden, und so gab es genug Einheimische, die auf alles teils verwundert oder teils offen feindselig blickten; andere hingegen begannen, selbst zu bauen, wobei ihnen als Vorbild die große Monarchie im Norden diene. Und das war auch gut so, Gott sei Dank. So dachte nicht nur Seyfried, sondern auch ein großer Teil der Bevölkerung, der die neue Macht als einen wundersamen Wink des Schicksals ansah.

Ein weiser, alter Mann ließ einst wissen, dass Perioden der Bautätigkeit in der Regel von kurzer Dauer sind und dann zu Ende gehen, wenn die Natur alles Menschliche zu vernichten droht. Krankheiten beginnen zu grassieren, die die Stadtbevölkerung um die Hälfte schrumpfen lassen, Hochwässer tragen die langjährige Arbeit fort, Feuersbrünste – einem wilden Tatareneinfall gleich – legen alles in Schutt und Asche, und lasse es Gott bloß noch zu Krieg oder Erdbeben kommen, dann wird alles zum Stillstand gelangen und jedwedes Bauen ein Ende finden.

Aber dennoch, trotz aller Vernichtungen scheint dem Menschen stets eine Kraft innezuwohnen, die ihn alles von Neuem errichten lässt, auch wenn niemand genau sagen kann, warum dem so ist.

Eine Feuersbrunst! Sie ist nicht aufzuhalten, sagen die Alten. Und überhaupt kennen Alteingesessene zahlreiche Lebensweisheiten und auch Wörter, die die Neuankömmlinge, sofern sie dies wünschen, erst lernen müssen. Weisheiten und Wörter, die mehr sind als bloße Kommunikationsmittel, weil sie eine Zugehörigkeit zum Ausdruck bringen. Eine Teilung in das Unsrige und das Eurige.

Himmel und Erde stehen in Flammen! Nirgendwo bietet sich Schutz, um dem Feuer etwas von seinem Schrecken zu nehmen.

Wer länger lebt, kann sich besser an solche Katastrophen erinnern. Es brennen das Basarviertel, Gassen, Häuschen, Läden, Hütten und die wenigen mehrgeschossigen Gebäude. Als von der Festung, die schon lange Zeit nicht mehr dazu diente, die Stadt vor irgendjemandem zu beschützen, sondern um Ungehorsame einzusperren, drei Kanonenschüsse abgegeben wurden, wusste man, dass nun alles zu Ende war und man nichts mehr tun konnte. Zuvor hatte es am rechten Ufer der Miljacka gekracht, und zwar in einem Laden, der vollgefüllt war mit explosivem Material. Dieses Mal begann alles mit einem Tropfen heißen Wachses, das in ein Spiritusfass gefallen war.

Als die Besatzungsmacht mit der Herausgabe verschiedener Verordnungen begann, darunter auch die überaus bedeutsame polizeiliche Vorschrift über den Umgang mit explosiven Materialien, erachtete die örtliche Bevölkerung diese als Angriff auf ihre Freiheit und als unangebrachten Eingriff in die althergebrachten Gepflogenheiten. Denn gemäß der starren Gedankenwelt der lokalen Bewohner aller Religionszugehörigkeiten war Altes in ihrer Stadt immer angebrachter als Neues. Nunmehr währte man sogar den Sultan als Retter, was auch auf all jene zutraf, die ihm einst den Tod gewünscht hatten.

Den ganzen Sommer hindurch herrschte Trockenheit, alles war verdorrt, saftlos und beinahe schon zu Asche zerfallen.

Über der Stadt schwebte ein Nieselregen aus Staub und Pollen, der nur so viel Regen mit sich brachte, dass man sich zwar der Bedeutung dieses Wortes entsann, der aber in keiner Weise den Staub binden und die Fliegen vertreiben konnte.

Man sprach davon, dass bald Feuer ausbrechen würde, aber niemand unternahm etwas dagegen. Vielmehr erwartete man die Feuersbrunst wie ein unabänderliches Gottesurteil. Als sie sodann hereinbrach, nickten jene, die gesagt hatten, dass man nichts gegen sie unternehmen könne, selbstzufrieden mit dem Kopf und beteiligten sich nicht an den Löscharbeiten.

Seine Exzellenz, der für die Bürger unsichtbare und ungreifbare Gesandte des Kaisers, Herzog Wilhelm von Württemberg, stand höchstpersönlich an der Spitze der Löscharbeiten, doch sollte ihm kein größerer Erfolg beschieden sein. Aber es war ihm auch in erster Linie wichtig, seinen Namen in den offiziellen Berichten aufscheinen zu sehen und denen in Wien zu zeigen, dass er an Ort und Stelle war. Nicht mehr und nicht weniger. Den entstandenen Schaden möge Gott beheben.

Unter denjenigen, die am darauf folgenden Tag den Brandort besuchten, war auch Alois Seyfried, ein Ekel erregender junger Mann bleichen Teints und offensichtlich schwächlichen Körperbaus. In Schwarz gekleidet, glich er einer großen Krähe, die vom Trebević herab geflogen war, um sich in dieser von den Menschen verlassenen Gegend auf Beutesuche zu begeben. Allerdings wusste er nicht, was seine Beute sein sollte, denn er stand nur da und sog die Bilder der Stadt in sich auf.

Er sah erwachsene Menschen, die wie Kinder weinten. Doch warum weinten sie, wo sie doch ohnehin am Leben geblieben waren?! Diese und ähnliche Fragen stellte er sich. Man sagt, dass das hier furchtbar sei und es so etwas noch nicht gegeben habe. Dieses und jenes ist abgebrannt, und dort, wo das Feuer gelodert hat, ist wohl alles verbrannt. Die Soldaten löschten das Feuer, und einige von ihnen kamen dabei

ums Leben, was sowohl für Soldaten als auch für ein Feuer normal ist. So ist das Leben, dachte Seyfried, wenn es gestattet ist, einen Blick in seine Gedankenwelt zu tätigen.

Er kehrte nach Bistrik zurück, an einen Ort, den er vom ersten Tag seines Aufenthaltes an lieb gewonnen hatte, ganz im Unterschied zum Basarviertel mit seinem für ihn unbegreiflichen Lebensrhythmus.

Nachdem er zu Hause eingetroffen war, nahm er eine Zeitung zur Hand, notierte sich eine Schlagzeile und legte das Blatt Papier schließlich in eine Lade. Darauf stand geschrieben: Beim großen Feuer im Gebiet des Basarviertels sind 304 Häuser, 434 Läden und 135 weitere Objekte in 36 Straßen abgebrannt. Darunter waren vier Moscheen, eine katholische Kirche, das deutsche Konsulat, das Steinerne Haus, das Đulov han, die philosophische Schule Hanikah und die Synagoge. Am unteren Ende des Papiers fügte er die Jahreszahl hinzu: 1879.

Weiters schrieb er auch folgendes Gespräch nieder:

„Wer hat am meisten verloren?“

„So wie es aussieht, die Pamukovićs. Alles liegt in Schutt und Asche.“

„Welche Pamukovićs?“

„Wie welche? Es gibt nur eine Familie Pamuković.“

„Nie gehört!“

„Das wirst du schon noch, du hast Zeit. Wie es aussieht, bist du wohl nicht von hier.“

„Nein.“

„Sie haben eine Herberge besessen, die es jetzt nicht mehr gibt. Ebenso wenig wie alle Geschäfte rundherum, sämtliche Höfe, außer einem Laden in der Đumručija-Straße.“

„Aha.“

„Du bist nicht von hier, mein Freund. Du kennst Sarajevo nicht.“

„Ja, das stimmt, wahrhaftig“, sagte Seyfried im Stillen zu sich selbst.

6.

Feuersbrünste sind nicht die einzige Heimsuchung Sarajevos, es gibt derer noch viele weitere, wie etwa Überschwemmungen.

Wenn es hier zu regnen beginnt, füllen sich die Gässchen mit Wasser, Bäche stürzen den Alifakovac-Hügel hinab und strömen geradewegs auf die Miljacka als natürlichen und einzigen Abfluss zu; die Nachrichten, die in Windeseile an alle Ohren dringen, sprechen dann von einer Überschwemmung. Die Miljacka spielt verrückt, verbreitet sich die Nachricht einem Lauffeuer gleich. Das Wasser unterspült Häuser, richtet Zerstörungen an, bedroht die Brücken, und reißt das für die Heizperiode gestapelte Holz fort. Am meisten leiden die Ärmsten, die ihre Häuschen gerne am Wasser zu errichten scheinen, weil es anderswo wohl teurer ist. Oftmals jedoch sind die Hütten gar nicht in ihrem Besitz. Auf einmal begann man davon zu sprechen, dass der Hausherr Makso Despić am meisten verloren hätte, aber nur ein knappes Jahr später ließ er einen Palast errichten. Da soll man sich bloß auskennen. Er nannte einige Besitztümer sein Eigen, und immer, wenn er davon etwas verlor, rappelte er sich empor und erlangte noch mehr Eigentum, denn anscheinend können Menschen wie er einfach nicht untergehen. Diesbezügliche Gerüchte machten stets die Runde. Die Despićs, die Jeftanovićs und andere – auch wenn sie für Seyfried keine weitere Bedeutung hatten, so blieben diese Namen doch schnell im Gedächtnis hängen, wofür am stärksten die Kaffeehäuser verantwortlich waren.

Aber das Hochwasser hat auch seine positive Seite, denn immerhin schafft es viele Fäkalien fort, die Sarajevo derart verunstalten. Guter Gott, wann bloß wird diese Stadt endlich einer österreichischen Ansiedlung vergleichbarer Größe ähneln?! Sagen wir, Graz oder Linz? Bei Trockenheit verbreiten die Fäkalien einen bestialischen Gestank, und bei Regen werden sie die engen Gässchen hinab geschwemmt. Deshalb auch ist dieses Volk so gelblich und kränklich, ständig hält sich jemand den Bauch und eilt auf eine Toilette – man kann wahrlich nur sagen pfui!, hundertmal pfui!

Wir haben bereits davon gesprochen, dass es weitere Heimsuchungen gab, wobei eine auf die andere folgte. Die Bewohner aber hatten sich daran gewöhnt und zuckten nur noch hilflos mit den Schultern.

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, dass aus Ägypten kommend die Pest im Anmarsch sei. Die Staatsmacht verhängte über all jene Personen strenge Strafen, die sich nicht an die neuen Hygienemaßnahmen hielten. Doch ist das hier keineswegs einfach, denn kaum einer wusste, was dieses neue Wort bedeutete.

Man werfe nur einen Blick auf die Hauptstraße, die sogleich den Namen Franz Josefs erhalten hatte. Sie hätte die Hauptstraße einer kaiserlich-königlichen Stadt sein sollen, aber mit ihrem Aussehen stellte sie eine Beleidigung für die Größe des Imperators dar. Man blicke mit den Augen und rieche mit der Nase, denn Beschreibungen reichen hier nicht aus. Fleisch wird auf offener Straße verkauft, Passanten raufen sich um Fleischstücke, berühren sie mit ihren schmutzigen Händen und heben sie empor, um deren Gewicht zu schätzen. Andauernd gießen Fleischer blutiges und übel riechendes Wasser auf das Pflaster, das dann durch den Abfluss in der Straßenmitte entweicht. Man nehme sich bloß in Acht, dass man nicht selbst Opfer von Schüttattacken wird, denn einige scheinen dies gerne zu tun. Blicke nach vorne und nicht zur

Seite, um nicht in einen Kanalschacht zu fallen oder in Kot zu treten. Ganz zu schweigen vom Gestank. Kann eine europäische Nase diesen ertragen? Man beachte die unzähligen Fliegen, die Hunderttausenden geflügelten Quälgeister.

Es musste Ordnung geschaffen werden. Einmal und für immer! Strenge Maßnahmen und noch strengere Strafen, das war der einzige Weg in die Zivilisation. Sollen sich die Händler ruhig beklagen, es wird ihnen nichts nutzen. Auch wenn diejenigen, die die Strafen aussprachen, kaum verstehen konnten, was ihnen die Fleischer mitteilen wollten. Es galt, erst die Sprache zu erlernen, manche vielleicht in einem Jahr, andere wohl nie.

7.

Gibt es in und an Sarajevo eigentlich irgendetwas Gutes?!

Seyfried machte sich mit den Speisen und Getränken bekannt, mit denen er sich allmählich und vorsichtig anzufreunden schien, was aber oft auch mit mehrmaligem Erbrechen einherging. Den Schnaps als einziges Allheilmittel hatte er schon sehr bald lieb gewonnen.

„Wenn es keinen Schnaps gäbe, würde es alle hinwegraffen“, ließ er eines Tages seinen Lieblingszimmermann Enzo Berlusconi wissen. Dieser umtriebige Handwerker stammte von der Adriaküste, aus dem Städtchen Vodice bei Šibenik, und er hatte sich nie an das Klima in diesem schroffen Land und im Kessel von Sarajevo gewöhnen können.

„Alles, was man in dieser Stadt tut, dient dazu, sich gegenseitig der Reihe nach zu vergiften.“

Auch die ortsüblichen Gepflogenheiten waren Berlusconi ein Gräuel, was vor allem auf die Nahrung wie in Fladenbrot gelegte Ćevapi zutraf. Er verzehrte sich nach dem Genuss von Fisch und erzählte seiner Umgebung unablässig von den Arten

der Fischzubereitung. Sei es in der Pfanne oder auf dem Grill. Den von Seyfried gepriesenen Sliwowitz konnte er nicht ausstehen, es überkam ihn eine Übelkeit, die zu tagelangem Brechreiz führte.

„Ein Königreich für einen Krug Wein!“, klagte er, wobei er die ihm widerwärtigen Speisen und Getränke von sich wuschob.

Vom Berg Igman her drang Kaltluft in die Stadt, und beide stapften in Ilidža durch den noch nicht geräumten Schnee. Gegenseitig reichten sie sich eine Schnapsflasche, an deren kalter Oberfläche die Finger festklebten und leerten diese sodann.

„Jetzt können wir nicht erfrieren, Enzo“, rief ihm Seyfried zu.

„Verfluchtes Land!“, brüllte Enzo Berlusconi, der spürte, wie seine Zehen immer gefühlloser und tauber wurden.

Seyfried hingegen verspürte überhaupt nichts, sein Magen hatte den Schnaps wie einen heilenden Verband aufgesogen.

„Je stärker, desto besser, aber leider erhält man nur selten einen doppelt gebrannten.“

„Alles, was etwas wert ist, bekommt man hier selten“, setzte Enzo Berlusconi sein Lamento fort.

„Warum bist du von der Küste weggegangen, Enzo, wo du doch den Winter nicht leiden kannst?“

„Ich kann auch den Hunger nicht ausstehen, mein Freund.“

„Wie schade, dass ein Meister seines Faches wie du keine Häuser und andere Dinge fertigt, sondern bloß meine einfachen Galgen“, wusste Seyfried zum wiederholten Male von sich zu geben.

„Und warum hängst du Menschen auf anstatt sie mit deiner Musik zu erfreuen?“, entgegnete ihm der Zimmermann, gebeutelt von der äußeren Kälte und der inneren Leibeshitze. Sein Magen schmerzte ihn angesichts des billigen Fusels, ge-

paart mit dem widerwärtigen Geschmack des zuvor verzehrten Lammfleisches.

8.

Mit der Einsetzung des staatlichen Scharfrichters Alois Seyfried führte der Kommandant der Besatzungstruppen in Bosnien und Herzegowina, Herzog Wilhelm von Württemberg, die Zivilverwaltung ein und schickte die Armee in die Kasernen. Diese Entscheidung wurde von seinen Untergebenen bis hin zu Hauptmann Emanuel Cvjetičanin, dem Kommandanten der Gendarmerie, dahingehend gedeutet, dass die einzige Aufgabe nunmehr in einer Säuberung des Landes von Hajduken lag. Dieser Kommandant aus der Region Lika galt als hart und unnachgiebig, und er hätte wohl auch seinen eigenen Vater verhaftet und dem Gericht übergeben, wenn es ihm aufgetragen worden wäre. Auch wusste er nur allzu gut, dass man Hajduken nicht unbedingt festnehmen musste, wenn man sie leichter erschießen konnte.

„Die Hajduken sind Räuber, und man muss sie vor ein ziviles Gericht bringen. Die Armee möge ein wenig zur Ruhe kommen. Man schicke die Gendarmerie zum Räuberfangen in die Wälder, denn auch in diesem Land hat Ordnung zu herrschen. Die Staatsmacht wird gerecht und streng sein. Weniger Erschießungen, mehr Hinrichtungen durch den Galgen. Gnadenlos, damit das Volk unsere Entschlossenheit erkennt. Jedes Zögern ist ein Zeichen von Schwäche. Diebstähle, Morde, Vernichtung von Eigentum – all das muss mit der härtest möglichen Strafe geahndet werden. Wer einen Anschlag auf fremdes Leben unternimmt, setzt sein eigenes aufs Spiel, wer fremdes auslöscht, möge Gott um einen schnellen und leichten Tod bitten.“

Seyfried wurde von Richter Bremer mit einigen knappen Worten und nur geringem Wohlwollen in sein Amt eingeführt.

Während er sprach, ließ er auf dem Schreibtisch liegende Papiere durch seine Hände wandern, wobei er – falls er ein bestimmtes Schriftstück gesucht haben sollte – dieses einfach nicht finden wollte. Vielleicht war es ihm auch einfach zuwider, einem Henker direkt in die Augen blicken zu müssen. Außerdem verspürte er einen fast nicht unterdrückbaren Juckreiz zwischen den Beinen. Was hatte er sich da nach nur kurzer Zeit in diesem widerwärtigen Land bereits eingefangen?

„Besorge dir ein schwarzes Gewand. Das wird deine erforderliche Uniform sein. Die anderen in der Mannschaft haben bloß ordentlich zu sein, nicht mehr. Für das Gewand wirst du Geld bekommen. So wie auch für alles andere, wenn auch nur wenig. Die Kasse ist ziemlich leer, greif also nicht ständig in sie hinein.“

„Ich habe nichts, womit ich mir eine Wohnung zahlen könnte, Herr Richter“, setzte Seyfried zu einem Klagen an, das er später bei jeder Auszahlung seines Gehalts und der bescheidenen Aufwandsentschädigung für jeden Erhängten wiederholen sollte.

„Einen Dienst tritt man nicht mit Klagen an. Fahren wir fort. Hörst du mir zu?“

„Ich höre, Herr Richter.“

„Frage vor der Hinrichtung nicht nach dem Namen und dem Verbrechen des Verurteilten.“

„Ich bin nicht neugierig“, entgegnete Seyfried kurz.

„Die Neugier kommt von selbst, das war noch bei allen so.“

„Bei mir nicht“, hielt er sich weiter kurz.

„Wenn jemand verurteilt ist, dann ist er auch schuldig. Es ist nicht wichtig, was diese Person tatsächlich getan hat.“

„Ich habe verstanden, Herr Bremer.“

„Später wird man dich zur Rede stellen. Gerüchte verbreiten sich, und du sollst nicht vor ihnen davonlaufen. Doch be-

treffen sie dich nicht. Erkläre niemandem etwas und rechtfertige dich nicht. Das ist alles. Du kannst gehen.“

Ob er wollte oder nicht, Namen, Daten und Verbrechen hafteten sich in seinem Gedächtnis fest. Später begann er, die Dinge zu Papier zu bringen, wenn auch nicht systematisch. Vor- und Familienname, finanzielle Aufwandsentschädigungen. Kosten der anderen Mitglieder der Mannschaft. Tafel, Balken, Nägel.

Über das Henkershandwerk schrieb auch die Zeitung *Sarajevski list*. Dadurch konnten die Leser die Hinrichtungen im ganzen Land, von Trebinje bis Bihać, mitverfolgen. Nur allzu oft musste Seyfried innerhalb eines Jahres diese großen Distanzen zurücklegen, sei es alleine oder in der Begleitung von Gehilfen. In die Krajina im Norden des Landes reiste er in der Regel allein, im Raume Sarajevo mit seinen Adjutanten. Die Leser konnten sich zwar nicht jeden Bach, jeden Gebirgszug, jeden Wald, Tag und Nacht, Frost und Hitze vor Augen führen, doch war das auch gar nicht notwendig, weil sie all die Gegebenheiten, mit denen sich die Scharfrichter konfrontiert sahen, nur allzu gut kannten. Von der Kälte taub gewordene Füße, ein schmerzender Magen, Harndrang, den man nicht mehr zurückhalten kann. Ein Tiefschlaf, der Gedanke, nicht aufstehen zu können, woraufhin man es letztendlich doch tut.

Obwohl körperlich am anstrengendsten, waren ihm die ersten Jahre doch die liebsten. Es schien ihm, als benötigte er weder eine Wohnung noch eine Haushälterin. Wo immer er seinen Kopf bettete, dort schlief er auch ein, machte sich sodann frisch, aß und setzte seinen Weg fort. Die Gehilfen taten ihren Unmut kund, weil sie nicht begriffen, wie man das alles aushalten konnte. Schwächeren machten Verkühlungen zu schaffen, Finger froren ab und Zähne fielen aus; einzig ihm konnte beinahe nichts etwas anhaben. Man blickte voller Verwunderung auf Seyfried und flüsterte hinter seinem Rü-

cken, dass es hier nicht mit rechten Dingen zugehe. Der Teufel habe bei ihm wohl seine Hand im Spiel.

Eines Tages verplapperte sich jemand vor ihm, und alle starben beinahe vor Angst. Seyfried aber reagierte ruhig mit einer Gegenfrage: „Wieso die Hand des Teufels und nicht die Hand des Herren?“ Darauf wusste, auch aus Angst, niemand etwas zu erwidern.

Seyfried verfolgte das Spiel der Hajduken und Gendarmen, bei dem die Spieler manchmal ihre Mannschaft wechselten. Gestern Hajduke, heute Gendarm. Möge bloß den Häusern und Dörfern Frieden beschieden sein. Alle, die sich nicht daran hielten, hatten keine Gnade zu erwarten. Deshalb begann man sich, zerstrittenen Brüdern gleich, auch zu hassen.

Seyfried erinnerte sich an die Standgerichte und das Militärkarree, in dessen Mitte, auf der Erde, die Verurteilten in sitzender oder knieender Position auf die Exekution durch Erschießung warteten. Auf jeden Einzelnen mussten zumindest drei Gewehre gerichtet sein. Beim Erschießen selbst floss Blut wie beim Schlachten von Schweinen. Es wurde ihm übel bei diesem Anblick, obwohl er sich an den Hinrichtungen nicht selbst beteiligte. Als sich einmal ein junger Soldat, ein Tscheche, weigerte, den tödlichen Schuss abzugeben, wurde er zu den Verurteilten gestellt und erschossen. Später sollte niemand mehr den Schießbefehl verweigern. Zwar kniffen viele die Augen zusammen, aber es wurde geschossen. Auf muslimische Grundbesitzer und orthodoxe Habenichtse. Später blieben nur noch die Hajduken in den Wäldern, und anstelle von Erschießungen wurden die Urteile immer öfter mit dem Galgen vollstreckt.

In den Gasthäusern sprach man über das Unwesen der Hajduken Tandarić und Zekanović, derer man einfach nicht habhaft werden konnte. Irgendetwas stimmte hier nicht. Dass sie einfach in die Stadt kamen und hier unbehelligt die friedliche Bevölkerung beraubten. Es war klar, dass sie von irgend-

jemandem geschützt werden mussten. Und wenn dem wirklich so war, dann war es wahrlich unerhört. Was sollte man mit diesen Personen, mit diesen unbekannten Komplizen tun? Denn was sind schon hundert Dukaten Kopfgeld, wenn man von anderswoher mehr bekommt. Man entschloss sich, anstelle von Dukaten zur Belohnung auch Gewehre auszugeben.

Seyfried hängte die Komplizen, kehrte in sein kaltes Zimmer zurück und begann mit seinen vor Kälte klammen Fingern ein erstes Mal nach einer Hinrichtung auf seiner Zither zu spielen. Die Musik ließ in seinen Gedanken ein Bild seines Heimathauses und des direkt an dieses angrenzenden Waldes entstehen. Gedankenverloren blickte er in die Ferne und konnte nicht verstehen, wie ihm geschah. Weshalb hatte er sich bloß danach erkundigt, wer die Unglücklichen waren?!

Die Hinrichtungen brachten ihm eine ungewöhnliche Popularität ein. In den Gasthäusern, die er besuchte, schien die Stimmung besonders lebhaft zu sein. Die örtlichen Muslime sahen ihn irgendwie beipflichtend an, ganz so, als ob sie überlegten, den Kopf zum Gruße zu neigen. Als er einige Male ein Gespräch begann, konnte er sich von der Richtigkeit dieser seiner Annahme überzeugen. Man wusste, wer er war, wenn auch nicht in allen Details. Wie aber diese Informationen überhaupt dorthin gelangt waren, das wusste er nicht. Die Menschen waren zum Schluss gekommen, dass die Strafen ein Zeichen dafür waren, dass die neue Staatsmacht gegenüber allen das gleiche Gesetz zur Anwendung brachte und es bei Verstößen dagegen keinerlei Nachsichtigkeit oder gar Milde gab.

Die Komplizen, das heißt alle oder auch niemanden. „Gehen wir den Weg zu Ende, auch wenn wir sie alle aufhängen müssen“, sprach Richter Bremer mit wütender Stimme.

„Wen?“

„Die Komplizen.“

„Sie alle sind Komplizen.“

„Dann werden wir sie auch alle aufhängen.“

„Noch niemand hat alle aufhängen lassen.“

„Weil es noch niemand durchgezogen hat. Der Friede ist ein teures Gut, sowohl für sie als auch für uns.“

„Die Hajduken gelten im Volk als Rächer“, murmelte sein Gesprächspartner. Bremer hörte auch das leiseste Murmeln, weshalb er auch diese verantwortungsvolle Funktion erhalten hatte.

„Was denn für Rächer? Sie sind Räuber, die die chaotische Lage ausnützen, um andere zu berauben. Das kann auch Rache sein, die aber am Strick endet. Man möge bloß das Gewicht ihrer Beute- und Rachefeldzüge vergleichen.“

Man darf nicht so brutal vorgehen, flüsterte das Volk. Mutigere Personen taten dies unter Gleichgesinnten auch lauter kund. Obwohl man aber nie wissen konnte, ob nicht auch Vertraute sodann die Gendarmerie informierten. So etwas durfte keinesfalls an die Ohren von Cvjetičanin gelangen, war man überzeugt.

„Sie nehmen sie der Reihe nach, die alten und dann die jüngeren Männer. Die Frauen bleiben alleine in den Bergen zurück.“

Entsprechend der Anordnung von Württemberg über Hajduken und Komplizen galten einzig Familienangehörige nicht als Komplizen, alle anderen konnten am Galgen enden. Gegen ein solch rigoroses Vorgehen regte sich Unzufriedenheit. Einen Hajduken konnte niemand aus dem Haus werfen, man konnte ihn nur schwer anzeigen. Erfährt er es, dann kostet es einem dem Kopf, aber auch wenn man ihn schnappt, kommt bestimmt jemand, um ihn zu rächen.

Die Bewohner der Krajina, der Semberija, der Romanija und der Herzegowina – allesamt Orthodoxe und Rebellen. Zum großen Glück stand jeder für sich selbst, solange nicht einer ob seiner aussichtslosen Lage alles preisgab. Vor der

Exekution wollte niemand das Recht auf eine Beichte in Anspruch nehmen, man ersuchte auch nicht um Gnade, sondern verfluchte die Staatsmacht mitsamt seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit. Man verfluchte sogar Serbien, das seine Verurteilten zur Exekution nach Bosnien sandte. Nachdem diese die Grenze überschritten hatten, wurden sie jedoch festgenommen und über die Drina zurückgeschickt. „Wenn man die Räuber gewähren lässt, werden sie sich wie die Karnickel vermehren“, ließ in der Ortschaft Karakaj der serbische Gendarm Emanuel Cvjetičanin wissen, der Kommandant der Spezialeinheit für die Ergreifung von Hajduken, der persönlich angereist war, um den berüchtigten Švraka mit sich fortzuführen. Nach zwei Jahren im Versteck waren von dessen Kameraden alle gefallen, und nun kam auch der Anführer an die Reihe. In Belgrad hatte er seinerzeit eine Gaststätte eröffnet, wenn auch nicht für lange Zeit. Cvjetičanin war von seinen Taten in Kenntnis gesetzt worden, und so wurde aus Sarajevo seine Auslieferung über die Drina beantragt, um ihn für seine Verbrechen zur Verantwortung ziehen zu können. Beim Marodieren in den Dörfern hatte er drei Unschuldige getötet, allesamt Orthodoxe. Bereits zuvor war der Beg Džinić zu seinem Opfer geworden, der sich zuvor in Triest vor dem muslimischen Aufstand gegen die Besatzung in Sicherheit gebracht hatte. Auf Österreicher waren von Švraka jedoch keine Schüsse abgegeben worden. Unter all denjenigen, die an seiner Seite gestanden hatten, dienten einige auch den Besatzungstruppen als Führer durch muslimische Dörfer. Sie hatten ihm die Namen der führenden Aufständischen, von allen angesehenen Agas und Begs genannt. Man war durch den menschenleeren Raum gezogen und hatte alles Nützliche – anfangs Geld, später auch alles andere – mit sich fortgeschafft. Bis hin zum Vieh, das über die Flüsse Una und Save hinweg verkauft wurde. Nachdem sie aufgefliegen waren, schlossen sie sich Švraka an und wurden zum Albtraum aller Dörfer zwischen den Bergen von Grmeč und Kozara.

„Ein Räuber ist dein Vater, der Fürst Milan“, brüllte der gefesselte Švraka in Richtung Cvjetičanin und fluchte. „Es ist ein elendigliches Serbien, das mit seinen Feinden gemeinsame Sache macht.“

„Wie viele Dukaten hast gestohlen?“, fragte ihn Emanuel Cvjetičanin.

„Es sind nicht deine“, gab Švraka brüsk zurück.

„Es ist niemandes Geld, Švraka, du Räuber und Unflat“, antwortete ihm Cvjetičanin in ähnlichem Ton.

„Cvjetičanin, du serbische Hure!“

„Švraka, du serbisches Unkraut. Wir werden dich ausrotten, damit du dem Getreide nicht mehr den Nährboden entziehen kannst.“

9.

Seyfried befand sich in der Gesellschaft von Emanuel Cvjetičanin, dem beinahe jeder Orthodoxe in der Krajina den Tod wünschte. Es war warm, beinahe heiß, und das auch im Schatten der Kastanienbäume der Gaststätte *Bosna*, des bekanntesten Lokals in Banja Luka. Auch Emerik Pascolo, die Seele dieser Einkehr, die gerade umgebaut wurde, um ein wahres Hotel zu werden, hatte sich zu den beiden gesellt. Nach dem Servieren von Krügen mit kaltem Bier nahm er am Tisch Platz und lauschte dem Gespräch der ungewöhnlichen Gäste.

„Du sagst, dass das die Trappisten herstellen“, murmelte Cvjetičanin.

„Ja, Herr Emanuel. Ein besseres Bier wird man in ganz Bosnien nicht finden.“

„Du hast mich eben wirklich davon überzeugt. Ich weiß gut, was Bosnien für ein Land ist. Wenn ich etwas Anlauf nehmen würde, könnte ich fast darüber hinwegspringen. Ich

ziehe oft durch diesen nördlichen Teil, in dem ich jeden Wald kenne. Gibt es auch Käse?“

„Der Käse ist noch besser, Herr Emanuel, noch besser.“

Von dunklem Teint und mit einer Narbe auf der Stirn vermochte Emanuel Cvjetičanin mit seinem Aussehen sowohl Jung als auch Alt Furcht einzujagen. „Lauf weg!“, riefen alte Frauen, „siehst du nicht diesen Cvjetko“, und die Kinder schrien und liefen ins nächste Haus, um sich hinter dem ersten besten Gegenstand zu verstecken.

Seyfried musterte den Chef der Gendarmerie in der Krajina mit einem Blick, der von unverhohlener Bewunderung zeugte. Nach zehn Jahren der Hajduken-Jagd und großen Erfolgen bei dieser Tätigkeit war er im Volke gleichermaßen verhasst und geschätzt. Wertschätzung brachten ihm all jene entgegen, die ungeachtet ihres Glaubens das Treiben der Hajduken am eigenen Leib verspürt hatten. Hass schlug ihm vor allen von denjenigen serbischen Bauern entgegen, die sich auch selbst gerne als Hajduken gesehen hätten. Zumindest für kurze Zeit, um an irgendjemandes Vieh oder Weib zu gelangen.

„Wie alt könnte denn dieser Vučković sein?“, ergriff Seyfried nach längerer Pause das Wort.

„Das weiß alleine Gott. Untaten verübt er jedenfalls seit den Tagen der Türken.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Vor dem Aufstand hat er seine eigenen Angehörigen zu misshandeln begonnen. Angeblich hat man sich um ein Stück Land gestritten, was weiß man schon. Er war streitsüchtig und hitzköpfig. Er konnte mit den Menschen nicht sprechen, seine Kommunikation bestand aus Flüchen, er hat getrunken und sich geprügelt. Ein Wort oder auch ein zweites, und er zog das Messer, um Recht zu sprechen. Die Türken und auch den Beg hat er jedoch nicht angerührt. Nachdem er einen seiner Brüder namens Milivoj bereits aufs Heftigste bedrängt hat – es ist um

ein Stück Land gegangen –, ist Letzterer zum Beg gegangen und hat gebeten, nach Banja Luka ziehen zu dürfen. Der Beg hat ihm davon abgeraten und gemeint, dass sich der Raufbold schon beruhigen würde, wichtig sei nur, dass er niemanden umgebracht habe, doch ließ sich Milivoj davon nicht überzeugen. Er konnte es nicht länger ertragen. Letztendlich konnte er den Beg für sein Anliegen gewinnen und durfte gehen. Nun lebt er hier, hinter diesen Häusern. Es gibt niemanden aus Vrhovac, der am Dienstag nach dem Markt nicht bei ihm einkehrt.“

„Vielleicht war es nur eine Ausrede oder eine Abmachung zwischen den beiden Brüdern, damit einer nach Banja Luka übersiedeln kann? Es ist ein raffiniertes Volk.“

„Als der Aufstand ausgebrochen ist, hat sich Vučković dem Pecija angeschlossen. Sie haben bei Podgradac gebrandschatzt. Doch hat er dabei Vorsicht an den Tag gelegt, das muss man ihm lassen. Er hat sich nicht an das Save-Ufer begeben, weil er weiterhin Respekt vor dem Beg hatte. Es war so, als hätte es eine geheime Absprache zwischen den beiden gegeben, die lautete, rühr mich nicht an, dann tue ich es auch nicht. Schon bald hat er sich von Pecija abgewandt und die Aufständischen ohne ein Wort verlassen. Als Pecijas Truppe unten bei Gašinci zerschlagen wurde, hat sich Vučković noch weiter in die Berge zurückgezogen. Die Bewohner mussten ihn in ihren Häusern aufnehmen und ihm Kleidung und Nahrung geben. Er hat allen damit gedroht, dass er – sollte er etwas über eine Kooperation mit der Staatsmacht erfahren – kurzen Prozess machen werde.“

„Aber vielleicht ist das nur ihre Geschichte, um sich zu rechtfertigen und reinzuwaschen?“

„Alles ist möglich, denn es liegt uns wohl nicht gerade im Blut, derart gehorsam und freigiebig zu sein. Man hat ihn gehasst, und sogleich nachdem ich meinen Dienst angetreten habe, wurde mir immer mitgeteilt, wo er sich gerade aufgehalten

hatte. Aber natürlich ist es leicht zu sagen, wo er war, viel schwieriger ist es da schon zu sagen, wo er gerade ist. Ich hätte sie alle als Komplizen anzeigen und aufhängen lassen können, was ich jedoch nicht getan habe. Sie waren nicht schuldig. Ein Eber oder ein Bär, damit könnte man diesen Vučković vergleichen. Es hat auch noch andere gegeben, aber ich erzähle dir hier nur von ihm, weil du ihn gehängt hast. Er hat mir letzten Endes auch noch zwei meiner besten Männer getötet, zwei engere Landsleute von mir. Wir haben darauf gewartet, dass er irgendwann müde wird, denn sonst hätten wir ihn nicht lebend erwischt.“

„Und er hat all das ganz alleine gemacht?“

„Er war wie ein einsamer Wolf, ein Einzelgänger, wie es ihn nur selten gibt. Man sagt, dass er auch Frauen angegriffen hat – aus einem Grund, den man wohl erraten kann. In letzter Zeit hat er gewütet und geplündert. Nun können viele aufatmen.“

„Und die Fräulein, Herr Pascolo“, schaltete sich plötzlich Seyfried ein, „wo sind sie jetzt?“

„Die Fräulein sind in einem schönen neuen Haus. Es ist gelb angemalt. Alles neu, auch die Fräulein. Man sagt, dass sie aus Galizien kommen. Der Bursche kann Sie hinbringen.“

„Herr Cvjetičanin, was meinen Sie?“

„Ich tue es normalerweise nicht, aber einmal muss man es ausprobieren. Ich weiß bloß nicht, auf wessen Kosten es gehen soll.“

„Ha, ha, ich habe nicht gewusst, dass Sie auch Witze mit den Leuten machen.“

10.

Seyfried verstand es, sich in der Nähe von Personen aufzuhalten, die ihn interessierten, sich diesen Personen anzubie-

dern und Gespräche mit ihnen zu beginnen, bei denen sie meist zustimmend mit dem Kopf nickten. Unabhängig davon, ob sie wussten, wer er war oder nicht. Insgesamt entstand der Eindruck, als würde bereits sein Äußeres Rückschlüsse auf seinen Beruf zulassen. Und das obwohl natürlich nur wenige Menschen einen Scharfrichter beschreiben konnten, weil man einen solchen naturgemäß nur selten zu Gesicht bekam. Wenn man aber mit ihm zu tun bekam, dann Gute Nacht. Aber dennoch, Scharfrichter sind unter uns; auf der Straße, in Gaststätten; sie schweigen, beobachten, wählen aus. Ihr Blick fällt auf irgendjemandes Hals, weiß und zart ...

Mehrfach hatte man ihm gesagt, dass er Menschenansammlungen meiden solle. Zwar war ihm nicht erklärt worden, warum, aber er konnte sich schon denken, dass das eher im Interesse der Bevölkerung als in seinem eigenen lag. Dass er das Volk nicht verschrecken solle und Ähnliches. Er aber dachte ganz anders und meinte, dass ein Erscheinen unter dem Volk, auf der Straße und überall sonst nur gut und niemals schlecht sein könne. Genauso wie auch im Falle anderer Handwerksmeister oder Gesellen, so war es eine Sache, wenn man der Arbeit nachging und eine andere, wenn man andere Angelegenheiten verfolgte. Er wollte Teil des Lebens und nicht von diesem ausgeschlossen sein. Dazu, so seine Meinung, hätte es keinen Grund gegeben.

Seitens seiner Vorgesetzten empfand er ein gewisses Missfallen gegenüber seiner Person, und er fragte sich, was das zu bedeuten habe. Doch zerbrach er sich darüber nicht weiter den Kopf, denn das mögen schon eher sie tun.

Schon bald sprach es sich herum, dass sich Seyfried in zwielichtiger Gesellschaft wohl fühlte, denn in den Personen am Rande der Gesellschaft sah er Künstler, Zeit- und Sorgenvertreiber, bei denen er Zufriedenheit fand, obwohl es sich meist nur um einfache Taschenspieler handelte. Zigeuner lud er stets auf ein Getränk ein, sobald sich ihm die Möglichkeit

dazu bot. Manchmal wusste er sich darüber zu beklagen, dass er für solche Freigiebigkeiten und gute Taten nicht genug Geld hatte, auch wenn sich letzten Endes doch immer etwas finden sollte. Das traf vor allem bei Zigeunerinnen zu, die bereit waren, mit ihm nach Hause in sein Bett zu kommen. In dieser Hinsicht war er nicht sehr wählerisch, die Dame konnte ganz jung sein, aber auch etwas ältere, das heißt noch nicht ganz alte, wurden nicht abgelehnt. Er fühlte sich sowohl in der Rolle eines Vaters als auch eines Sohnes nicht unwohl, wobei er in Letztere bei erfahrenen, älteren Frauen schlüpfte, mit denen schon ganze Heerscharen der Besatzungstruppen Bekanntschaft gemacht hatten. Manche richteten ihm aus, dass eines Tages wohl auch er sein Handwerk am eigenen Leibe zu spüren bekommen werde, weil dem im Leben eben so sein müsse und Ähnliches. Doch mit weisen Sprüchen dieser Art konnte man ihm keine Freude bereiten.

Er hätte Doktor Kretschmar fragen können, woher so viel Kraft und Verlangen kamen, was er jedoch unterließ, weil es ihm als nichts Besonderes erschien. Waren denn nicht etwa alle Leute so wie er? Alle Gespräche unter Männern wären doch schließlich mit diesem Thema gewürzt, sodass er keineswegs ein Sonderfall sei.

Seyfried bewunderte Doktor Kretschmars schlanke und hochaufgeschossene Figur. Er unterschied sich so sehr von all den anderen, die sich auf eine Expedition in ein aufständisches Gebiet begeben hatten.

Seyfried hatte eine mit einem Schälchen abgedeckte Flasche Schnaps mitgebracht und reichte sie dem Doktor.

„Was ist das?“, erkundigte sich dieser nüchtern.

„Schnaps, Herr Doktor. Lebendiges Feuer.“

„Woraus, junger Mann?“

„Aus Birnen. Mostbirnen, die sich dann am besten eignen, wenn sie halbgetrocknet sind. Etwas Besseres wächst hier weit und breit nicht.“

„Hier nicht, aber in der Herzegowina gibt es etwas Besseres – Reben. Weinreben, göttliche Pflanzen, aus denen man ein göttliches Getränk, Traubenschnaps, herstellt.“

„Und auch Wein, Herr Doktor.“

„Bist du ein Getränkekenner, junger Mann?“

„Kann man nicht gerade sagen.“

„Mir kannst du es ruhig sagen. Du bist für die Hinrichtungen verantwortlich, nicht wahr? Ein so genannter Henker!“

„Das wurde so beschlossen.“

„Die gefällt die Arbeit, nicht wahr?“

„Was weiß ich? Wenn die Staatsmacht es so will ...“

„Komm schon, mit mir musst du nicht so sprechen. Sehen wir uns deinen Schnaps etwas genauer an.“

Doktor Kretschmar war von strammer Haltung und hatte eine scharfe Nase wie ein Greifvogel. Er galt als guter Arzt, etwas halsstarrig, aber fleißig. Man brauchte ihn nicht erst dazu überreden, sich auf sein Pferd zu schwingen, um einen eine Tagesreise entfernt wohnenden zivilen Kranken aufzusuchen. Zwischen Zivilisten und Soldaten machte er keinen Unterschied. Er konnte es jedoch nicht ausstehen, wenn sich jemand in seine Arbeit einmischte. Es verfolgte ihn das Gerücht, dass er gerne dem Schnaps und Frauen zusprach, wobei man sich beim Schnaps ganz sicher war, bei den Frauen etwas weniger. Aber die Tatsachen sollten anderes besagen.

Gemeinsam mit einem Hauptmann der Gendarmerie war auch dessen junge Frau Ingeborg nach Sokolac gekommen, die von allen Inge gerufen wurde. Sie war unwirklich blass, hatte große blaue Augen und langes blondes Haar. Wie aus einem Märchen, sagten jene, die sie in diesen ersten Augusttagen gesehen hatten. Lange wird sie es hier wohl nicht aushalten, spotteten die alten, zahnlosen Frauen, denen über andere Menschen nichts Gutes, sondern nur Hässliches und Wi-

derwärtiges über die Lippen kommt. Aber warum denn nicht?, fragten die jüngeren. Doch wir wollen sehen.

Inge klagte über ständige Kopfschmerzen, die sie wohl seit dem Tage des ersten Besuches von Doktor Kretschmar in Sokolac quälten. Er pflegte sie in der Regel dann aufzusuchen, wenn ihr Gatte, der Gendarmerie-Oberst Hans, nicht zu Hause war. Am Nachmittag ging es Inge meist gut. Manchmal sang sie sogar Lieder aus ihrer schwäbischen Heimat, die niemand verstehen konnte, weil sie nicht aus einzelnen Wörtern, sondern bloß aus einem einzigen, durchgehenden Gemurmelt bestanden. Sie konnte auch jodeln, was sie aber, warum auch immer, bloß ein einziges Mal tat. Dieser Gesang hatte danach geklungen, als ob sie jemanden herbeizurufen gewünscht hätte, doch war sie alleine. Der Doktor hatte sich fast bis zu Mittag bei ihr aufgehalten, ehe sie zum Fenster getreten war und auf die dunklen Wälder rund um Sokolac blickte. Dort irgendwo streifte ihr Liebster auf der Jagd nach Hajduken umher. Mein Gott, was ist das bloß für ein Volk?! Ein wildes, sagte der Doktor, ein wahrlich wildes. Wie auch diese Berge und Wälder. Ein Volk mit dieser Natur konnte gar kein anderes sein.

Er nahm einen Schluck aus der Flasche und wischte die Öffnung, ganz nach Bauernart, mit seinem Ärmel trocken. Ein Zittern durchfuhr ihn, als der Schnaps durch seine Kehle rann.

„Dieses furchtbare Land hat nur eine gute Sache – den Schnaps!“

Er nahm einen weiteren Schluck, setzte den Verschluss auf die Flasche und musterte Seyfried mit einem Blick, der für Patienten bestimmt ist, die etwas zu verbergen trachten. Warum also der Schnaps?

Seyfried war kein schamhafter Mensch, wusste aber, wie weit er gehen konnte und lächelte.

„Was geschieht mit einem Menschen, der an den Galgen gebracht wird?“

„Wie zum Teufel?! Warum sollte dich das interessieren?“

„Ich möchte mich einer Hinrichtung durch Erhängen wissenschaftlich annähern.“

„Die Wissenschaft erklärt, aber sie gibt keine Gebrauchsanweisungen. Erhängen ist und bleibt erhängen, egal ob ein Mensch selbst an sich Hand anlegt oder ob ihm andere dabei behilflich sind.“

„Es gibt einen Unterschied, Herr Doktor, wenn ich das anmerken darf.“

„Was zum Teufel?! Wie ist das zu verstehen? Wie meinst du, es gibt einen Unterschied?“

„Wenn sich ein Mensch selbst erhängt, dann geht mich das nichts an. Er kann sich nach Leibeskräften quälen. Ich habe einmal einen Menschen gesehen, der sich an der Klinke einer Klosettür erhängt hat. Er hat gezogen und gezogen, bis er schließlich ohnmächtig wurde und erstickte. Einfach abscheulich. Ich habe so viele Hinrichtungen gesehen, die wiederholt werden mussten, weil irgendetwas nicht funktioniert hat. Auch mir ist schon etwas Ähnliches passiert. Das trifft mich hart, weil ich ein Opfer nicht quälen darf. Das wäre nicht christlich, und das entspricht nicht dem Gesetz. Ich will, dass alles kurz und endgültig abläuft. Ruck, zuck und fertig!“

„Ich bitte dich, das ist ja wirklich verwunderlich. Junger Mann, du wärst ein besserer Doktor als Henker. Ich habe hier Bücher darüber. Ich war in einigen Fällen auch Gerichtssachverständiger, und ich werde dir ganz genau beschreiben, was bei einer Hinrichtung am Galgen vor sich geht. Hör zu. Was geschieht, wenn die Schlinge um den Hals zugezogen wird? Wie viel Kraft ist dafür vonnöten? Ich meine die Körperkraft, wie auch immer sie aktiviert wird, sei es durch ein Ziehen an den Beinen oder Ähnliches. Es geht hier nicht, wie Laien meinen, um ein Brechen der Wirbelsäule, sondern um eine Unterbrechung der Blutzufuhr ins Gehirn. Man geht davon aus, dass für eine vollständige Kompression der Halsvene ein Gewicht

von zwei Kilogramm ausreicht, während man für die Halsschlagader zwischen dreieinhalb und fünf Kilo benötigt. Für einen Verschluss der Atemwege bedarf es zumindest fünfzehn Kilo und für die Wirbelarterie dreißig. Daraus kann man erkennen, dass ein Tod am Strick in den unterschiedlichsten Positionen eintreten kann, sogar auch im Liegen, wobei jedoch das Gewicht ein höheres sein muss als die eben genannten, wie ich selbst auf Grund von Beobachtungen und Überlegungen erkannt habe. Das Beispiel mit dem Klosett ist ein gutes. Beim Zusammenziehen der Schlinge tritt sogleich oder nach spätestens acht Sekunden eine Ohnmacht ein. Ein akuter Sauerstoffmangel im Gehirn geht immer mit dem Verlust des Bewusstseins einher. Es ist bekannt, mein Freund, dass der Sauerstoffverbrauch des Gehirns ein sehr hoher ist und dass sämtliche Reserven nach wenigen Sekunden aufgebraucht sind. Trifft dann keine neue Dosis Sauerstoff ein, kommt es zum Verlust des Bewusstseins infolge einer Schädigung der Gehirnzellen. Gehirnzellen sterben sehr schnell ab, schneller als alle anderen Zellen unseres Körpers. Nach fünf bis sieben Minuten sind die Schäden irreversibel, nicht mehr zu beheben, und keinerlei fachgerechte Hilfeleistung kann den Tod noch verhindern. Hörst du mir zu?“

Bei den Worten von Doktor Kretschmar entspann sich tief in Seyfrieds Innerem ein Drama der Unvollkommenheit – was für eine Ungerechtigkeit, dass ihm das Schicksal nicht gnädig gesonnen war und ihn nicht Medizin hatte studieren lassen. Aber dafür gab es Abhilfe – er werde sich die Dinge einfach selbst beibringen.

„Ich höre, ich höre“, beeilte er sich zu sagen.

„Du wirst wohl kaum alles verstehen, aber gut. Was ist hier noch wichtig? Nach dem Zusammenziehen der Schlinge tritt eine absolute Ruhephase ein, auf die für etwa dreißig Sekunden Krämpfe und Zuckungen des Körpers folgen. Das hast du wohl bemerkt, oder? Du hast ja eine gute Beobachtungsga-

be. Es kommt sodann zu einigen weiteren, rund fünf bis zehn, starken Zuckungen im Abstand von fünfzehn bis dreißig Sekunden. An diesem Punkt tritt auch die Gesichtsmuskulatur in Aktion, die Zunge tritt hervor, und ein Speichelfluss setzt ein. Schwache Lebenszeichen können sogar auch noch nach zwanzig Minuten erkannt werden. Aber was ist dabei das Interessanteste? Spuren von Sperma im Harn, agonale Erektionen, das absolute Ende. Hast du das bemerkt? Auch diese süßen Zuckungen? Wie heißt du?“

„Alois Seyfried, Herr Doktor.“

„Das ist das Geheimnis deines Lebens, Alois, dass das Ende eines Lebens durch Erhängen dem Ende eines Sexualaktes gleicht, zumindest was Männer betrifft. All das ist eine Agonie. Eine Agonie des Lebens, das uns besagt, dass ein Sexualakt dem Ende einer Existenz gleichkommt. Man entledigt sich seines Spermas und wird nicht mehr benötigt. Alles, was darauf folgt, ist absolut überflüssig und dient nur noch dem reinen Vergnügen. Trink, iss und gib dich sexuellen Ausschweifungen hin!“

„Wir sind wohl beide keine allzu großen Freunde von fester Nahrung“, erwiderte Seyfried lächelnd.

„Du gefällst mir, Luis, was würden die Meinigen wohl dazu sagen. Ich werde dir etwas schenken, lies darin und lerne, vielleicht wird es dir nützlich und auch unterhaltsam sein.“

Er öffnete eine grüne Holzkiste und nahm ein großes, ziemlich abgegriffenes Buch heraus. Anatomie. Zergliederungskunst.

So nahm die ungewöhnliche Freundschaft, sofern dieses Wort hier nicht zu weit greift, zwischen dem Doktor und dem Henker ihren Beginn. Man konnte ihr Verhältnis im Anfangsstadium nach ihrem Kennenlernen eher als das zwischen besseren Bekannten bezeichnen, die das Leben zusammengeführt hatte, was gewöhnlich dann geschieht, wenn sich Leute mit einem gemeinsamen heimatlichen Hintergrund für lange Zeit

in einem fremden Land – und dann noch dazu in so einem – aufhalten.

Seyfried hatte vor dem Doktor aber auch gewissen Respekt, nämlich vor allem dann, wenn er an den Truppenarzt dachte, der den Soldaten derart abscheuliche Dinge erzählt hatte, dass sie Tag für Tag daran dachten, mit ihm abzurechnen, was der Mediziner seinerseits dazu nützte, um sie dem Strafkommando zu melden. Dieser Arzt hatte wahrlich jedermann mit hässlichen Worten bedacht und die Soldaten wahlweise als Idioten, Kretins oder Scheiße bezeichnet.

Wenn er, Seyfried, über all das eines Tages Doktor Kretschmar berichten würde, käme diesem wohl ein Lächeln aus, und er würde mit einem rätselhaften Satz kontern: Er, der Arzt, hat euch nichts Falsches gesagt, bloß sind das Dinge, über die man nicht sprechen sollte. Und wenn man dies dennoch tut, dann sollte man bei sich selbst beginnen. Immer bei sich selbst. Es ist wie bei einer Medizin. Wenn man ein Medikament nicht an sich selbst ausprobiert hat, dann kann man es auch nur schwerlich anderen verschreiben. „Was denkst du, dass ein Narr beim morgendlichen Blick in sein Spiegelbild zu sich selbst sagt? Weißt du es?“

11.

Im Sinne des Fortgangs der Geschichte kann der Erzähler nicht umhin, sich gelegentlich selbst in die Handlung einzubringen. Dafür ist nun der ideale Zeitpunkt gekommen.

Es war ein heißer Augustnachmittag. Wer auch immer dazu in der Lage war, verkroch sich in den Schatten, wie es auch Hunde mit langem weißen Fell zu tun pflegen, die dann scheinbar leblos unter einer großen Linde liegen. Dank ihrer ausladenden Krone suchten in einer Schänke in Bistrik auch

einige Stammgäste, die gewöhnlich schweigend und wie im Gebet versunken über ihrem Kännchen Kaffee saßen, Zuflucht unter einem solchen Baum. Rauchend blickten sie auf die zu ihren Füßen liegende Stadt Sarajevo, als ob es sich bei ihr um ein vor der Gaststätte liegendes Hündchen handelte. An mehreren Orten wurde gearbeitet, ganze Stadtviertel waren aufgegraben, weil man neue Gebäude errichtete. Von oben herab betrachtet, wirkten diese Orte wie schwarze Flecken, wie offene Wunden an einem dem Tod geweihten Organismus namens Sarajevo.

„Grabt nur schön“, sprachen die Bewohner der Stadt, „ihr werdet dabei auf den Leibhaftigen stoßen“.

Seyfried saß weitab in einer schattigen Ecke, fern von allen Blicken und für die anderen Gäste kaum wahrnehmbar. Hier war auch für ihn noch Neuland, und vorsichtig musterte er das Innere der Schänke, die wenigen Gäste, den Wirt, der sich wie ein Fass zwischen den Tischen hin und her schob und mit murmelnder, dünner und hoher Stimme die Bestellungen entgegennahm: Gerstensuppe, Zwiebelrostbraten, Fleisch mit Auberginen, Burek, Koteletts vom Rind oder Lamm, Okraschoten, Milchbrei, Hühnerlaibchen, Pfannkuchen, Reisauf-
lauf. Alles Dinge, bei denen einem das Wasser im Munde zusammenlief!

Seyfried waren die Bezeichnungen dieser Speisen noch nicht allzu vertraut. Und der Wirt konnte als durchaus geschäftstüchtig bezeichnet werden, sodass die Rechnung meist nicht der tatsächlichen Konsumation entsprach.

Als er so gänzlich ruhig und friedlich im Schatten dasaß, blieb ihm auf einmal fast das Herz stehen. Er hatte nicht gesehen, wie der Unbekannte lautlos auf ihn zugekommen war, es schien sogar so, als sei er mit seiner hochgewachsenen und furchteinflößenden Gestalt direkt dem Boden entstiegen. Auch konnte Seyfried weder das Gesicht noch sonst etwas erken-

nen. Der Fremde nahm ungefragt an seinem Tisch Platz und musterte Seyfried mit seinen glühenden, dunklen Augen.

Nunmehr war er etwas besser zu sehen, und Seyfried erkannte, dass der Neuankömmling fortgeschrittenen Alters war und er sich nicht zu fürchten brauchte; er war wohl schon um die achtzig Jahre alt und erschien ihm irgendwie bekannt. Er musste ihn schon irgendwo gesehen haben, wusste aber nicht mehr, wo. Beide blickten sich schweigend an und glichen dabei Kämpfern, die sich auf ein finales Duell vorbereiten oder auch wilden Tieren, die sich beäugen und abwägen, ob die bessere Entscheidung in einem Angriff oder einem Rückzug liege. Nein, er kannte diesen Menschen nicht, obwohl er auch weiterhin spürte, dass er ihm nicht fremd war.

Aber wozu das alles?! Es wird doch wohl keinen Kampf geben, oder?

Seyfried knabberte an einer gerade aus dem kühlenden Brunnen entnommenen Wassermelone, wobei sich sein Gaumen an der angenehmen Frische und dem süß-kühlenden Geschmack erfreute. Sein Taschenmesser war, einem Amulett gleich, seit Kindesbeinen stets an seiner Seite, und mit diesem schnitt er nun kleine Stückchen ab, befreite sie von den kleinen schwarzen Kernen und führte sie zu seinem Mund. Unvermittelt legte er ein bereits angebissenes Stück zur Seite und wartete, dass der Unbekannte endlich das Wort ergreifen würde. Sollte dieser ihn kennen, wäre ihm wohl auch sein Beruf bekannt. Was wollte er bloß?! Eine Mitteilung machen oder einfach ein Gespräch führen? Vielleicht wollte es etwas anbieten! Ein Ehevermittler, der um seine Neigungen Bescheid wusste! Eine kleine Zigeunerin oder eine vom Leben gezeichnete ältere Frau. Auch gegen eine solche hätte er nichts einzuwenden!

„Mustafa, der Scharfrichter, der ehemalige türkische Scharfrichter“, brummte der Fremde mit seinem zahnlosen Mund. „Ich habe gehängt, Köpfe abgehackt, erstickt, ich ken-

ne alle Arten des Todes. Ich war bekannt für mein Quälen. Jahrelang habe ich alle möglichen Formen des Quälens zur Vollendung gebracht; jene, über die ich gehört und die ich irgendwo gesehen hatte, und vor allem auch solche, die ich mir selbst ausgedacht habe. Jedermann wusste, was ich kann und wie viel ich wert bin. Die ganze irdische Welt hat mich gehasst, Gaststätten habe ich gemieden, aber mittlerweile ist alles vergessen. Doch gegenüber mir selbst bin ich immer noch Scharfrichter“, brach es einer Beichte gleich über Seyfried herein. „Man sagt, dass auch du Scharfrichter bist. Ist das wahr?“

Die Szene hatte plötzlich den Charakter einer willkommenen Gelegenheit angenommen, denn wann treffen sich schon zwei Meister ihres Faches, vielleicht könnte man auch voneinander lernen.

„Alois Seyfried, k.u.k. Scharfrichter für Bosnien und Herzegowina, staatlicher Scharfrichter. Von all dem, was du mir erzählt hast, kenne ich nichts, ich bringe die Menschen nur an den Galgen. Ich habe eigene Galgen entwickelt, es sind die besten, um nicht zu sagen, dass sie vollkommen sind. Das Hängen nimmt nur wenig Zeit in Anspruch, alles wird schnell erledigt und ist für alle gleich. Wie das Surren einer Stechmücke, fertig!“ Seyfried sprach wie immer in sicherem und überzeugtem Tonfall, indem er sich seines großen Wissens und seines Ansehens bewusst war. Was das Ansehen betraf, so nahm dieses stetig zu, während ihm bezüglich des Wissens ohnehin niemand das Wasser reichen konnte. Doch eigentlich sprach er über etwas, was erst eintreten musste, falls es überhaupt so weit kommen sollte. Aber es werde schon die Zeit kommen, Bedarf sei ja vorhanden. Wie auch am Galgen, den er gerade vervollkommnete.

„Wenn alles, wie du sagst, dem Surren eines Insektes gleicht, dann ist der Tod nichts wert, dann ist er weder Bestrafung noch Belohnung“, erwiderte ihm Mustafa ruhig. Der Al-

tersunterschied zwischen den beiden betrug etwa ein halbes Jahrhundert, aber noch viel stärker unterschieden sie sich im Aussehen. Mustafa war von derart dunklem Teint, dass man seine Herkunft kaum bestimmen konnte, und trotz fortgeschrittenen Alters war er noch immer gut bei Kräften. Seyfried wirkte etwas aufgedunsen, hatte blutunterlaufene Augen, trotz sonst dunklerer Hautfarbe ein blasses Antlitz und vermittelte alles in allem den Eindruck eines müden und vernachlässigten Menschen.

„Für die seinerzeitige Henkersarbeit würde es dir an Kraft fehlen, mein Alois! Solche wie du wurden früher nicht genommen. Siehst du diese Hände, vor ihnen haben sich früher alle gefürchtet. Alle, Alois, ohne Ausnahme. Niemand konnte sich sicher sein, nicht schon am nächsten Tag von ihnen gepackt zu werden. Es bedurfte keiner Galgen, diese meine Hände waren ausreichend.“

„Was willst du von mir?“, fragte Seyfried, ohne einen Blick auf Mustafas Hände zu werfen. Als Staatsdiener würde er mit einem Unbekannten nicht über seine Arbeit debattieren.

„Ich will nichts, was sollte ich auch. Ich glaube einfach, es ist nicht schlecht, dass wir uns kennenlernen. Es könnte auch für mich von Nutzen sein.“

„Von welchem Nutzen?“, entgegnete Seyfried trocken, obwohl er wusste, worauf der Fremde hinauswollte. Ihnen beiden gemeinsam war sowohl ihre Tätigkeit als auch der Umstand, dass sie für eine Besatzungsarmee und deren Beamten Dienst versahen.

„Das weißt du nur zu gut, Alois. Ich habe etwas für dich“, sprach Mustafa.

„Für mich?“, fragte Seyfried mit unsicherer Stimme nach. „Was ist es?“

„Eine Frau! Eine junge Frau, die dir Vergnügen bereiten möge. Mir haben immer nur Frauen Vergnügen bereitet, auch wenn ich nicht leicht an sie herangekommen bin.“

„Wessen Frau ist das? Deine?“

„Nein, ich habe keine Frau. Es geht um ein Mädchen, dass dir Vergnügen bereiten soll. Sie ist bei mir in der Wohnung. Du hast Verstand, du weißt, worum es geht.“

„Wie viel verlangst du?“

„Darüber werden wir uns einigen. Wem sonst sollte ich einen Rabatt gewähren, wenn nicht dir. Wir sind ja Kollegen.“

„Ändert das etwas an der Sache?“

„Ich möchte dich nur fragen, falls du es weißt und es mir sagen darfst, warum ihr keine öffentlichen Hinrichtungen durchführt? Ich würde mir gerne deinen Galgen und deine Arbeitsweise ansehen.“

„Wie öffentlich?! Etwa vor Zusehern, auf dem Platz?“

„Das hat man sich nicht umsonst ausgedacht. Nichts hat sich der Mensch umsonst ausgedacht.“ Mustafa wollte also etwas aushandeln. Das war hier so üblich, wie auf einem Basar.

„Hat man es deshalb gemacht, damit sich die Menschen fürchten und nicht gegen das Gesetz verstoßen?“, fragte Seyfried weniger aus besonderem Interesse, sondern um vielmehr irgendetwas zu sagen. Ihm war nicht sonderlich nach solchen Gesprächen. Denn über allem stand ja das Gesetz.

„Ja, das stimmt schon, Alois, aber ich denke auch noch an etwas anderes.“

„An was?“

„Man hat es sich deshalb ausgedacht, um das Volk zu vergnügen.“

„Mit solchen Grausamkeiten? Ist das dein Ernst?“

„Ich weiß es, mein Freund. Ja, gerade mit solchen Grausamkeiten“, ließ Mustafa nunmehr in überzeugtem Ton wissen.

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand – abgesehen von irgendwelchen Narren – am Quälen eines Menschen Gefallen findet.“

„Hast du schon einmal eine Menge Zuseher bei einer Hinrichtung gesehen? Hast du wohl, oder?“

„Nein, habe ich natürlich nicht.“

„Dann hast du viel versäumt, Alois. Die Menschen haben tagelang auf mich gewartet, um beim Quälen und Hängen dabei sein zu können. Ganz so, als ob es außer mir keine anderen Vergnügungen gebe. Als ob ich ein Seiltänzer wäre. Junge und alte Menschen, gemeinsam mit Kindern. Zur Stärkung haben sie Speis und Trank mitgebracht.“

„Du bist nicht normal! Und die Menschen haben das wirklich genossen?“

„Das weiß ich nicht, sag du es mir, Alois. Ach, was weißt du schon von der Welt! Vergnügen am Leid eines anderen ist das schönste Vergnügen“, sprach Mustafa beinahe im Stile eines Weisen. „Du verstehst es nicht, oder?“

„Nein, Mustafa, das verstehe ich nicht“, nannte er seinen Gesprächspartner das erste Mal beim Namen, was diesen erzürnte. Niemand nannte ihn so, auch nicht die wenigen Bekannten, abgesehen von einigen Freunden aus der Kindheit.

„Du würdest es schnell verstehen, du müsstest dich bloß einmal unter den Zusehern aufhalten. Hast du einmal gesehen, Alois, wie ein Kind einen Hund oder eine Katze quält? Auch nicht! Aber gut. Es gibt etwas, was man Gesetz nennt. So heißt es doch, oder?“

„Quälen gemäß dem Gesetz! Du machst dich wohl lustig! Welches Gesetz schreibt Quälen vor?“

„Siehst du, auch ich habe bloß das Gesetz exekutiert, nicht mehr. In den Büchern ist alles festgeschrieben. Und so wird es umgesetzt. Nicht, dass du dir etwas selbst ausdenkst, obwohl es auch das gegeben hat, wenn die Strafe auf Qual bis zum

Eintreten des Todes lautete. Das Abschneiden eines Stückes Fleisch, das Brechen von Knochen, Zerstückeln ... all diese Dinge waren streng vorgeschrieben. Zu meiner Zeit, und nur wenige Henker haben es gewusst.“

„Orientalische Grausamkeit“, ließ Seyfried angewidert wissen. „Europa ist anders!“

„Weißt du, Alois, von wem ich das alles gelernt habe?“

Mustafas Stimme wurde mit einem Schlag intim, vertraulich, als ob er mit einem Bekannten oder gar einem Freund sprechen würde. Seyfried blickte ihn ungläubig an, er glaubte ihm zwar nicht, aber dennoch war er an allem interessiert, was ihm dieser grausame Alte, sein Kollege, mitteilen wollte. Auch das versprochene Mädchen interessierte ihn, vielleicht noch mehr als Mustafas Geschichten.

„Gibt es hier etwas zu lernen? Grausamkeit, Rohheit, wie nennt man das alles bloß? Bestialität!“

„Warte, was du da sagst. Ein Mensch bleibt ein Mensch, fasle nicht so daher, sei vorsichtig. Hier kommt die ganze Geschichte. Ich war noch keine zwanzig Jahre alt, als ich in französische Kriegsgefangenschaft geraten bin. Das war an der Küste. Sie haben mich nicht geschlagen, dazu hätten sie keinen Grund gehabt. Einer aber, ein einziger, wurde gefoltert. Es war das erste Mal, dass ich so etwas gesehen habe – das Quälen wollte einfach kein Ende nehmen. Den ganzen Tag, bis zum Abend, bis der Erbarmungswürdige schließlich sein Leben ausgehaucht hat. Muss ich dir hier ihr Vorgehen im Detail beschreiben, vom Morgen bis zum Abend, als sein Körper zwischen zwei Pferde gespannt wurde, aber erst nachdem man ihm die Arme gebrochen und die Beine angeschnitten hatte, damit die Pferde leichter ihre Arbeit verrichten konnten? Zuvor bereits waren ihm die Ohren abgeschnitten, die Haare mit samt der Kopfhaut entfernt und die Haut von Rücken und Bauch geschält worden. Sie haben erklärt, dass sie dies deshalb taten, damit wir begriffen, was jeden von uns erwarten

würde, der nicht an ihren König, ihren Papst und an die christliche Lehre glaubte. Man sieht solche Szenen einmal und kann sie nie mehr vergessen. Einige von uns mussten sich übergeben, ich konnte es zurückhalten. Ich habe alles aufmerksam verfolgt, was sie auch bemerkt haben. Ich wurde gefragt, ob ich Henkersgehilfe werden wolle, was ich, ohne zu wissen warum, bejaht habe. Ihr Henker war bereits fortgeschrittenen Alters, und er kannte noch Techniken, die bereits in Vergessenheit geraten waren. Noch viel schlimmer und perfider als die genannten!“

„Ich denke, das hast du dir alles ausgedacht“, unterbrach ihn Seyfried. „Welches Vierteilen und wo?! Das hat es vielleicht vor zweihundert Jahren gegeben, aber nicht in deiner Jugend. Du erzählst, ergänzt, schmückst aus, vermischt die Dinge und weißt selbst nicht mehr, was du gehört und was du gesehen hast. Du hast das Quälen geliebt, Mustafa, nicht wahr?“ Seyfried sprach nun mit starker Stimme, weil er sich ein wenig auf seine Erfahrung verlassen konnte. Vielleicht noch mehr auf sein Gefühl als auf seine Erfahrung. Vielleicht hatte ja auch ihm der Gedanke, Henker zu werden, Freude bereitet, aber doch nicht so ein Henker, grausam und blutig. Sollte er sagen, dass es ihm gefallen hatte, dass er wollte, dass er spürte, dass diese Tätigkeit genau die richtige für ihn war? Aber warum bloß war dem so gewesen?

„Vielleicht, Alois, sicherlich. Man hat mir erklärt, dass ich persönlich nichts gegen die Gequälten haben würde und nur Exekutor eines Befehls und Hüter der Ordnung sei. Ich dürfe weder hassen noch bedauern. Ganz so, als gehe es nicht um einen Menschen, sondern um eine Sache. Ohne Henker gibt es keine Ordnung auf der Welt. Gestraft wird im Namen der Herrschers und Gottes. Ohne uns würde reines Entsetzen herrschen. Aber ich bin mir nicht sicher, Alois, ob das nicht schon bald der Fall sein wird, wenn ihr eure Arbeit in dieser Weise fortsetzt.“

„Unser Herrscher weiß, was er tut. Über seine Exzellenz spricht man nicht.“

„Ich weiß, ich weiß, Alois, aber letztendlich wird er wohl das Hängen verbieten. Ich weiß, was dort und da so gemunkelt wird. Etwas Böses hat hier Einzug gehalten, etwas Teufliches. Schon bald werden die Leute weder den Kaiser noch Gott fürchten.“

Beide schwiegen, als ob sie an einem tiefen Abgrund stünden und keinen Schritt weitergehen dürften.

„Nach Hinrichtungen war mir zum Singen zumute“, setzte Mustafa unvermittelt fort.

„Mein Bruder ist ein guter Sänger, aber nach Hinrichtungen singt er nicht. Warum hast du gesungen?“

„Ich weiß es nicht, es war mir danach zumute, und ich habe es einfach getan. Was machst du nach einer Hinrichtung?“

„Ich spiele. Manchmal auch die ganze Nacht.“

„Du spielst!? Was spielst du, Alois?“

„Zither, falls du weißt, was das ist. Lieder aus meinen Bergen.“

„Alle Berge sind gleich. Noch etwas möchte ich dir sagen, Alois. Das, was du tust, ist nichts, ist keinerlei Arbeit. Ich würde sagen, das ist eine fremde Arbeit.“

„Wie fremd?! Für wen fremd?“

„Ein Mensch kann sich alleine aufhängen, aber er kann sich nicht alleine quälen. So etwas ist unmöglich. Du solltest zumindest so hängen, wie wir früher gehängt haben. Ohne Galgen.“

„Wie ohne Galgen?“

„Indem zwei Henker den Verurteilten mit einem Strang erdrosseln. Es wird solange gezogen und gedrückt, bis er sich nicht mehr rührt. Lässt man zwischendurch etwas locker, kann sich alles über Stunden erstrecken. Dabei tritt man ihm noch

in die Rippen, zwischen die Beine, in die Hoden. Man bricht seine Knochen, zieht zu, lockert, damit er wieder zu sich kommt. Hast du davon etwa nichts gehört?“

„Lass mich in Ruhe, Mustafa, geh’ mit Gott. Mir graut.“

„Aber Alois, was ist mit dir, du bist ja keine Frau. Ich habe mir gedacht, siehe an, da sitzt einer, mit dem ich mich wie mit einem Kollegen unterhalten kann. Aber wenn du nicht möchtest, werden wir nicht weiter davon sprechen. Wir haben Zeit. Sieh’ mal, dort, da ist sie, sie wartet auf dich.“

Seyfried blickte in die Richtung von Mustafas Hand. In einer Ecke, ganz im Schatten, stand eine Frau. Ein Mädchen, dessen Alter und Aussehen sich ihm jedoch nicht erschließen wollten. Aber das war ihm auch nicht wichtig. Mustafa hatte ihm mit seiner Erzählung gehörig den Appetit verdorben.

„Was ist?“, wollte Mustafa wissen.

„Heute nicht.“

„In Ordnung, Alois, wir werden uns einigen. Du zahlst dann, wenn du kannst. Dieses heutige Mal ist, nachdem du ja eigentlich nicht willst, für dich gratis!“

Keine halbe Stunde später hatte er Mustafas Erzählung bereits vergessen. Das Mädchen war flink, er musste sich nicht um sie bemühen. Zuerst meinte er zu vernehmen, dass sie auf einem Musikinstrument spielte; ganz langsam, indem sie sorgsam in die Saiten griff, woraufhin sich der Klang der Musik ausbreitete, jedoch nicht bloß sein Gehör, sondern seinen ganzen Körper in Besitz nahm. Sie wusste, wo sie ihn zu berühren und was sie ihm anzubieten hatte. Als ob Gott ihr das beigebracht hatte, dachte Seyfried einen Augenblick lang, verwarf diesen Gedanken aber sogleich. Nein, nicht Gott, eher schon der Teufel, der Satan, was auch immer. Auch sie könnte eine Heimsuchung sein, wer weiß das schon.

12.

Mein Vater hatte sich zur Militärmusik begeben, um die Proben zu hören, aber den Musikern verheimlicht, dass er auch selbst ein Instrument spielte. Doch dieses Geheimnis sollte schon bald gelüftet werden, wie es eben mit Geheimnissen so ist. Es waren wohl seine Gehilfen gewesen, die es ausgeplaudert hatten. Vielleicht war er auch von Doktor Kretschmar lobend erwähnt worden. Man bot ihm an, gemeinsam ein Stück zu spielen, was er jedoch vehement ablehnte; später waren es die Musiker, die nicht mit ihm spielen wollten, weil sie von seinem Beruf erfahren hatten. Doch hörte sich der Vater in der Regel ohnehin nicht die gezierten Musiker des 50. Infanterie-Regimentes an. Ein einziges Mal tat er es dann doch, und zwar auf Wunsch des mittlerweile in die Jahre gekommenen Dirigenten Franz Lehár hin, der ihn gebeten hatte, ihn zu besuchen und auf der Zither zu spielen. Dieses Treffen ist nur schwer zu beschreiben, aber es ist wohl so verlaufen, wie es sich eben begeben musste; Lehár lauschte der Musik des Vaters, woraufhin beide ohne jeden Kommentar auseinander gingen. Sie waren zu keinem Gespräch aufgelegt, dem Vater kam es nur vor, dass er besser hätte spielen können, woran ihn aber irgendetwas hinderte. Er bekam einen Krampf im Mittelfinger der rechten Hand, sodass sein Spiel unnatürlich und verkrampft ausfiel. Zudem brach er aus Angst darüber, dass eine Saite reißen könnte, über und über in Schweiß aus. Er hatte keine Ersatzsaite bei sich.

Diese eine Vorspielstunde sei für ihn schlimmer als alles andere im Leben gewesen, sollte er mich viele, viele Jahre später wissen lassen.

13.

Die unveröffentlichten Aufzeichnungen von V. B.

„Sie haben mit meinem Sohn über dessen Bilder gesprochen“, empfing mich die Stimme eines in Pölster versunkenen Mannes, der auf einer Liege beim Fenster lag. Das Gegenlicht hinderte mich daran, ihn sofort erkennen zu können; ich sah nur schattenhafte Umrisse.

„Ja, seine Bilder gefallen mir.“

„Er soll ruhig malen, das ist nicht schlecht“, antwortete er mir unbestimmt.

„Man muss ihm dabei Mut zusprechen“, versuchte ich mich auch weiterhin in der Rolle eines Pädagogen.

„Wie auch immer. Er ist kein Maler.“

„Das Malen bereitet ihm Freude. Ist das nicht etwa Grund genug?“

„Ich habe wahre Maler kennengelernt. Unglaubliche Künstler, deren Werke mir überaus gefallen haben.“

„Das würde mich jetzt wirklich interessieren.“

„Ich habe den Maler Kirchner getroffen, ein sehr zugänglicher Mensch. Wir haben über Kunst gesprochen. Er hat mir über die Malerei erzählt, ich ihm über die Musik.“

„Kennen Sie sich in der Musik aus?“

„Ich spiele Zither, bin aber kein Experte für andere Instrumente.“

Ich erblickte neben ihm das Saiteninstrument, das ich noch nie zuvor gehört hatte.

„Und warum haben Sie diesen Kirchner nicht Ihrem Sohn vorgestellt?“

„Weil er damals noch nicht auf der Welt war. Im Übrigen habe ich auch später noch Maler getroffen, aber was sollten sie bloß einem Amateur sagen? Nichts.“

„Was spielen Sie?“

„Jodler, meistens. Aber auch andere Lieder, die mir seit der Kindheit im Gedächtnis geblieben sind. Jetzt im Alter kommt es manchmal vor, dass ich mich an ein Kinderlied erinnere, dass ich zuvor bereits ganz vergessen habe. Auch an Stücke von Schubert, die ich vor langer Zeit gehört habe. Vor allem aus der *Schönen Müllerin*.“

Er nahm die Zither und legte sie neben sich. Einen Augenblick lang schien er zu zögern, oder er versuchte, sich etwas zu konzentrieren, bevor er in die Saiten griff. Er überraschte mich mit seiner Fingerfertigkeit, mit reinem Ton und einer schönen Melodie.

Sein Spielen ließ mich zur Ruhe kommen, es beruhigte mich, sodass ich beinahe den eigentlichen Grund meines Besuchs zu vergessen schien. Ich blickte ihn verstohlen und mit gesenktem Blick an, damit er mich nicht bemerkte, aber er schien mir keine weitere Beachtung beizumessen und wandte seinen Blick mehrfach bewusst von mir ab. Die Diskrepanz zwischen seinem Beruf mit dem fatalen Ansehen, das er in der Öffentlichkeit und vor allem bei uns, der revolutionären, jugoslawisch orientierten Jugend, genoss und dem Bild des vor mir spielenden und von edler Musik getragenen Alten wollte sich mir in keiner Weise erschließen. Im Vorraum ein Maler, sein Sohn, hier der Vater, ein Musiker – die Familie eines bosnischen Scharfrichters. Hatte hier etwa ein berühmter Meister einer absurden Komödie seine Finger im Spiel?!

„Ich spiele seit meiner Kindheit, dieses Instrument habe ich von meinem Vater geerbt. Er ist gestorben, als ich noch ein Kind war. Mein Bruder und ich sind alleine zurückgeblieben. Der Militärdienst hat uns gerettet. Später haben wir alles Mögliche gearbeitet und am Ende den Beruf des Scharfrich-

ters ergriffen. Der Vater hatte uns immer erklärt, dass es nicht so wichtig sei, was man tut, sondern vielmehr wie man etwas tut. Alles was du tust, mache es so gut wie möglich und bemühe dich stets, dass du deinen Arbeitgeber zufrieden stellst, dann wird es dir vor Gott und Kaiser gut ergehen.“

Er zupfte weiterhin auf seiner Zither umher, aber sein Sprechen hatte etwas von Rezitieren, er dämpfte seine Stimme und wählte eine langsame Sprechmelodie. All das erschien mir etwas künstlich und angelernt, sodass ich ihm plötzlich nicht mehr glauben konnte. Ich erachtete ihn als Verbrecher, getraute mich aber keinesfalls, ihm das zu sagen. Er war ja auch nur der exponierteste Teil einer Verbrechensmaschinerie gewesen, nämlich derjenige, der die Schlinge um den Hals legte und den Pfosten unter dem verurteilten Revolutionär wegschlug. Wie war es möglich, dass er mich mit seinem Zitherspiel derart betört hatte. Worin hatte ich mich geirrt und war fehlgegangen?

„Früher einmal wollte ich vielleicht Musiker werden. Aber mit der Zeit habe ich mich gefragt, was ein Musiker in diesem Land sei, dann vielleicht auch noch im Krieg, was ich so gar nicht wollte. Das Militär habe ich nie ausstehen können. Obwohl Soldat ebenfalls ein Beruf ist, so wie eben der meinige auch. Er ist zwar nicht so berüchtigt, aber wie kann man nur fremde Befehle ausführen, das ist mir nicht klar? Und das auch noch mit der Anwendung von Gewalt, die niemals gerechtfertigt ist. Mein Beruf wird verachtet, der eines Soldaten nicht. Wo sind hier Verstand und Logik?!

Ich liebe die Musik so sehr, dass ich ohne sie nicht leben kann. Das beziehe ich aber nur auf meine eigene Person, denn öffentlich könnte ich niemals spielen. Vor ihnen geht es, weil wir hier nur zu zweit sind.“

Obwohl mich sein monologisches Philosophieren nicht allzu sehr interessierte, ließ ich ihn dennoch gewähren, weil es ihm wahrscheinlich ein Anliegen war. Er sprach und glaubte

an das, was er von sich gab. Ich aber war mir nicht sicher, dass seine Geschichte viel Wahres beinhaltete. Warum auch?

„Sehen Sie dieses Buch, es trägt den Titel *Katechismus des modernen Zitherspiels*, ich kenne es auswendig. Was für eine herrliche Lektüre! Ich bitte Sie, man sagt, dass die Zither ein erbärmliches Instrument sei, was für eine Dummheit! Bereits zwei Töne bilden einen großen Reichtum, wie ist es dann erst mit einem ganzen Lied. Für mich ist die Zither ein Transportmittel in die Kindheit, als ich dort in den Alpen, in der Nähe meines Elternhauses, in einem Gasthof einem blinden Virtuosen lauschte, der gar keine Sehkraft benötigt hätte, weil er für die Musik lebte. Er hat niemals etwas komponiert, was ihn offensichtlich nicht störte. Er spielte nur für sich, das Publikum konnte er nicht sehen, was auch nicht notwendig war. Ist das nicht der Idealzustand, wenn man nur für sich selbst spielt? Die Menschen wissen meistens nicht, was sie wollen, das ist auch das Problem dieser Welt. Deshalb wird sie auch zum Teufel gehen. Das wird sie, daran gibt es keinen Zweifel. All diese Attentate, Umwälzungen, Zerstörungen, dieses Recht, jenes Recht, Sozialisten, Nationalisten, all das wird diese Welt in den Abgrund führen. Wer hatte Bedarf an diesem Krieg, den wir am eigenen Leibe erlebt haben? Es ist nicht wichtig, wer ihn begonnen hat und warum er geführt wurde. Wichtig ist das Resultat, und das ist grauenhaft! Neue Staaten hier wie dort, neues Elend, dort und da.“

Ich dachte darüber nach, ihn zu unterbrechen, weil ich mir sein Gerede und seine Dummheiten nicht mehr anhören wollte, aber ich brachte es nicht fertig. Zum einen war ich wesentlich jünger als er, und zum anderen fesselte mich sein Beruf mehr als passiver Zuhörer denn als Journalist, der ich im Übrigen gar nicht war. Zumindest nicht im wahren Sinne des Wortes.

„Am Anfang, als wir Hajduken, Räuber und Kriminelle gehängt haben, war die Musik für mich kein Ventil, sondern

reines Vergnügen. Und das war schön. Ich habe oft auch für andere gespielt, sobald wir irgendwo unterwegs waren. Später hat sich das alles irgendwie geändert. Vielleicht werden Sie es mir nicht glauben, aber als wir die so genannten Politischen gehängt haben, habe ich jedes Mal das Bedürfnis verspürt, mich mit der Musik zu beruhigen und zu reinigen. Wie eine Beichte, die ich selten abgelegt habe.“

„Warum haben Sie diesen Beruf nicht aufgegeben?“, wagte ich zu fragen.

Er antwortete nicht sofort, sondern setzte sein Zitherspiel fort, als ob er gänzlich abwesend wäre. Oder er dachte sich eine Antwort aus, ich weiß es nicht genau. Ich gewann den Eindruck, dass wir beide Schauspieler waren, die irgendein vergessenes Stück aufführten und sich Wort für Wort, Detail für Detail und Dialog für Dialog des Inhalts entsinnen. Teilchen für Teilchen setzte sich, einem Mosaik gleich, das Stück zu einer Einheit zusammen. Aber an die Gegenwart dieses Menschen konnte ich mich einfach nicht gewöhnen, ich empfand ihm gegenüber eine Abneigung, ja sogar Abscheu. Nicht jedoch Hass, der gegenüber den österreichischen Beamten und ihrem gesamten Besatzungsapparat bereits seit langer Zeit geschwunden war. Es waren seine Hände, die ich nicht ertragen konnte, Hände, die Hunderten Menschen den Strick um den Hals gelegt hatten.

„Haben Sie von Pater Puntigam, dem Jesuiten, gehört?“

„Der, der bei allen gerichtlichen Durchsuchungen bei den Attentätern anwesend war?“

„Ja, den meine ich. Noch vor dem Jahre 1914 war ich zwei-dreimal bei ihm und habe ihn gefragt, was er über meinen Beruf denkt und was Gott davon hält.“

„Und was hat Ihnen dieser famose Pater geantwortet?“

„Dass ich ins Kloster gehen sollte, wenn ich Zweifel an der Arbeit habe. Das hat er mir geantwortet.“

„Auf diese Weise hat er auch den Richter Curinaldi gewonnen, der seine weltliche Arbeit aufgegeben hat und Jesuit geworden ist.“

„Ich habe davon gehört. Aber Curinaldi war ein ausnehmend religiöser Mensch. Er hat keinen einzigen Gottesdienst versäumt. Solche Menschen gibt es nicht viele, und ihr Platz ist wirklich in der Kirche. Mir hat Pater Puntigam gesagt, dass es nur einen Weg gibt, sich von irdischen Sünden, die jeder von uns hat, loszusagen, nämlich die Arbeit aufzugeben und Mönch zu werden. Je größer die Sünden eines Menschen, umso angebrachter sei die Entscheidung, alles aufzugeben und hinter sich zu lassen. Denn obwohl er der größte Gläubige war, so war Curinaldi gleichzeitig der größte Sünder von uns allen.“

„Nach dem Kaiser, glaube ich.“

Er unterbrach sein Zitherspiel, ganz so, als ob ich ihn beleidigt hätte. Zwischen uns herrschte eine kalte Stille. Ich dachte daran, dass er mich nun fortjagen würde, was er auch leicht hätte tun können. Aber er setzte unser Gespräch gänzlich ruhig und unbeeindruckt fort: „Sie sind wohl nicht gekommen, um mir das zu sagen?“

„Nein, keinesfalls. Aber Sie sind ein angenehmer Gesprächspartner, können sich an vieles erinnern, und Sie waren an Orten, die andere nicht einmal im Traum würden aufsuchen können, verstehen Sie mich?“

„Gut, mir ist es einerlei. Ihre Neugier stört mich nicht. Alle Menschen sind neugierig, was aber nicht mehr für mich gilt. Ich habe den Maler Kirchner erwähnt, mit dem ich seinerzeit Bekanntschaft gemacht hatte. Ich möchte Ihnen etwas Privates über ihn erzählen. Dieser Kirchner hat das Leben, den Schnaps und die Frauen geliebt, wie es eben oft der Fall ist. Menschliche Gesellschaft war ihm lieber als göttliche. Er hat mir seine Bildchen, Zeichnungen und Aquarelle gezeigt. Dabei habe ich seine Fähigkeit bewundert, jedes Detail zu erken-

nen und bildnerisch darzustellen sowie in jeder Szene die Schönheit zu erkennen, was ich nicht gekonnt habe. Er konnte Hässliches in Schönes verwandeln, in künstlerisch Schönes, wie ich sagen würde. Denn ich habe in diesen Szenen nichts Schönes erkennen können. Die Furcht einflößenden bosnischen und herzegowinischen Berge, die schnellen Gebirgsflüsse, die die Liegenschaften und Häuser der ehemaligen Begs verwüsten – all das kam mir ziemlich elend vor. Aber bei Kirchner, auf den Bildern, war es schön. Vor allem die Motive aus Sarajevo, aber auch jene aus Mostar und Travnik. Ich habe sie auf den Bildern bewundert, nicht jedoch in natura. Erst auf Papier gebannt sind sie mir anziehend erschienen, während sie mich im wahren Leben gleichgültig ließen, indem ich an ihnen vorbeigefahren bin wie an einem türkischen Friedhof, der für niemanden von Interesse war. Solche Friedhöfe gab es überall, ebenso wie auch kleine Holzmoscheen, und man hat einfach nicht gewusst, wo ein Hof endete und ein Friedhof oder auch der Raum um die Moschee begann, der von den örtlichen Muslimen als Meraja bezeichnet wurde.“

Seine Erzählung überraschte mich, und ich fragte mich, wie ich sie deuten sollte. Was wollte er damit bezwecken? Ich wusste, dass Kunst natürlich auf die Menschen wirkte, aber dass ihn diese Malerei wirklich derart ansprach, damit hatte ich nicht gerechnet. Ausgerechnet ihn, einen Scharfrichter, den wir junge jugoslawisch orientierte Revolutionäre so sehr hassten. Als ich ihm zuhörte, konnte ich nicht glauben, dass das der Mensch war, den ich gesucht hatte.

Aber das sollte an diesem für mich ungewöhnlich langen Tag nicht die einzige Überraschung bleiben.

14.

Auch wenn er alleine ist, ist Seyfried in dieser Erzählung niemals wirklich auf sich selbst gestellt. Denn stets hält sich bei ihm der Erzähler auf, der jedoch für ihn und seine Umgebung unsichtbar ist. Er ist nicht nur der gute Geist der Erzählung, sondern auch des Raumes, der sich rund um ihn herum und auch über ihm befindet. Er weiß, dass er herabfallen kann, weshalb er sich auch nicht hoch in die Lüfte erhebt. Das wäre sowohl gefährlich als auch herausfordernd.

Es war einer der seltenen Augenblicke, in denen Seyfried in seinem Zimmer saß und nicht schlief, auch nicht mit einer Dame des horizontalen Gewerbes. Doch was las er bloß, zumal es kein Buch über das Zitherspiel mit den ihm wohl bekannten Noten war? Es war ein dickes Buch über Anatomie, beinahe wie ein Lehrbuch für Schüler. Er hatte es in eine Ausgabe der Zeitung *Sarajevski list* gebunden, damit der Buchdeckel vor seinen fetten Fingern geschützt war. Doktor Kretschmar hatte nicht ahnen können, wie sehr sein Geschenk für Alois Seyfried von Bedeutung war. Denn dieses Buch rief in ihm Hunderte unterschiedliche Gedanken und Gefühle hervor. Sobald er es zur Hand nahm, schien es ihm, als würden endlos viele Ameisen über seinen Körper und durch seine Gedanken krabbeln. Er versuchte, Begriffe zu verstehen, die er niemals zuvor gehört hatte, um den menschlichen Organismus zu begreifen und zu erfahren, was diesen am Leben hielt und was seinem Dasein ein Ende bereitete. Wenn er dann später das Buch zuschlug, wunderte er sich über seinen Körper, weil er ihn überhaupt nicht spürte und alles in ihm wie eine vollendete Maschine zu arbeiten schien.

Manchmal notierte er auf einem Stück Papier ein ihm unverständliches Wort, lernte es auswendig und wartete darauf, von Doktor Kretschmar dessen Bedeutung zu erfahren, was Letzterer beiläufig und ohne allzu sehr in die Tiefe zu gehen

tat. Aber auch der Arzt war über Seyfrieds Fortschritte und dessen Aneignung der medizinischen Terminologie erstaunt.

„Du lernst so schnell, dass ich es gar nicht glauben kann“, ließ ihn Doktor Kretschmar von Zeit zu Zeit wissen.

„Wie schön wäre es gewesen, wenn ich die Möglichkeit gehabt hätte, all diese Dinge studieren zu können“, antwortete ihm Seyfried, der sich von Mal zu Mal seiner großen Lebensversäumnisse bewusster wurde. Doch trifft eine solche Erkenntnis wohl auf jeden Menschen zu. Dieser ist für das bestimmte, jener für etwas anderes, wie ihm auch Doktor Kretschmar zu sagen wusste.

„Lies’ nicht allzu viel darin“, empfahl ihm der Arzt weiters, „das ist auch für Studenten mit einer normalen Schulbildung eine komplizierte Materie. Auch ich bin bei einer Prüfung zweimal angetreten, ehe ich sie bestanden habe, obwohl ich mich gut darauf vorbereitet hatte.“

„Ich habe Zeit, Herr Doktor, und am Ende wird auch in meinem Kopf etwas davon hängen bleiben“, gab Seyfried mit einer beruhigenden Handbewegung zurück.

Schon sehr bald hatte er sich eine Vorstellung über die grundlegenden Begriffe von Leben und Tod angeeignet, was ihn direkte Verbindungen zu seinem Beruf erkennen ließ. Wenn man schon einem Menschen das Leben nehmen musste, dann war es das Wichtigste, den Organismus dazu zu bringen, seine Arbeit einzustellen, ohne dabei zu drastischen Mitteln wie Erschießen, Kopfabhacken und Ähnlichem greifen zu müssen.

Beim Hängen der Hajduken und von deren Komplizen konnte Seyfried seine Erfindung, einen neuen Galgen, den er als human bezeichnete, vervollkommen. Alleine schon dadurch ließ er sich als Humanisten bezeichnen.

Tage- und monatelang dachte er darüber nach, wie der letzte Augenblick eines Menschen auf dieser Welt im Einklang mit dessen Anatomie stehen könnte. Denn nachdem sich

in der Natur ein Organismus so entwickelte, dass er sich, um überleben zu können, den äußeren Bedingungen anpasste, dann müsste dies auch der Strafvollzug tun. Die Exekutionen sollten von nun an ausschließlich mittels eines senkrechten, möglichst breiten Balkens durchgeführt werden, über den ein Seil gelegt war, wobei der Verurteilte mit seinem Rücken am Balken auflag und es kein Baumeln und Drehen mehr geben konnte. Das Gewicht zog den Körper nach unten, die Schlinge zog sich zu, und nach zwei, drei Sekunden sollte alles vorbei sein. Von den rund zwanzig auf diese Art Verurteilten war nur einer so schwer gewesen, dass man den Vorgang wiederholen musste. Denn mit seinen über hundert Kilogramm und seiner fassartigen Figur war der Körper dieses Mannes dennoch ins Trudeln geraten und das Seil letztendlich gerissen. Zu dieser Zeit hatte Seyfried auch über keinen guten Seiler verfügt.

Wichtig waren auch die Tischler und Zimmerleute. Einige Male war es vorgekommen, dass der Balken schlecht aufgestellt war, alles wie ein Kartenhaus zusammenfiel und auch Seyfried fast unter den Brettern begraben worden wäre. Von dieser Zeit an überprüfte er die Festigkeit stets selbst, kletterte auf einen Sessel und kontrollierte die gesamte Vorrichtung einschließlich der Verankerung. Als Material war Tannenholz absolut ausreichend, dessen Duft ihn an die furchteinflößenden bosnischen Wälder erinnerte.

15.

Otto hatte oftmals versucht, eine Antwort auf die einfache Frage zu finden, wie sein Vater seine Mutter namens Pauline Freundlich kennengelernt hatte, die entweder seine erste oder zweite Frau gewesen war. Denn irgendetwas kam ihm beim Betrachten des Fotos der Frau aus Linz sonderbar vor. War sie gestorben oder nicht – darüber konnte in Sarajevo niemand Auskunft geben. Seine Eltern konnte Otto nicht so einfach

fragen, denn wer würde schon auf eine so intime Frage Antwort geben. Über den Vater wurde rundherum so allerhand erzählt, und er wurde mit all dem Tratsch sogar absichtlich konfrontiert, sodass er dieses Gerede zwangsläufig im Gedächtnis behielt.

Da gab es die Geschichte über seine eigene Geburt, über diesen besonderen Augenblick, mit dem das Leben seinen Anfang nimmt. Diese Geschichte versuchte er niederzuschreiben. Keinesfalls allzu intim, aber wohl auch nicht neutral. Aber es fiel ihm schwer. Denn wie kann man schon neutral sein, wenn man so einen Vater hat? Sollte er ihn etwa auch so nennen, wie die anderen – Seyfried, den Henker, den Scharfrichter? Ganz zu schweigen von den Benennungen, die nach dem Krieg aufgekommen waren, von denen die Schlimmste „Verbrecher“ war. Er wollte es einfach nicht verstehen: Warum sollte sein Vater, ein Meister seines Faches, ein Verbrecher gewesen sein?!

Aber das war eben der Lauf der Dinge.

In den ersten Jahren hatte es in Sarajevo keine Mietwohnungen gegeben. Nur wenige orthodoxe oder katholische Christen hatten sich bereit erklärt, in einem Schuppen im Hof ein Zimmer an die deutschsprachigen Neuankömmlinge zu vermieten. Seyfrieds Beruf war ein ziviler, das heißt, er hatte mit dem Militär nichts zu tun. Dennoch wurde ihm gelegentlich die Erlaubnis erteilt, in einem Zelt oder in einer Kaserne zu schlafen, aber die meiste Zeit musste er seine Quartierfrage selbst lösen.

Wenn es ihm gelang, eine Witwe zu finden, war er ein gemachter Mann. Denn Witwen oder von ihren Ehemännern verlassene Frauen lösten ihm zwei Probleme mit einem Schlag: die Frage der Unterkunft und des Zeitvertreibs im Bett.

Dabei war er nicht wählerisch; er nahm alle Frauen. Wurde er abgewiesen, gab er sich nicht lange dem Ärger hin, son-

dem suchte weiter. Er hatte ein Gespür dafür entwickelt. Wenn sich manche anfangs zierten, wusste er, dass sie früher oder später nachgeben würden. Näherte er sich ihnen von hinten, tat er dies mit großer Vorsicht, um sie bloß nicht zu verschrecken, wenn sie halbgebückt im Schuppen Arbeiten verrichteten, und es bereitete ihm Freude, wenn sie seine Erregung spüren konnten. Das Alter der Frauen war ihm stets egal, ebenso wie auch ihr Familienstand, ob sie verheiratet, Jungfrauen, geschieden oder Witwen waren. Sein männliches Verlangen verließ ihn nie, es war immer und überall zugegen, sogar auch hinter dem Zaun, der die Galgen einfasste. Lag eine Frau vor oder unter ihm, war er für alles andere blind und taub.

Einige Jahre später erzählte Seyfried im Beisein von Doktor Kretschmar von seinen Problemen, die er teils mit der Zither, teils mit leichten Mädchen zu lösen versuchte. So etwa wusste er nicht, was er mit sich anfangen sollte, wenn er früh am Morgen erwachte. War er in Sarajevo, ging er zu seiner schlaftrunkenen Quartiergeberin, die ihn gewöhnlich gewähren ließ, sich daraufhin umwandte und wartete, dass er ging. Er aber ließ sich nicht so einfach abwimmeln, und letzten Endes musste sie ihn hinauskomplimentieren.

Alle Bordelle im Land und besonders in Sarajevo waren ihm bekannt, doch entsprachen sie mehrheitlich nicht seinen Preisvorstellungen. *Roter Stern*, *Blauer Stern* und *Grüner Stern* für die Offiziere und *Fünf Schwefelhölzer* sowie *Der letzte Grosche* für die Soldaten. Ins *Fünf Schwefelhölzer* hatte er auch einmal Otto mitgenommen, doch war sein Sohn von der Atmosphäre nur wenig begeistert und machte fortan einen Bogen um dieses Etablissement.

Die Zuhälter boten ihm billige Ware an, und er war auch wahrlich nicht wählerisch. Weil sich Nachrichten schnell verbreiten, eilte ihm die Beschreibung seines Äußeren und seines Verhalten schon bald voraus, sodass sich jeder ein Detail he-

rauspicken konnte, das nützlich oder interessant erschien. Dies betraf vor allem die Menschen aus dem kriminellen Milieu Sarajevos, mit denen er sich häufig traf, was ihm mitunter auch die Kritik seiner Vorgesetzten einbrachte.

Das war aber nun nicht weiter von Belang und sekundär, denn es war ein heikler Augenblick gekommen, an dem die Dinge in seinem Leben, zumindest offiziell, eine dramatische Wendung erfahren sollten.

Es trug sich wie folgt zu.

Nachdem er sich bei der Schneiderin Pauline Freundlich einquartiert hatte, dachte er, die Wohnungsfrage längerfristig gelöst zu haben. Er hatte ein wohltuendes weibliches Wesen gefunden, das bereit war, ihm alle Wünsche zu erfüllen. Weichherzig, fügsam, beinahe stumm – er konnte es kaum fassen, dass sie nur ihm alleine gehörte. Aber es war so. Diese Situation dauerte ein Jahr lang an. Jedoch verbrachte er nur wenig Zeit bei seiner Schneiderin, denn sein Dienst führte ihn einmal in den Norden, ein anderes Mal in den Süden. Abgesehen von Pauline, galt seine Zuwendung auch zahlreichen leichten Mädchen aus dem ganzen Land, was seine Quartiergeberin aber nicht weiter zu stören schien. Sie wartete zu Hause auf ihn, und er wusste, dass sie ihn wieder aufnehmen würde, unabhängig davon, ob er betrunken oder nüchtern, am Ende seiner Kräfte oder vor Energie strotzend war.

Eines Tages aber geschah etwas Unerwartetes, etwas Neues: Pauline war schwanger. Sie bat ihn, für die Zukunft des noch ungeborenen Kindes zu sorgen, was er jedoch entschieden ablehnte. Er hätte sich keinesfalls ein Kind gewünscht, schon gar nicht mit ihr. Denn wer wüsste schon, mit wem sie sich sonst noch vergnügt hätte. Außerdem glaube er, zum fraglichen Zeitpunkt unterwegs gewesen sein. Und überhaupt: Was sollte er mit dieser Frau?! Hatte er ihr etwas versprochen? Nein! Was wollte sie dann? Ein Kind kam für ihn keineswegs in Frage.

Im Vergleich mit den früheren Frauen war Pauline gänzlich anders besaitet. Keine einzige seiner Bekanntschaften war an einem gemeinsamen Leben mit ihm und schon gar nicht an einer Eheschließung interessiert gewesen. Die Schneiderin jedoch brach in Tränen aus und sagte, sie werde sich das Leben nehmen, weil sie keinen anderen Ausweg sehe. Alle wussten, dass sie mit ihm zusammenlebte, sodass sie später bestimmt keiner mehr nehmen würde? Als Liebschaft des Scharfrichters sei man für immer und ewig gebrandmarkt.

Er ließ sie in seiner beinahe schroffen Art und Weise wissen, dass ihn das zwar nichts angehe, doch schlug er ihr die Tür noch nicht gänzlich zu. Es war genau dieser Wesenszug, diese Art seines Redens, die sie, warum auch immer, anziehend fand.

„Alois, ich habe vom ersten Tag an gedacht, dass du ernste Absichten mit mir hast.“

„Wie sollte ich mit irgendjemandem ernste Absichten haben können?! Heute bin ich hier und morgen dann weiß Gott wo. Was willst du mit einem Henker als Mann?“

„Es macht mir nichts aus, wenn du unterwegs bist.“

„Eine Familie muss man ernähren, meine liebe Paula, und ich verdiene ja nur wenig.“

In solchen Lebenslagen war Seyfried unerschütterlich. Er wusste, dass eine Heirat eine Einschränkung oder gar das Ende seiner Kontakte mit anderen Frauen bedeutet hätte, und dabei vor allem mit denjenigen, die mit den Inhabern von fahrenden Bühnen durchs Land zogen. So einer wie der in Višegrad, der ihm eine Seiltänzerin verschafft hatte. Aus dem Zirkuswagen, wo ihn die Artistin empfangen hatte, konnte er auf die alte Brücke und die Gaststätte blicken, in der die betrunkenen Einheimischen ihre unerträglich orientalisch klingenden Lieder zum Besten gaben und Flaschen und Gläser zertrümmerten.

Die Frau hatte ihn mit Krätze angesteckt, die er kaum loswurde. Einen Monat lang litt er unter dem Gestank der widerlichen Pomade, die ihm Doktor Kretschmar zusammengemischt hatte. Ein tierisches Fett, so hieß es, sei das einzige Heilmittel gegen Filzläuse, die der Volksmund auch als Sackratten bezeichnete. Und er, Seyfried, möge sich zwischen den Beinen rasieren, aber darauf aufpassen, sich nicht zu verletzen.

Aber gerade das war ihm passiert, eine recht tiefe Wunde sogar, die Doktor Kretschmar behandeln musste. Auch die tägliche Gesichtsraser lief kaum jemals ohne etwas Blut ab, meistens am Hals, und wie musste es ihm dann erst zwischen den Beinen ergehen, wo er kaum hinsah und hinkam?!

Die Aussprache mit Pauline verlief nicht so, wie Seyfried sich das vorgestellt hatte. Sie meinte, dass sein unstetes Leben eines nahen Tages ein Ende finden müsse, was auch ein hoher Beamter der Staatsmacht in seinem Bericht an das Kreisgericht vermerkte: „Ich bin der Meinung, dass Besagter ein ausschweifendes Leben führt und nur mit Leuten verkehrt, die einen Hang zu einer sorglosen Lebensweise zeigen.“ Doch was hieß hier sorglos, bei diesen Personen handelte es sich allesamt um Halunken erster Güte. Die Sorglosen pflegten mit Seyfried keinerlei Kontakte. Bei ihnen handelte es sich um Kinder aus gutem Hause, die den Scharfrichter keines Blickes würdigten.

Aber was war tatsächlich passiert? Pauline hatte versucht, sich das Leben zu nehmen. Wie, das war in der Anzeige nicht vermerkt worden, es stand nur geschrieben, dass es aus den zuvor angeführten Gründen geschehen war. Das Augenmerk der Staatsmacht wurde darauf gelenkt, dass der „Henker Seyfried ein lasterhafter Mensch ist“, bekannt dafür, dass er leichte Mädchen, allein stehende Frauen und Witwen scheinbar magisch anziehen würde. Ganz so, als gebe es dagegen keine Medizin. Fügte man dem noch seine „Neigung zu Alkohol

und die Treffen mit dem ehemaligen türkischen Henker Mustafa“ hinzu, dann entstand das Bild eines Mannes, der dem Bild eines kaiserlichen Bediensteten wahrlich Schaden zufügte.

Als Entlastungszeuge für Seyfried trat niemand anderer als Doktor Kretschmar auf. Es war zwar keine öffentliche Anhörung, doch Seyfrieds Wunsch, dass ein mit ihm befreundeter Arzt sein Verhalten erläutert, war stattgegeben worden. Es waren zwischen ihm und Kretschmar zwar keine Treffen wie mit Mustafa, aber immerhin – der Mediziner empfing ihn, hörte ihm zu und stand mit Rat und Tat zur Seite. Es drohte der Verlust der Arbeit, was Seyfried keinesfalls hinnehmen wollte. Er musste kämpfen.

Die Hinzuziehung von Doktor Kretschmar sollte sich als kluger Schachzug herausstellen, denn der Arzt war auf Grund seines Wissens angesehen, auch wenn sich gegen ihn in manchen amtlichen Schubladen Anzeigen ähnlichen Inhalts wie im Falle von Seyfried befanden. All diese Anzeigen waren von Seiten seiner Kollegen eingegangen, von Militärärzten, die schon alleine durch ihre Erscheinung bei den Patienten Furcht hervorriefen. Sie sind alle Idioten, gab Doktor Kretschmar gegenüber Seyfried in entspannten Augenblicken zu verstehen, wenn der Alkoholgehalt im Blut beider eine imaginäre rote Linie überschritten hatte.

Was den Alkohol betrifft, sagte Doktor Kretschmar, so handle es sich dabei um ein Phänomen, das für unser gesamtes Beamtentum charakteristisch ist, sieht man von einigen löblichen Ausnahmen ab, die, warum auch immer, nicht zum Glas greifen. Wohl wegen einer schlechten Leber. Aber das Wasser in diesem Land sei von schlechter Qualität und in den Städten keinesfalls trinkbar. Das wisse auch die lokale Bevölkerung nur allzu gut, weshalb sie Zuflucht beim Schnaps suche, einem leider schlechten, der nach langem maßlosen Genuss – und was, meine Herren, ist denn hier schon maßvoll – den

Menschen zu einem dumpfen und willenslosen Idioten mache, wie man sie hier immer wieder antreffe. Vielleicht nicht gerade in Sarajevo, aber in den kleineren Städten und Orten auf jeden Fall. In den Bergen aber werde der Schnaps als Medizin angesehen. Einem kranken Menschen würde oftmals nur die Flasche helfen, vor allem in den Wintermonaten, wenn der Frost die Menschen in eine wahrliche Starre zu versetzen scheint. Die Leute erfrieren, Finger fallen ab, der ganze Organismus leidet, einzig die Flasche kann den Tod fernhalten. Bei Bergbewohnern sei Schnaps das beste Geschenk, sowohl für den Doktor als auch für den Geistlichen.

Man müsse anerkennen, dass es beim Alkohol schwer mit dem Maßhalten sei, vor allem auch dann, wenn man ständig unterwegs ist und einen derart delikaten Beruf wie den eines Henkers ausübt. Und habe er jemals wegen Alkohols in seinem Beruf einen Fehler begangen? Gott behüte! Heute gebe es in der ganzen Monarchie keinen solchen Henker. Er könne ein Vorbild für andere sein.

Ähnliches gelte auch in Bezug auf die Frauen. Sie seien eben einfach und unbestreitbar hier, das heißt, es müsse auch Bedarf an ihnen geben. Was wäre denn daran strafbar?! Er habe ja nicht etwa die Tochter eines angesehenen lokalen Kaufmanns verführt, sie von zu Hause, von ihrem Mann fortgebracht. Was hat denn der Henker Seyfried wirklich gemacht? Das, was, ohne jemandem zu nahetreten zu wollen, eben jeder von uns tut. Ja, jeder von uns. Als sein Arzt würde ich ihm raten, dieses anständige Mädchen zu heiraten, das sein Kind unter ihrem Herzen trägt. Dadurch, dass sie einen so furchtbaren und unchristlichen Akt gesetzt hat, handelt es sich um echte Liebe. Sie liebt ihn tatsächlich, und die Liebe ist mir heilig. Soweit ich den staatlichen Scharfrichter Alois Seyfried kenne, bin ich sicher, dass er diesem Ruf nach Liebe und auch seiner staatlichen Pflicht nachkommen wird.

Welche Liebe und welche Pflicht?, entfuhr es Seyfried, doch niemand nahm seinen Zwischenruf ernst.

Zumindest wird dir dann die Angst vor Filzläusen erspart bleiben, wandte sich Doktor Kretschmar, der Trauzeuge, mit einem Lächeln an ihn. In dieser Nacht gaben sie sich dem Alkohol hin, die Braut war bereits früh eingeschlafen und wartete, dass sich ihr frisch angetrauter Gemahl an ihrer Seite einfand.

So kam Otto auf die Welt, vom Vater unerwünscht – von der Mutter wusste man dazu nichts. Als sie ihn das erste Mal anblickte und ihre Hand auf seinen krummen Rücken legte, riss es ihr beinahe das Herz aus der Brust. Allmächtiger Gott, klagte sie, was habe ich da bloß auf die Welt gebracht?!

16.

Mit den Jahren konnte sich Seyfried an das neue Land, den neuen Himmel und die neuen Unzugänglichkeiten gewöhnen. Wo auch immer er hinreiste – es gab keine Wege, einzig endlose Wälder mit abenteuerlichen Pfaden, auf denen man sich leichter das Rückgrat brechen als fortbewegen konnte. Am besten fanden sich auf diesen Pfaden die kleinen bosnischen Pferde und Esel zurecht, die ihre Hufe behutsam in die Abdrücke ihrer Vorgänger zu setzen wussten. Ein Mensch hingegen konnte einfach nicht so umsichtig sein wie diese Tiere, die mitunter oft minutenlang mit erhobenem Vorderbein wie erstarrt verharrten, um sich für den richtigen nächsten Tritt zu entscheiden.

Über dieser Weglosigkeit hing ein Sternenhimmel, wie man ihn sonst nirgendwo finden konnte, und stets zum Greifen nahe, erhoben sich ringsum die Gebirge. Von Zeit zu Zeit entfernte sich Seyfried von diesen wilden Gegenden und den ebenfalls wilden Menschen und blickte lange, wie ein Vogel, von oben auf sich und seine Gehilfen herab, als seien sie ge-

wöhnliche Waldtiere. Oder auch ungewöhnliche, was aber keinen Unterschied machte. Dies war dann der Fall, wenn er mit seinen Händen über die Saiten seiner Zither strich und eine andere Welt betrat, in die ihm niemand folgen konnte.

Er verfolgte die öffentlichen Arbeiten im Straßenbau, den Ausbau der Eisenbahn, und dabei vor allem den Ausbau der Strecke, die von Sunja über Volinja nach Novi führte und sich sodann in zwei Richtungen, eine nach Banja Luka und die andere nach Krupa und Bihać, aufteilte. Auch die Errichtung des Schienenstranges zwischen Zenica und Derventa bereitete ihm Freude. Er schätzte auch die neuen Schiffsverbindungen auf der Save, wogegen ihm die Pferdeverbindungen in der Save-niederung zuwider waren. Es gab nur wenige Beamte, die zu allen Jahreszeiten über die Bauvorhaben auf den bosnischen Verkehrswegen besser informiert waren, er wusste, wo es Herbergen und Gaststätten, Betten ohne Wanzen und Speisen gab, nach deren Verzehr mit keiner Übelkeit zu rechnen war.

In Sarajevo maß man all dem keine besondere Bedeutung bei. Stets ging es nur um Streitigkeiten rund um Diäten, Anerkennungen von Zeiten und die Wahl der Verkehrsmittel und Reiserouten, als ob die Kanzleibeamtenschaft besser wüsste als er, wie man am schnellsten von Sarajevo nach Banja Luka gelangte. Besonders im Februar, wenn es am kältesten war, kam dieser Frage entscheidende Bedeutung zu, um sich nicht irgendwo zu verkühlen oder gar erfroren sein Leben am Wegesrand aushauchen zu müssen. Und in Sarajevo stritt man sich um lächerliche Geldbeträge! Als ob er nicht wüsste, was Sparsamkeit bedeutete, dass die Verwaltung kein Geld zu verschenken hatte und von jedem einforderte, doch auch an die Bedürfnisse der anderen Berufsgruppen zu denken. Warum wurde er dann überhaupt auf solche Reisen geschickt? Mögen sie doch die Verurteilten dazu überreden, sich selbst den Strick um den Hals zu legen! Man hätte sie auch einfach erschießen können, was sprach schon dagegen! Aber nein, das taten sie nicht, denn das Land brauchte ja um jeden Preis

einen Henker, weil dieser Staat keine Ansammlung verantwortungsloser Beamter war, sondern immerhin eine Schöpfung Gottes. Waren nicht genau das die Worte seiner kaiserlichen Exzellenz gewesen?!

Mehrfach hatte sich Seyfried bereits über den Beamten beklagt, der für die Abrechnung der Diäten und Reisekosten zuständig war, was vor allem eine Fahrt nach Banja Luka betraf, wo es drei Hajduken an den Galgen zu bringen galt, die bei ihren Komplizen in Manjača gefasst worden waren.

Die Hinrichtung erfolgte im Dezember, das heißt zu einer Zeit, in der das Wetter innerhalb eines Tages zu einem lebensgefährlichen Unwetter umschlagen kann, weshalb man auch Reisen diesem Umstand anzupassen hatte. Die Exekution war für den zwanzigsten dieses Monats anberaumt, während er sich am fünfzehnten noch in Derventa befunden hatte. Er hätte einen Wagen nehmen können, aber warum er sich für den längeren Weg entschieden hatte, war der Steuerbehörde in Sarajevo nicht ergründlich, sodass ihm der längere Weg auch nicht abgegolten wurde. Seyfried hatte sich entschlossen, über Kroatien zu reisen und den Zug von Sisak nach Banja Luka zu nehmen. Dies hatte er bereits einmal früher getan, als er von Sisak nach Bosanska Krupa gereist war, wo er Milo Šević hinzurichten hatte, denn nach Krupa kann man einzig über Sisak gelangen. Jeder andere Weg wäre weiter und unsicherer.

Dieses Mal jedoch reiste Seyfried aus unerfindlichen Gründen sogar bis nach Zagreb und bestieg dort den Zug nach Banja Luka. Warum gerade nach Zagreb? Es wäre genügend Zeit gewesen, um in zwei Tagen mit dem Wagen von Derventa nach Banja Luka zu fahren – ganz zu schweigen von fünf Tagen, was Seyfried jedoch in seiner Beschwerde beim Kreisgericht in Sarajevo nicht erwähnte. Er schien wahrlich jede seiner Reisen mit einer Beschwerde zu beenden, doch war er dabei immer so spät dran, dass diese Verzögerung ein Zeichen dafür war, dass mit seinen Beschwerden etwas nicht in Ord-

nung sein musste. Auch dieses Mal brachte er seine Beschwerde erst im Juli vor, und die Reise hatte – wie soeben gehört – bereits im Dezember des vergangenen Jahres stattgefunden. Dementsprechend gestaltete sich auch die Reaktion der unbarmherzigen Buchhaltungsbeamten, die die eigentlich die Herren über dieses Land waren.

Was die Kosten für das Bedarfsmaterial, wie etwa Podium und Henkerspfahl, betraf, so lag ein diesbezüglicher Bericht von Alois Steiner vor, wonach die Kosten dafür nicht so hoch wären wie von Seyfried angegeben, weshalb man sie auch nicht anerkennen könne. Als ob er das alles nicht für einen moderateren Preis hätte finden können. Und übrigens seien die Lieferanten regresspflichtig, und man könne ihm die geforderten vierzig Gulden keinesfalls ausbezahlen, weil er niemals so viel hätte ausgeben dürfen.

Der Grund für Seyfrieds Reise nach Zagreb lag darin, dass ihn dort seine alte Bekannte Anika erwartete, eine zügellose Frau fortgeschrittenen Alters, die ihm jedes Mal anbot, bei ihr zu bleiben und auf ihre Kosten zu leben. Sie besaß eine Gaststätte im Stadtteil Črnomerec, wo gut gekocht wurde und wo er auch ein wenig arbeiten konnte, wenn er Lust dazu verspürte. Hatte er sich früher noch Gedanken über ihren Vorschlag gemacht, kam er für ihn mit der Zeit immer weniger in Frage, denn er sah seine Zukunft nicht in dieser Gaststätte am Rande der Stadt, die zwar schöner war als Sarajevo, sich aber mittlerweile völlig außerhalb seines Lebensinteresses befand. Außerdem war ihm bewusst, dass den Gasthof eines Tages ihr Sohn erben würde, der in Petrinja lebte, sodass er hier nichts weiter zu suchen hatte.

Abgesehen von Anika wollte er auch das erste Mal auf der neuen Bahnstrecke fahren, die zwei Länder der Krone dies- und jenseits des Flusses Una verband. Ein Wunder der Ingenieurskunst hatten ihm Personen gesagt, die diese Strecke be-

reits kannten. Hohe Brücken und Tunnels, etwas Einzigartiges.

In diesen Dezembertagen bekam er in Banja Luka nur Kälte, jedoch keine Vergnügungen ab. Es gab keine Zigeunerinnen, und das einzige Etablissement war nur für Offiziere zugänglich. Er nächtigte in der Festung, in einem kalten Zimmer, das an türkische Kasematten erinnerte. Die ganze Nacht vernahm er den Wind, der irgendwo über ihm sein lautes Spiel trieb. Er bereute es, kein Zimmer im Restaurant *Österreich* genommen zu haben, aber der Preis war ihm einfach zu hoch gewesen. „Wie du willst“, hatte ihm der Besitzer gesagt, „aber es gibt in Banja Luka keine freien Zimmer“. „Und was gibt es dann?“, wollte Seyfried wissen. „Das musst du selbst herausfinden“, gab der Wirt knapp zurück.

17.

Obwohl die Hinrichtungen nicht in Dörfern, sondern in größeren Ortschaften durchgeführt wurden, kam Seyfried auf seinen Reisen nicht um die Landunterkünfte und Dorfbewohner umhin. Auch die Ortschaften glichen mehr Dörfern als Städten, einzig im Zentrum erinnerten einige im Besitz von Kaufleuten stehenden Gebäude an vergleichbare österreichische Ansiedlungen. Dieses Land hier war vor allem Bauernland, und versteckt hinter ausgedehnten Wäldern oder im herzegowinischen Karst, wo außer Giftschlangen und Tabak nichts zu gedeihen vermochte, lebten Menschen, denen die neue Staatsmacht mehr Ordnung und Frieden bringen wollte, damit das ständige Umherziehen und Auswandern ein Ende nahm. So sprach und schrieb man, und Seyfried hatte wohl keinen Grund gehabt, an diesen Aussagen zu zweifeln. Aus einem Dorf in der Nähe von Linz stammend, empfand er eine seltsame Nostalgie, wenn er auf die soliden Steinhäuser, vor allem in der Herzegowina, blickte, doch betrat er diese nicht,

denn niemand bat ihn hinein, und außerdem hatte er kein Interesse, in diese für ihn gänzlich unbekannte und finstere Welt einzutreten. In diesem endlosen Steingeröll wirkte bereits ein gewöhnliches Haus wie die Höhle eines Bären, aus der wilde Kinder und noch wildere Mütter ins Freie traten. Seyfried verstand ihre Wildheit nicht, und ihm war nicht klar, wogegen diese Menschen revoltierten und weshalb ihr Leben so hart war. Laufend neue Gewaltausbrüche und Aufstände – die einen ins Gefängnis, die anderen an den Galgen.

Es schien so, als würde sich stets eine ununterbrochene Kolonne auf die Hinrichtungsstätten zubewegen. Oder besser gesagt: Ein Teil der Menschen fand sich im Exil, der andere in Seyfrieds Obhut wieder.

„Wird Ihnen noch was im Leben bleiben?“, fragte er eines Tages in Nevesinje den alten Ilija, dessen zwei Söhne er an den Galgen gebracht hatte. Vor kurzem noch voller Kraft und ungezähmt, nun aber am Strick baumelnd.

„Es wird mir mehr als Ihnen bleiben.“

Er lag im Stall beim Vieh und verspürte im Winter die angenehme Wärme, die von den Kühen und Pferden ausging, im Sommer hingegen machte sich ein unglaublicher Gestank breit.

In der Nähe von Mokro verspürte er eines Tages beim Aufwachen einen Körper neben sich, der ihm Platz wegnahm. Es war die Hausfrau, eine ältere Frau ohne Mann, die Eigentümerin eines Blockhauses, auf dem *Einräumer* geschrieben stand. Sie hätte seine Mutter sein können, und während sie ihm das Abendessen reichte, würdigte sie ihn keines Blickes. Sie wusste nicht, wer er war, und es war ihr auch gleichgültig.

Er nahm sie so, als ob sie sein Eigentum wäre, einem wilden Tier gleich.

Danke dir, mein Gott, ich sehe, dass du Verlangen nach mir hast.

Zahllose namenlose Kneipen, übel riechende türkische Herbergen, in denen der Mensch von Ungeziefer gepeinigt wird.

Wenn sie so eine Herberge betraten, entstand in der Regel Unruhe. Ganz so, als ob die Pest Einzug gehalten hätte, beglichen die wenigen Gäste hastig ihre Rechnung und machten sich eilig auf den Weg. Die Wirtsleute nahmen sie nur ungern auf, doch verloren sie darüber nur selten ein Wort. Der Hinrichtungstrupp, bestehend aus dem Scharfrichter und seinen Helfern, und unter dem Mantel verborgen der Strick für den Galgen.

Sie nahmen stets fernab der anderen Gäste Platz, sofern das in den kleinen Gaststätten, die oft Schuppen glichen, möglich war und verzehrten schweigend ihr Abendessen. Seyfried hatte ihnen Schweigen als dienstliche Pflicht aufgetragen, sie wären nicht zum Sprechen da und schon gar nicht mit anderen. Er hielt sich an das liebgewonnene trappistische Prinzip – bete und arbeite, ora et labora. Ja, er hielt sie tatsächlich dazu an, zu Gott zu beten, auch die orthodoxen Schismatiker. Wie, fragten sie ihn manchmal, woraufhin er wissen ließ – egal, irgendwie. Überraschenderweise gehorchten ihm auch die älteren Gehilfen, die anscheinend Angst vor ihm hatten, wiewohl Angst eher auf Seiten der Delinquenten angebracht gewesen wäre. Seine Gehilfen waren häufig angetrunken und gewalttätig, manchmal irr im Geiste, und nur selten ließ sich eine vernünftige Person finden. Sie erinnerten sich an jedes gehörte Wort, sei es, dass es ihnen bedeutend oder bloß interessant vorkam, und auf dem Heimweg wiederholten sie gelegentlich beim Einsatz vernommene Sätze, um herauszufinden, ob sie richtig gehört hatten. Es genügte, einen von ihnen nur länger anzublicken, damit er bereits in Angstschweiß ausbrach, als habe ihm das letzte Stündchen geschlagen und die Schlinge ihren nächsten Hals gefunden.

„Der Staat schätzt Ordnung“, gab ihnen Seyfried immer wieder zu verstehen. „Wie sind die Hüter der Ordnung. Schlampiges Arbeiten schadet dem Staat. Darum seht zu, dass ihr gut zimmert. Auch der Strick muss reißfest sein. Wenn alles solide und dauerhaft ist, haben es alle besser. Bricht der Galgen ein, werdet ihr die Nächsten sein, die daran baumeln.“

18.

Mit den Hajduken war die Sache noch nicht zu Ende gebracht, als der Aufstand in der Herzegowina losbrach. Es handelte sich dabei um Ungehorsam, wie die Staatsmacht sagte. Man müsse warten, dass sich die Leute beruhigten und ihre Differenzen beseitigten, die Armee könne noch warten, bevor sie zur Tat schritt. Noch waren all jene, die beim letzten Aufstand gegen die Türken geflüchtet waren, noch nicht zurückgekehrt, als die altbekannten Aufständischen bereits eine neue Revolte vom Zaun brachen. Spätere Chronisten sollten auf alte journalistisch-propagandistische Berichte englischer Reisender und Spione zurückgreifen, in denen von „der Milde, mit der die Staatsmacht diesem Aufstand begegnete, indem niemand am Galgen landete“ die Rede war, worüber Beteiligte nur milde lächeln konnten. Es stimmt zwar, dass Anführer und Kommandanten nicht gehängt wurden, auch weil es unmöglich war, ihrer habhaft zu werden, aber für die einfachen Kämpfer galt dies nicht.

„Sie kennen nichts anderes als das Gewehr und den Wald. Ach, mein Gott, sie haben das Volk verdorben“, gab ein Alter in Ustikolina zu verstehen. Er blickte ins Feuer, wärmte seine Hände und murmelte vor sich hin. Seyfried sah ihn aus der Ecke heraus an, wo er mit seinen Gehilfen zu Abend aß, und fragte sich, ob er Orthodoxer oder Muslim war? Was wollte er bloß?

Die Herzegowina begehrte auf, als ob unter dem Karstgestein Giftschlangen und Aufständische gemeinsame Sache machen würden. Seyfried konnte noch etwas beobachten, was in diesem Land in der Regel selten war, nämlich dass ein alter Muslim seine Söhne zu den Aufständischen schickte, um dort Seite an Seite mit den Serben zu kämpfen. An der Spitze des Austandes standen ein gewisser Salko Forta und Stojan Knežević. Würden sie sich eines Tages an Seyfrieds Galgen wiederfinden?

Als ob sich hier Fuchs und Hase gute Nacht sagen würden, meinte Doktor Kretschmar, während es Seyfried etwas anders vorkam, dass nämlich Gott all seine Heimsuchungen hier abgeladen hätte, indem er diesen Ort als Ausgangspunkt für das harte Schicksal des Menschen erachtete. Abgeschnitten von der Zivilisation, fristete Bosnien sein Dasein irgendwo im Bereich des Bauchnabels, wenn nicht sogar tiefer, wo alles Leben seinen Anfang nahm und zugleich vulgäre Ausdrücke beheimatet waren. War es ein Zeichen von Rohheit, Verdammnis oder von etwas anderem?

Müde und auch ein wenig krank, lud Doktor Kretschmar Seyfried auf ein Getränk und zum Abendessen ein, um einen Gesprächspartner zu haben. Der Henker war einmal dort einmal da anzutreffen, aber niemand wusste so wirklich über seine Wege Bescheid. Und sollte es jemand gewusst haben, dann zog es diese Person vor, sich in Schweigen zu hüllen.

Seyfried bildete seine Mannschaft aus, er drohte, nahm Kündigungen vor, suchte neue Leute und gab sich ständig dem Alkohol hin, was er später nicht zugeben wollte. Wenn er genug von alledem hatte, zog er sich in den Schatten zurück, holte seine Zither hervor, spielte ein Lied und vergaß auf seine Gehilfen. Diese waren zwar wahrlich bemüht, aber immer wieder kam es vor, dass unter mächtigen Gefluche, begleitet von Schmerzensschreien der „Patienten“, wie Seyfried seine Delinquenten nannte, der Strick riss, woraufhin unter aberma-

ligem Wehklagen ein neuer Versuch folgte. Wann hat dieses menschliche Leid irgendwann einmal ein Ende, dachte der staatliche Scharfrichter, eher beiläufig als angestrengt, denn seine wahre, einer Vision gleichende Gedankenwelt sah anders aus. Er wähnte sich in einem Konzert von Meistern ihres Faches, das aber nicht auf einer großen Bühne, sondern in kleinem Kreis in einer österreichischen Gaststätte stattfand, wo das an rund zehn Tischen sitzende Publikum sein Zitherspiel genoss. Zufrieden und fröhlich, spendete man ihm endlosen Applaus und erhob zu seinen Ehren klirrend und tosend die Bierkrüge.

„Warum sind Sie so schroff, wenn Sie etwas getrunken haben?“, wollte Seyfried in einer Schänke in der Romanija von einem jungen und sehnigen Mann namens Radivoje wissen. Dieser war nüchtern genug, um antworten zu können, was im angetrunkenen Zustand nicht der Fall war. Unter dem Einfluss von Alkohol stieß er ringsum Beschimpfungen aus und suchte nach der kleinsten sich bietenden Gelegenheit, um sich prügeln zu können. Dass Blut rann, war dabei nicht zu verhindern.

„So sind wir halt, verdammt nochmal!“, gab er lächelnd zurück. „Es ist schwieriger, ruhig zu bleiben als sich zu prügeln, auch wenn es manchmal übers Ziel hinausschießt.“

Von Radivoje hörte Seyfried zum ersten Mal das Lied „Hier steh’n die Brüder fest in Reih’ und Glied, einer für den anderen sein Leben gerne gibt.“

Später sollten sich die Wege der beiden noch öfter kreuzen, sei es in Gaststätten, auf Märkten oder in den Bergen. Seyfried musterte die Sänger, die, verliebten Gockeln gleich, aus voller Kehle und mit gerötetem Gesicht ihre Lieder zum Besten gaben. Bei ihnen war der beste Sänger derjenige, der am lautesten zu grölen vermochte und dessen Stimme man noch einige Berge und Täler entfernt vernehmen konnte.

„Hörst du Sie, wie sie herumbrüllen?“, wurde Seyfried von Doktor Kretschmar gefragt. „Hilf mir, entführe mich einen Augenblick in die Heimat.“

Seyfried griff zur Zither und ließ zwischen den beiden und dem betrunkenen Radivoje einen lärmabweisenden Vorhang hochgehen. Sein Bruder Hans untermalte die Musik manchmal mit lustigen Melodien, die er in so hoher Stimmlage vorbrachte, dass man dachte, sein letztes Stündchen habe geschlagen.

19.

Im Gasthaus *Der Perser* befanden sich Seyfried, Mustafa und ein unbekannter, älterer Mann. Der Unbekannte trug einen abgetragene und ausgebleichten, aber immer noch stattlichen türkischen Anzug. Ein kurzer grauer Bart bedeckte beinahe sein gesamtes Gesicht, ausgenommen war nur die hohe Stirn unter dem Fes.

„Ich werde euch nicht bekannt machen“, rief Mustafa Seyfried zu, während Letzterer an seinem Tisch saß. „Es ist nicht wichtig, wie dieser Mensch heißt, sondern vielmehr, dass er mir die Anweisungen für Quälen oder Töten erteilt hat. Oder auch für beides zusammen. Er war Richter, jetzt aber ist er nur mehr ein alter Mann. Bleib sitzen, wieso bist du so ungeduldig? Es kommt schon noch was nach, wie es hier immer so ist.“

Seyfried bestellte noch ein Fläschchen Schnaps und wartete, was ihm der Unbekannte zu erzählen hatte. Die Zeit floss, der sommerlichen, beinahe ausgetrockneten Miljacka gleich, nur langsam dahin. Im Flussbett konnte man dann nur das Surren der unzähligen Fliegen vernehmen, irgendwo im Hintergrund hallten Stimmen spielender Kinder wider. In diesen Tagen hatte es niemand eilig; es schien, als ob alle das Ziel ihres Weges erreicht hatten und der kommenden Dinge harr-

ten. Kam ein Fremder in eine Gaststätte, wäre ihm die Wartezeit auf die Bestellung zu lange vorgekommen, ein Einheimischer hingegen nahm alles mit stoischer Ruhe hin.

Endlich wurden die drei von einem Burschen in den besten Jahren bedient, dessen rotes Antlitz tomatenhaft wirkte. Für den Alten gab es Kaffee mit Lokum, für die beiden anderen Schnaps. Erst nachdem Seyfried den ersten Schluck genommen und Mustafa zugeprostet hatte, wandte sich der Alte zu ihm hin. Die schrille und gebrechliche Stimme passte so gar nicht zu seinem einnehmenden Äußeren.

„Vielleicht ist dir das, was ich dir sagen werde, nicht angenehm, aber es kann auch nicht schaden. Glaube nicht, dass ich mich gegenüber irgendwem zu rechtfertigen trachte, das fällt mir nicht im Traum ein. Und auch dieser Mustafa, warum und vor wem sollte er sich rechtfertigen. Wir sind keine Angeklagten, nicht wahr?! Aber dennoch gibt es hier etwas, so muss es ja wohl auch sein. Denn wenn es nichts gäbe, würden wir uns nicht unterhalten, und du wärst vielleicht irgendwo bei dir zu Hause, in deinem Land. Aber gut, kommen wir zur Sache. Viel wurde über das türkische Gesetz geschrieben und auch darüber, dass wir es hier nicht einhalten würden. Ganz so, als ob es uns nicht passen würde. Aber ich will hier weder über das Gesetz noch über die hiesigen Gepflogenheiten reden. Ich kann nur sagen, wie ich meine Urteile gesprochen habe, nämlich immer nach meinem besten Wissen und Gewissen, und das ist besser als jedes Gesetz. Aber ich habe natürlich auch das Gesetz gekannt. Ich will damit nur sagen: Was bringt dir ein Gesetz, wenn du nicht deinem Gewissen folgst?! Um mich zu verstehen, musst du vergessen, wer du bist und woher du kommst, aber das kannst du nicht. Du wirst vielleicht glauben, dass du mich verstehen kannst, aber dem ich nicht so.“

Während er sprach, blickte er Seyfried nicht an, sondern schien alles dem Kaffeeekännchen in seiner Hand zu erzählen.

„Ich habe körperliche Strafen verhängt. Und ich werde mit der Überzeugung sterben, dass das notwendig war, solange hier diese Zustände herrschten. Böse Taten müssen auf die entsprechende Art und Weise bestraft werden. Wenn man jemanden schlägt und quält, um an ein Geständnis zu gelangen, dann entspricht das vielleicht nicht dem Gesetz, aber keine Polizei auf der ganzen Welt wird anders handeln. Offiziell natürlich darf ein Gericht, abgesehen von Nahrungsentzug und der Verhängung von Einzelhaft, keine körperlichen Strafen aussprechen. All das ist mir bekannt, und ich bin auch nicht gegen diese beiden Maßnahmen. Aber dass ein Mörder und Krimineller, der sich an Unschuldigen vergeht, nicht mit Folter bestraft wird – das kann ich nicht gutheißen. Hier gibt es keine Gerechtigkeit, nach der die Welt immer strebt. Öffentliche Gerechtigkeit, wenn möglich. Das Volk liebt es, Folterungen und Hinrichtungen beizuwohnen. Und weißt du auch, warum das so ist? Nicht etwa, weil es sich nach fremdem Leid und Blut sehnt. Nein, vielmehr, weil es will, dass Ordnung und Staatsmacht respektiert werden. Egal, ob das unser Sultan oder euer Kaiser ist, man will, dass sie geachtet werden. Ist das der Fall, dann lebt man leichter und erträgt auch – falls notwendig – Leid leichter. Und für all das benötigt man Fachleute, wie dieser Mustafa hier einer war.“

Seyfried wollte gerade sagen, dass auch er ein solcher Meister seines Faches sei, doch er hielt sich noch rechtzeitig zurück. Sollte er sich etwa mit einem Folterknecht vergleichen, der seinen Opfern Qualen zufügte? Auf gar keinen Fall!

„Ich weiß, worüber du jetzt nachdenkst, ich habe das bei den Franzosen gelesen. Ich habe lange in Marokko gelebt, wo ich auch geboren bin, und mir ist bekannt, was dort vor sich geht. Mit Foltern fügt man Schmerzen zu, aber nicht unkontrolliert, denn das wäre ein Fehler. Foltern ist eine Technik, die vom Henker eine besondere Handwerkskunst erfordert und kein unkontrolliertes Quälen, zu dem ungeschickte Menschen oft neigen. Denn dann kommt das wahrhaft Ursprüngli-

che, das Sadistische zum Vorschein. Aber der Mensch ist nun einmal eben so.“

Seyfried warf einen Blick auf Mustafas große Hände, und es schien ihm, als ob der ehemalige Richter gerade eben deren Macht und Fertigkeit beschrieben hätte. Es waren große, knöcherne Pranken mit schwärzlichen Fingernägeln, die Krallen von Raubvögeln ähnelten. Von irgendjemandem hatte er einmal irgendwo in der Romanija gehört, dass es in Sarajevo einen Henker gegeben habe, der mit seinen riesenhaften Händen einen menschlichen Schädel wie eine Nussschale hätte zerquetschen können. Bei diesem Gedanken lief ihm kalter Schauer über den Rücken. War es etwa möglich dass er, der Henker von Kaisers Gnaden, vor dem ehemaligen osmanischen Henker in Angst und Schrecken verfiel?

Indes setzte der Richter mit seiner Fistelstimme die Ausführungen zur Rechtfertigung des von ihm angeordneten Folterns und Quälens fort.

„Streng fachlich gesprochen, was dir sicher ein Anliegen ist, möchte ich dir sagen, dass auch du eines Tages in eine solche Situation kommen könntest. Denn eine Folterstrafe muss drei grundlegenden Bedingungen gerecht werden. Erstens: Es muss klar sein, dass nur Qualen ein bestimmtes Maß an Leid hervorrufen können, das exakt gemessen oder zumindest abgeschätzt und individuell verglichen werden kann, wodurch auch eine Steigerung und Abschwächung desselben möglich sind. Das darf aber niemals willkürlich geschehen. Du fragst dich jetzt sicher, ob sich das auch auf die Todesstrafe bezieht, nicht wahr? Ja, das tut es, auf jeden Fall. Ihr definiert die Todesstrafe einzig durch das Recht auf Leben, ist es nicht so? Das heißt, sie betrifft in gleichem Maße sowohl einen Menschen, der beinahe zufällig jemanden getötet hat, als auch einen Mörder, der Dutzende Seelen auf seinem Gewissen hat. Für uns, die wir einen anderen Blick darauf haben, bedeutet die Todesstrafe jedoch ein Quälen, sofern sie sich nicht auf

ein bloßes Absprechen des Rechts auf Leben bezieht, denn das ist, wie ich meine, eher eine private als eine öffentliche Frage. Quälen stellt auch hier einen Anlass und eine Steigerung von Leiden dar: angefangen vom Abhacken des Kopfes, das das Leiden auf eine Handlung und einen Augenblick reduziert, man könnte also sagen der Null-Grad des Quälens, über Erhängen, was, wie mir Mustafa sagte, du machst, über den Scheiterhaufen und Rädern, die den Todeskampf verlängern, bis hin zum überaus seltenen Vierteilen, das den Schmerz bis ins Unermessliche steigert. Aber der Umstand, dass es selten ist, besagt nicht, dass man es gänzlich vernachlässigen oder gar abschaffen sollte. Ganz im Gegenteil! Wenn man so wie ich auf die Dinge blickt, kommt man zur Schlussfolgerung, dass der Tod eine Qual ist, und jetzt weißt du auch, was ich meine, nämlich die Kunst, das Leben unter Schmerzen zu verlängern. Warum ist mir das wichtig? Deshalb, weil einige Verbrecher Hunderte kleine Tode sterben sollte. Und die große Henkerskunst liegt eben auch in einer raffinierten und durchdachten Herbeiführung der Agonie. Der Akzent liegt dabei, ich wiederhole, auf der Steigerung des Leidens. Ohne Steigerung keine Gerechtigkeit. Denn einen Verbrecher, den man fünf- oder sechsmal zum Tode verurteilen müsste, gilt es so lange am Leben zu halten, bis er jeden dieser Tode auch wirklich gestorben ist.“

Seyfried kam die Stille, die nach den Worten des Richters einsetzte, einer Grabesruhe gleich. Etwas Eisiges hatte sich um sein Herz gelegt – ausgerechnet ihm, dem der menschliche Tod ja derart vertraut war. Das Gehörte überstieg seine Auffassungskraft, und es schien ihm, als könne er seinen Beruf nicht mehr allzu lange Zeit ausüben. Aber nein, auf gar keinen Fall, denn gerade angesichts dessen, was ihm der Richter mitzuteilen versuchte, müsse er sich weiter verbessern und menschliches Leiden bei der gewaltvollen Beendigung des Lebens gänzlich zu eliminieren versuchen. Er könne den Verurteilten zwar nicht die Angst nehmen, aber zumindest sollte

die Exekution selbst eher einem medizinischen Eingriff denn einem barbarischen Akt gleichen. Die Steigerung, von der der Richter sprach, sei eine unverhohlene, grausame Rache, blinder Hass und ein schwachsinniges Wüten. Warum gab dieser offensichtlich gebildete Mensch derartige Dinge von sich? Dachte er wirklich so, oder trieb er mit ihm, dem staatlichen Henker, und somit auch mit dem Staat, einfach seinen Spott?

Nach einer kurzen Pause setzte der Richter seine Ausführungen mit leiser Stimme und wohl gewählten Worten fort.

„Quälen beruht auf der Kunst des Abwägens, des Kalkulierens mit dem Leiden. Damit im Zusammenhang muss gesagt sein, dass ein solches Hervorrufen von Leid streng festgelegten Regeln unterliegt. Die Art und Weise der körperlichen Qual, die Qualität, die Intensität und die Dauer des Schmerzes hängen von der Schwere des Verbrechens, von der Persönlichkeit des Verbrechers und vom gesellschaftlichen Status seiner Opfer ab. Was bedeutet das konkret? Es heißt, dass gleiche Verbrechen nicht immer die gleiche Strafe nach sich ziehen. Ein distinguiertes Mensch wird anders bestraft als Lumpenpack. Ja es wird sogar unterschieden, ob es sich beim Opfer um einen angesehenen Menschen oder um einen Lumpen handelt. Geht es um einen Angehörigen der Staatsmacht, dann gibt es keine Gnade. Der Schmerz ist ein Gegenstand gesetzlicher Vorschriften; ein Foltern geschieht nicht willkürlich und ohne Unterschiede, sondern läuft vielmehr nach detaillierten Regeln ab, die die Zahl der Peitschenhiebe, die Stelle, auf die der glühende Nagel gelegt wird, die Art der Verstümmelung (Abhacken der Hand, Durchbohren von Lippen oder Zunge) und die Dauer des Todeskampfes am Scheiterhaufen oder beim Rädern festlegen (das Gericht entscheidet darüber, ob ein Verurteilter gleich oder langsam zu töten ist beziehungsweise in welchen Augenblicken man Milde walten lassen kann). Quälen ist in jedem Fall ein Teil des Rituals ...“

Seyfried stand unvermittelt von seinem Tisch auf und trat vor die Gaststätte. Über der Miljacka und über Bistrik brach der Abend herein, doch auf der anderen Seite, in Vratnik, spiegelte sich in den Fenstern noch die Sonne wider. Er atmete zwei-dreimal tief durch, im Versuch, die schwere Last von seiner Brust zu nehmen.

„Was ist mit dir, wo läufst du hin“, ertönte Mustafas Stimme. „Dir ist doch nicht etwa übel geworden? Du bist ja keine Frau, Alois, sondern ein Scharfrichter.“

„Mir reicht es. So viel hätte es nicht gebraucht, aber danke.“

„Und die Zigeunerin?“

„Geh’ ruhig du dorthin.“

Was war das bloß für eine Komödie gewesen, ein satanische Vorführung, die man ihm geboten hatte! Wozu sollte das alles bloß gut gewesen sein?

20.

Der Geburtstag des Kaisers war für Seyfried der höchste aller Feiertage. Er stellte für ihn den Gipfel und zugleich das Ende des Sommers dar; die Sonne hörte zu brennen auf, es gab noch keine größeren Regenfälle, und in der Nacht war es bereits angenehm kühl, um besser schlafen zu können. Müsste man die Zeit eines Geburtstages wählen, hätte man sich wohl keinen besseren Tag aussuchen können als den, an dem Gott das gottgefällige katholische österreichische Volk mit seiner großen Milde bedacht hatte.

„Wer den Herrscher nicht ehrt, ehrt auch den Vater nicht“, wusste Seyfried bereits in Kindestagen von sich zu geben.

Wie jeder andere loyale Beamte auch, so empfand Seyfried in seiner sicherlich existierenden Seele eine tiefe Liebe gegenüber seiner kaiserlichen und königlichen Exzellenz.

Wenn er an die Kaiserfamilie dachte, überkam ihn ein Gefühl der Zufriedenheit, und er wusste, was richtig ist und was falsch. Was man bestrafen musste und was erlaubt war. Ungeachtet aller Leiden und Schwierigkeiten des Lebens, machte ein solches Land den Menschen ruhig und zufrieden. Und der Herrscher war der Garant dafür.

Sämtliche Gesetze wurden vom Kaiser verabschiedet, und sie standen außerhalb jeder Kritik und Diskussion. Mit dem Kaiser konnte man nicht streiten, gleichwenig wie man dies mit Gott kann. Gottes Gebote und des Kaisers Gesetze waren gleichermaßen unantastbar. Wer gegen ein Gesetz verstieß, griff den Kaiser persönlich an. Für das Pack und die Kriminellen gab es keinen Kaiser und auch keine Achtung seiner Majestät. Und trotzdem sagten sie alle – abgesehen von den allerfanatischsten, in deren Augen der Wahnsinn blitzte –, dass sie den Kaiser ehren würden und nichts gegen ihn hätten. Aber gegen wen hatten sie dann etwas, wenn nicht gegen den Kaiser? In wessen Namen sprach das Gericht Recht und fällte die härtesten Urteile? Wir alle, so ließen ihn seine Vorgesetzten wissen, sind nur der verlängerte Arm seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit Franz Joseph, nichts anderes. Aber wie sollte ein Richter Recht sprechen, wenn es keinen Kaiser gäbe? In wessen Namen würde er die Menschen zum grausamen Tod am Galgen verurteilen?

Auf einem Strohhallen liegend, sah Seyfried durch die Öffnung auf der vorderen Seite seines Schuppens und schien Schloss Schönbrunn ausmachen zu können, in dessen Garten die kaiserliche Familie flanierte.

Auf der Welt gibt es viele Herrscher, aber nur einen Kaiser und König Franz Joseph. Einzigartig ist er, und er wird es bleiben. Doch war er bereits alt, und was würde sein, wenn er eines Tages nicht mehr wäre?!

Bei diesen Gedanken, die er auf gar keinen Fall auch nur irgendjemandem mitteilen durfte, begann Seyfrieds Körper

über und über zu zittern. Es waren nicht bloß Gedanken, sondern vielmehr eine reine Angst, die er nicht um seine Person, sondern um alles und um das Kaiserreich an erster Stelle empfand. Angst um diese Ordnung, die sonst nirgendwo bestand.

Es war nicht leicht, den Menschen hier zu erklären, dass sie diese Ordnung anzunehmen hatten und dies in ihrem eigenen Interesse lag. Aber das zu tun, sei in keiner Weise seine, Seyfrieds, Aufgabe. Und trotzdem musste er irgendwo offen und bewusst aufzeigen, dass auch er Teil dieser Ordnung war und dazu seine Arbeit so gut wie möglich verrichten. Damit dieses Volk hier, so wild es auch sein mochte, sehen konnte, dass sich alles im Rahmen des Gesetzes bewegte. Kein türkisches, sondern ein europäisches, zivilisiertes Gesetz. Ein deutsches Gesetz, unser Gesetz, erlassen von seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit.

Seyfried konnte das System erkennen, in dem auch er ein wichtiger Teil war, wenn auch vielleicht nicht so bedeutend wie etwa General Konrad, der die Aufstände niederschlug, oder General Auffenberg, der vielleicht beste Beamte, der sich gegenwärtig in Sarajevo aufhielt. Oder wie Pater Puntigam, der das Jesuitenseminar gegründet hatte, in dem er auch seinen Sohn Otto unterzubringen versuchte. Man musste ihn einfach aufnehmen, denn Gott stand auf seiner Seite. Einzig Gott weiß, warum solche Geschöpfe geboren werden.

Pauline wusste nichts davon und konnte ihm deswegen auch nicht böse sein. Sie war mehr Mutter als Untertanin seiner Hoheit. Dabei wäre sie eine gute Untertanin gewesen, hätte sie auch ein stärkeres Gottvertrauen gehabt. So jedoch, hier hatte Pater Puntigam Recht, stand sie außerhalb des Glaubens, egal, wie oft sie auch in die Kirche ging.

Sie ging, weil sie musste, nicht aus Überzeugung. Wäre sie überzeugt gewesen, hätte sie Otto als Teil eines göttlichen Planes begriffen. Auch wenn sie nicht gewusst hätte, von welchem.

Sie besuchte mit ihm alle Klöster, alle heiligen Orte und alle Heilanstalten. Sie war in Olovo, wo sich Wunder ereignen. Das sagt zumindest der Volksmund. Doch dies galt nicht für Otto, für den kein Wunder vorgesehen war. Damit soll nicht gesagt sein, dass es keine Wunder gibt, das ist ganz bestimmt der Fall, aber sie ereignen sich eben nur bei Auswählten. So Gott will, gibt er einen Fingerzeig, Menschen werden gesund, richten sich auf, Buckel verschwinden, Wachstum setzt ein. Aber dieses ganze Herumziehen, die Bäder in warmem Wasser, die zahlreichen Opfergaben – alles umsonst, wenn Gott nicht will, ist jedes Bemühen vergeblich.

Seyfried wollte weder nach Fojnica noch nach Olovo noch nach Kraljeva Sutjeska gehen. Pauline hatte ihre ganzen Hoffnungen an Olovo geknüpft, weshalb sie nach der Rückkehr von dort auch derart niedergeschlagen war, dass sie tagelang weder aß noch sprach. Vom Marschieren waren ihre Beine angeschwollen, und die Heilung dauerte monatelang.

„Ich kann ihn nicht ansehen, so wie er daliegt“, seufzte sie und stürzte sich zu Boden, während der kleine Otto daneben im Bett lag. Hinter ihr zog sich im Zimmer eine Blutspur her. Der Kleine jedoch weinte nicht, sondern warf seinem Vater einen lächelnden Blick zu. Seyfried traute seinen Augen nicht, sein Sohn lächelte ihn, seinen Vater, wahrhaftig an. Gesegnet sei Gott in der Höhe, wir sind viel zu klein, um deine Wege und Absichten ergründen zu können. Einzig Jesus ist groß, hatte Pater Puntigam immer gesagt, alle anderen seien klein und unbedeutend. Aber als Armee in Jesus' Diensten wären wir mächtig, weshalb wir uns auch dem Jesuitenorden anschließen sollten.

Auch der Kaiser weiß, dachte Seyfried, dass Otto, wenn er stirbt, bei seinen Knien sitzen wird, wie in den Volksliedern der hiesigen Bergbewohner, die an diese Stelle ihren hölzernen König Lazar setzen. Aber Otto wird nicht bei Lazar, sondern beim Kaiser sein.

21.

Ich weiß nicht, ob mein Vater wirklich so gläubig war. Einige Male sind wir gemeinsam in die Kirche gegangen, so wie es eben üblich war, vor allem zu Weihnachten und zu Ostern. Wahrscheinlich musste man einfach gesehen werden, aber ich weiß nicht, ob es notwendig war, auch die Familie mitzubringen. Wenn er sich entschlossen hatte, uns mitzunehmen, glichen wir einer Trauerprozession. Beide Elternteile schwiegen, während mich Mutter an der Hand führte. Aber für das, worüber ich jetzt schreiben möchte, ist die Religiosität des Vaters nicht weiter von Belang, sondern es geht um das Verhältnis zwischen zwei vollkommen unterschiedlichen Personen, die beide aus Österreich stammten. Oft kommt es vor, dass sich, einer Bestimmung gleich, die Wege zweier Menschen immer wieder kreuzen, obwohl man dies nicht für möglich halten würde. So war es auch in diesem Fall. Ich war vielleicht zehn Jahre alt, keinesfalls älter. Ich konnte nur ein wenig lesen, und das Schreiben fiel mir noch schwerer. Die Mutter hatte es mir beigebracht, auch wenn sie es selbst nicht allzu gut konnte. Nach all ihren Versuchen, ein Wunder herbeizuführen, und nach den Gesprächen über einen Schulbesuch, die bereits zu Ende waren noch ehe sie begonnen hatten, entschloss sich der Vater, etwas Konkretes zu unternehmen.

Eines Morgens mitten im Winter brachte er mich ins Jesuitenseminar namens Marienkongregation zu Pater Puntigam. Dort trafen wir auf zehn Burschen, von denen mir einer ähnelte, die anderen hingegen waren vollkommen normal. Sie musterten mich, und ich musterte sie, ehe ich auf einer Bank in der Ecke eines kleinen Raumes Platz nahm. Es war fürchterlich kalt. Dennoch musste ich den Wintermantel ausziehen und die Haube abnehmen. Mich fröstelte, meine Kiefer zitterten, und bei den Antworten auf die gewöhnlichsten Fragen von Pater Puntigam klapperten meine Zähne. Er wollte von mir meinen

Namen und mein Alter wissen und erkundigte sich, ob ich vor dem Einschlafen betete. Ob ich von Jesus und seinem Leiden gehört hätte? Darüber wusste ich nichts zu berichten und schwieg, was ihm gar nicht gefiel. Aber vielleicht war das nur mein persönlicher Eindruck, denn Pater Puntigam war auch sonst finster und ernst.

So begann mein Schulunterricht, falls man von einem solchen überhaupt sprechen kann. Aber warum auch nicht, denn irgendwie kommt ja alles einer Ausbildung gleich.

Pater Puntigam sprach langsam, Wort für Wort, als ob er lesen würde. Ständig erteilte er irgendwelche Anweisungen, was man dürfe und zu unterlassen habe. Ich kann mich nicht gut an seine Worte erinnern, aber er hat sie laufend wiederholt, und wir alle kannten sie gut. Er sprach mit uns in der Landessprache, deren Namen mir bis heute nicht klar ist, mit den Erwachsenen unterhielt er sich auf Deutsch.

„Alles kommt von Gott, und wir sind dazu da, um ihm zu dienen. Das, was Gott zugedacht ist, wie etwa unsere Gebete, ist immer wichtiger als alles Irdische. Deshalb wendet euch immer in Richtung Rom, wo der Papst für unsere Seelen betet.“

Er zeigte uns, in welcher Richtung sich Rom befand, obwohl wir damals weder eine Vorstellung von Rom noch vom Papst hatten, zu dem wir uns hinwenden sollten. Jeder Tag war gleich: der Kaiser und der Papst, Jesus, die Gebete, Übungen und Verzichte. Wir hatten keine Ahnung, was Verzicht bedeutete, aber wir mussten dieses Wort ständig wiederholen.

Ich sage mich von der Sünde los. Ich sage mich von der Sünde los. Ich sage mich von lasterhaften Taten los. Ich sage mich von lasterhaften Taten los. Ich sage mich von lasterhaften Taten los. Wir sind Jesus' Armee. Wir sind Jesus' Armee. Jesus ist unser Führer. Jesus ist unser Führer.

„Wie ist es in der Schule?“, fragte mich mein Vater.

„Es gefällt mir nicht“, gab ich ehrlich zur Antwort.

„Was sagst du da?“

„Warum haben wir keine anderen Lehrer?“

Perplex ob meiner Antwort und Frage, sah mir mein Vater lange in die Augen. Ich hielt seinen Blick stand und fühlte, dass dieses gegenseitige Anblicken unsere erste richtige Beziehung darstellte. Wir sahen uns wie Vater und Sohn an, nichts anderes. Da war kein Zorn und auch sonst nichts.

„Welche anderen Lehrer?“, wollte er schließlich wissen.

„Normale, wie in anderen Schulen.“

„Ist der Lehrer etwa nicht gut?“

„Er ist gut, aber ich mag das nicht.“

„Was magst du denn?“, fragte er mich und ergriff meine Hand. Wir saßen auf dem Boden, er beugte sich herab und war kaum größer als ich.

„Ich mag zeichnen. Sonst nichts.“

Der Vater schwieg, ließ meinen Arm los und blickte auf seine Hände. Er sah sie an, als ob er auf ihnen etwas erblicken könne, er starrte auf seine Handflächen, als ob er von ihnen etwas abreiben wollte, was er dann aber doch nicht tat und weiterhin nur vor sich hinblickte. Das tat er oft. Um ihn nicht zu stören, ging ich aus dem Zimmer und griff zu meinen Farben. Mit ihnen war ich am allerglücklichsten. Etwas Wasser, ein Pinsel, Papier und Ruhe. Das habe ich immer geliebt. Ich hatte kein Verlangen, in die Natur hinauszugehen, denn dort hätte sich jemand an meine Fersen heften, hinter mir stehen und mich beobachten können. Aber das ging niemanden etwas an!

Die Farben waren ein Geschenk von Doktor Kretschmar, zumindest behauptete das mein Vater, als er sie mir mitbrachte. Als ich krank war, wurde ich von Doktor Kretschmar einige Male untersucht, aber die Farben übergab er mir nicht persönlich, sondern über meinen Vater. Später dachte ich, dass

der Vater das nur so gesagt und die Farben in Wahrheit selbst gekauft hatte. Oder vielleicht auch eine andere Person, denn er war damals gerade aus Zagreb zurückgekehrt.

Früher einmal kam es ein- oder zweimal vor, ich weiß es nicht mehr genau, dass ich alleine in diesem Zimmer saß, als ein Streit zwischen Mutter und Vater begann. Ich weiß nicht, ob sie sich nach der Hochzeit stritten – wahrscheinlich war es so –, denn auch ihre Hochzeit war ja das Ergebnis eines Streits gewesen. Der Vater schätzte keinen Streit, zumal er sich mit der Mutter nicht einmal unterhalten wollte. Aber auch sie war kein sehr gesprächiger Mensch, sie saß in der Regel an ihrer Nähmaschine der Marke Singer und nähte. Ich versuchte, das Gespräch, diesen Streit zu belauschen, was mir aber nicht wirklich gelang. Ich weiß auch nicht, wer eigentlich begonnen hat, weil ich nicht gesehen habe, wer was getan hat und warum der Streit ausgebrochen ist.

„Was hast du mit ihm vor?“, fragte sie ihn.

„Nichts, was soll ich schon vorhaben?“, antwortete er kryptisch und so leise, dass ich es gerade hören konnte. Allerdings bin ich mir nicht sicher, ob er wirklich das Wort „nichts“ gebrauchte.

„Wie nichts?!“, schrie die Mutter mit ihrer dünnen Stimme. Dieser Schrei verleitete mich zur Annahme, dass ihrem Gespräch irgendetwas vorangegangen sein musste, aber ich weiß nicht, was.

„Was soll ich also schon planen. Er soll zu Hause sitzen.“

„Um Gottes Willen, um Gottes Willen“, rang sie entsetzt nach Worten, „war das wirklich alles notwendig?!“

Der Vater hatte nicht die Angewohnheit, seine Mitmenschen zu trösten. Das konnte er einfach nicht. Er schwieg, und ich konnte kein Wort vernehmen.

„Warum schweigst du?“, brach es erneut aus ihr hervor.

„Weil ich nicht weiß, was ich dir sagen könnte.“

„Wie, du weißt nicht?! Jetzt weißt du es nicht, aber damals hast du es sehr wohl gewusst“, gab sie lauter werdend von sich.

„Was, damals? Was ist mit damals?“

„Als du mich betrogen hast, mein Lieber. Lieber Gott, habe ich das wirklich alles nötig gehabt.“

„Niemand hat dich betrogen.“

„Sei doch ruhig, denn sehr wohl hast du das! Betrogen. Ich habe auch deinen Beruf nicht gekannt, du Henker“, bebte sie.

„Warum sollte mein Beruf für unsere Beziehung wichtig gewesen sein?“

„Weil ich nicht eingewilligt hätte. Aber du hast mich betrogen. Du hättest wissen müssen, dass dein Kind nicht normal sein kann. Das hätte dir klar sein müssen“, dröhnte ihre Stimme durch unsere kleine Wohnung.

„Was sagst du da, bist du noch normal?“

„Jetzt auf einmal soll ich nicht normal sein, wie du sagst. Ich bin völlig normal und war es auch immer. Du bist nicht normal“, ereilte sie sich.

„Hör endlich auf“, wurde auch er lauter.

„Gott hat mich gestraft. Ja, er hat mich gestraft. Wer immer mit dir zusammen ist, wird bestraft werden. Du bist verflucht!“

„Beruhige dich endlich. Was erzählst du da, hast du den Verstand verloren?“, redete er auf sie ein. Dabei schrie er jedoch nicht, denn das tat er niemals. Gleichzeitig beharrte er aber auf seiner Meinung. Wer selbstsicher ist, der brüllt nicht, wusste er zu sagen.

„Das hättest du wohl gerne, mich zu beschuldigen. Mich, der ich dich mit reinem Herzen aufgenommen habe. Mein Gott, warum lässt du mich am Leben, wo ich doch sterben möchte.“

„Ich bin heilig, meine Frau. Nicht verflucht, sondern heilig. Das solltest du wissen.“

„Oh mein Gott, was ist das denn? Was ist denn das jetzt?“

Gut kann ich mich an die letzten Worte des Vaters erinnern. Ich habe sie zwar nicht verstanden, aber sie mir gemerkt. Später hat er sie niemals wieder wiederholt. Was der Vater wirklich damit sagen wollte, weiß ich bis heute nicht. Wollte er sich nur vor ihren Angriffen schützen? Später hörte ich dann wieder das Geräusch der Nähmaschine, das eine beruhigende Wirkung entfaltete. Nicht aber das Zitherspiel. Denn wenn sie nähte, griff er niemals zur Zither. Sehr wohl jedoch, wenn sie mich badete. Wir beide lauschten dann wortlos der Musik in der Hoffnung, dass sie nicht enden möge.

Ich glaube, dass in dieser Nacht oder in diesen Tagen mein verstorbener Bruder gezeugt wurde. Ich habe diesbezüglich nachgerechnet. Damals aber war ich noch zu klein, um zu wissen, was vor sich ging, obwohl ich zwar etwas gehört und nicht geschlafen habe. Die Mutter hat sich nicht gesträubt, was sie im Übrigen nie tat. Auch nicht nach diesem Streit, der so unvermittelt zu Ende war wie er auch begonnen hatte. Vielleicht könnte so mancher denken, dass die Schwängerung eine notwendige Folge war, aber dann kannte man meinen Vater nicht. Und auch ich fürchte, dass ich ihn nicht richtig gekannt habe.

22.

Mein Vater führte mich in den Zirkus *Weller*. Das tat er nur dieses eine Mal, im Frühjahr, nach einem Platzregen. Wir waren beide vollkommen durchnässt, und als wir auf den rohen Holzbänken Platz nahmen, schoss das Wasser buchstäblich von uns herab. Für mich war alles neu, und ich hatte große Angst. Ich wusste nicht, was dort vor sich gehen würde, weil mich mein Vater darüber im Unklaren gelassen hatte.

Auch hatte er mir nicht gesagt, wohin wir gingen, er lud mich einfach ein, mit ihm zu gehen. So war es ständig zwischen uns, ich sollte es bloß nicht wagen, für irgendetwas eine Erklärung zu verlangen. Er führte mich nicht an der Hand, so dass ich alleine hinter ihm herlief, denn sein Schritt war schnell. Und das nicht nur wegen des Regens, auch sonst schien er es immer eilig zu haben oder zu fürchten, sich zu verspäten. Auch essen konnte er nicht langsam.

Außer uns befanden sich nur rund zwanzig weitere Besucher im Zelt, die so wie wir durch und durch nass waren. Mehrheitlich handelte es sich um Väter mit ihren Söhnen, und ich kann mich nicht erinnern, auch nur ein Mädchen erblickt zu haben.

Aber warum ist mir dieser Zirkusbesuch bis heute im Gedächtnis geblieben? Ich drückte mich so eng es ging an den Vater, um so klein wie möglich zu sein. Das Licht blitzte grell und bunt, die Clowns grölten, die Akrobaten sprangen, und alles war so turbulent, dass es mir wie eine Achterbahnfahrt vorkam. Mein Kopf begann sich zu drehen wie eine Kugel in den Händen eines Jongleurs. Und als dann der Liliputaner die Manege betrat, schien es mir, als ob mir jemand einen Dolch in die Kehle stoßen und damit bis in den Magen vordringen würde. Der Liliputaner sah aus wie ich. Ich drückte mich noch enger an den Vater, der, wohl wissend, was in mir vor sich ging, seine rechte Hand um mich legte. Der Liliputaner lief auf den Sägespänen umher, schlug Purzelbäume und gab dummes Zeug von sich, das ich nicht verstehen konnte. Es war dies die übliche verballhornte Mischung des Deutschen mit einigen Wörtern der hiesigen Sprache.

Ich fühlte mich als Teil einer schlechten Komödie. War er etwa mein Bruder?, fragte ich mich. Und nachdem er mich ausgemacht hatte, was in dieser leeren Arena nicht allzu schwer war, warf er seinen Blick die meiste Zeit mir zu. Er

versuchte, mich auch herbeizurufen und in die Manege zu bitten, doch versteckte ich mich so gut es ging hinter dem Vater.

Auf dem Heimweg schwiegen wir. Kein einziges Wort, nur wiederum das bekannte und stetige Hinter-Ihm-Herlaufen.

„Wie hat es euch gefallen“, fragte die Mutter.

Wir schwiegen.

„Warum seid ihr so bleich, was ist gewesen?“

„Nichts, was soll schon gewesen sein“, gab der Vater zur Antwort.

„Was habt ihr gesehen?“

Keiner von uns wusste, an wen diese Frage gerichtet war, weshalb uns auch weiterhin kein Wort über die Lippen kam. Niemand wollte sprechen, was letztendlich auch sie einsah. Mir schien, als wäre uns beiden ein Seufzer der Erleichterung ausgekommen.

Der Vater hat nie wieder vom Zirkus gesprochen, und auch ich habe ihn mit der Zeit allmählich vergessen.

23.

Mit seinen Gehilfen hatte Seyfried seine liebe Not, und das sowohl mit seinen direkten Untergebenen, die ihm bei den Exekutionen halfen, als auch mit den Zimmerleuten, die für die Herstellung der Galgen verantwortlich waren. Es handelte sich in der Regel um Nichtskönner, die ihn derart in Rage versetzen konnten, dass er sie am laufenden Band entließ und neue einstellte. Selten nur war er zufrieden, von Worten des Lobes ganz zu schweigen. Zieht man dazu noch die ständigen Mühen rund um die Bezahlungen und Abrechnungen hinzu, dann wird klar, wie schwierig es war, ihn zufrieden zu stellen. Er war der Meinung, dass die in einem derartigen Beruf beschäftigten Mitarbeiter in allen Bereichen perfekt sein mussten. Sie sollten nach Vollendung streben, wie es etwa bei der

Herstellung von häuslichen Einrichtungsgegenständen der Fall war. Denn warum sollte die Konstruktion eines Galgens weniger wichtig sein als die eines Küchentisches oder eines Troges zum Brotkneten?! Sie sei sogar wichtiger, denn immerhin ging es hier um den Staat und dessen Ansehen. Schlamperei, alles war Schlamperei und Sabotage! Konnte denn etwa keiner der hiesigen Gesellen und Meister vernünftige Dinge produzieren?! Das galt auch für diesen Alija, der ihm als ausgezeichnete Tischler empfohlen worden war. Bereits seit vielen Jahren galt er in Bihać als der Beste seines Fachs.

„Weißt du, Alija, wer ich bin?“

„Natürlich weiß ich es, wie könnte ich nicht, man sagt, du bist der Henker.“

„Weißt du, warum ich dich brauche?“

„Das kann ich mir wohl denken. Warum fragst du?“

„Weißt du, wie man Galgen herstellt? Galgen, so wie ich sie entwickelt habe?“

„Galgen sind alle gleich, es gibt keine Unterschiede zwischen deinen und anderen.“

„Du hast also schon welche angefertigt, nicht wahr?“

„Oh ja, sehr wohl. Was wunderst du dich, hier wurden Menschen schon vor deiner Ankunft gehängt.“

„Wie hast du sie gemacht?“, wollte Seyfried wissen.

„Ich habe zwei Steher in die Erde geschlagen, darauf einen starken Querbalken befestigt, und fertig war der Galgen.“

„Kannst du zimmern, Alija?“

„Natürlich kann ich das. Das ist ja immerhin mein Beruf.“

„Gut, ich benötige einen guten Zimmermann, einen guten, hörst du, keinen klugen, denn was soll ich mit einem solchen anfangen. Einen, der weiß, wie man nach meinen Plänen Galgen herstellt, verstehst du.“

„Natürlich verstehe ich dich. Das ist ja keine Wissenschaft. So wie du sagt, wird es geschehen. Du erhängst die Menschen, nicht wahr?“

„Ja, das tue ich, das ist mein Beruf, den ich auf kaiserlichen und königlichen Beschluss hin ausübe.“

„Na wunderbar. Was für Galgen wünschst du?“

„Unten ein Gestell, etwas abgehoben von der Erde, wie ein kleines Podest. Hast du verstanden?“

„Was willst du mit einem Podest, es wird ja nicht etwa ein Seiltänzer auftreten?“

„Doch, aber nur kurz, wie das Surren einer Stechmücke.“

„Wird das Volk zusehen?“

„Nein, aber was kümmert dich das?“

„Ich frage nur so, nachdem du von einem Podest gesprochen hast.“

„In der Mitte des Podests muss ein Loch sein, mit einem Deckel unten.“

„Wenn du ihn dann öffnest, ist es vorbei.“

„So ist es. Dann brauchen wir einen starken Balken, dick wie ein Holzpflöck. Zumindest zwei Zoll im Durchmesser.“

„Ich verstehe nicht.“

„Du wirst schon noch verstehen.“

„Woran willst du den Strick festmachen?“

„Nirgendwo. Wir werden ihn um den Balken wickeln. Deshalb muss er auch so dick sein, damit sich das Opfer daran anlehnt und nicht ins Baumeln gerät.“

„Da sieh her! Das habe ich noch nicht gesehen.“

„Deshalb erzähle ich dir das alles. Es sind nicht alle Galgen gleich, genauso wenig wie alle Henker Halunken sind.“

„Maschallah, so Gott will.“

24.

Der Erzähler brennt vor Ungeduld, um seiner Erzählung eine Reihenfolge angedeihen zu lassen, so sehr diese auch unnütz sein mag. Jede Unterbrechung, auch eine Mahlzeit, vergrößert den Genuss.

Der Herbst zog ins Land, und die Berge rund um Sarajevo verloren ihre frischgrüne Farbe an deren Stelle nun eine gelbliche Färbung mit endlosen Nuancen trat. Seyfried saß auf einer Bank vor einem Lokal in Bistrik, vor ihm lag eine Ausgabe der Zeitung *Sarajevski list* mit geöffnetem Lokalteil. Sein Name stand in der Zeitung. Schwarz auf weiß war hier zu lesen: „Für diese Woche ordnete das kaiserl. und königl. Standgericht in Konjic die Hinrichtung von fünf Helfershelfern von Hajduken an. Henker Seyfried machte sich dieser Tage mit seinem Bruder und zwei Gehilfen dorthin auf den Weg.“

Konjic erreicht man über den Ort Hadžići und das Gebirge, denn in Bosnien und in der Herzegowina stellen die kreuz und quer verlaufenden Gebirge und Flüsse mehr als anderswo in Europa ein Verkehrshindernis dar. Wohin man auch reiste, man konnte nicht sicher sein, jemals am Ziel anzukommen. Dieses lag für Seyfried nun in Konjic, wo es den besten Kaffee im ganzen Land und möglicherweise auch in der ganzen Monarchie gab. Man stellte ihn her, indem man die Bohnen mit Holzstößeln in hölzernen Mörsern langsam, beinahe Stück für Stück zerrieb. Das Wasser wurde direkt an einer Quelle entnommen und stand längstens eine Stunde, weil man meinte, dass es danach bereits abgestanden sei. Den geriebenen Kaffee schüttete man sodann in eine Kupferkanne, übergoss ihn mit dem Wasser und stellte ihn auf den Herd, bis er dreimal aufgeköcht war. Mit einigen Tropfen kalten Wassers brachte man schließlich den Kaffeesatz zum Absinken. Ein

solcher Kaffee konnte auch Kranken verabreicht werden, denn er kam einer Medizin gleich.

Seyfried hatte sich schnell an den Kaffee in Bosnien gewöhnt, aber auch bemerkt, dass er überall auf andere Art zubereitet wurde. Obwohl er die Sprache gut erlernt hatte, war ihm nie klar geworden, warum man Kaffee *backte* und Brot *kochte*. In Konjic sollte er schließlich erfahren, was richtiger Kaffee war. Aus diesem Grund reiste er trotz des beschwerlichen und gefährlichen Weges immer gerne in Richtung Süden, was zumindest zweimal im Monat geschah und immer mit einem Besuch in einem Kaffeehaus am Ufer der Neretva verbunden war.

Einen ähnlichen Ort, ebenso schön, an dem man stundenlang entspannt verharren konnte, auch wenn man sich dabei die unausweichlichen Kaffeehausgeschichten anhören musste, gab es auch in der Stadt Ključ, am Ufer eines noch schöneren Flusses namens Sana. Dort konnte man noch Wasserpfeife rauchen und dazu Tee trinken. Dieser wurde aus Gebirgskräutern mit starkem Duft hergestellt und mit Honig gesüßt. Man saß auf der Veranda und blickte auf das Wasser und die weit entfernten Berge.

Der Trommler wirbelte auf seinem Instrument herum und verkündete lauthals, was sich am nächsten Tag ereignen sollte. Die Nachricht machte in Konjic rasch die Runde, obwohl niemand dem Ereignis würde beiwohnen können. Man war noch aus den Tagen der türkischen Herrschaft an öffentliche Hinrichtungen gewöhnt, wusste aber nicht, was sich hinter den Gefängnismauern zutrug, zu denen man keinen Zutritt hatte. Warum diese Geheimniskrämerei, fragte man sich in den Kaffeehäusern. Irgendwie ist diese ganze neue Staatsmacht ziemlich geheimnisvoll, indem sie alles sieht und hört. Als ob auch die Kaffeetässchen Ohren hätten. Kaffeehaus- und Gasthausbesitzer, Ladeneigentümer, Kellner, Händler, heruntergewirtschaftete Kaufleute und Handwerker, ja sogar Frauen dienten

der Polizei als Organe, von denen man erfuhr, wer was tat oder sagte. Stets ging es nur um Belastendes, wogegen Gutes den Behörden vorenthalten wurde.

Bei einem Schälchen Kaffee lobten die Menschen in Konjic die Staatsmacht dafür, dass sie Jagd auf die Hajduken und ihre Helfershelfer machte. Manchmal schien es ihnen, als ob es gar keine Hajduken mehr gebe – zumindest waren sie nicht zu sehen –, bis man schließlich wieder von Raubzügen und neu hinzugekommenen Helfershelfern hörte. Je geringer der Erfolg bei der Jagd auf Hajduken, desto mehr Helfershelfer am Galgen. Was sonst sollte die Staatsmacht auch tun, um die Bevölkerung dazu zu bringen, an sich selbst und nicht an jene in den Wäldern zu denken.

Seyfried verstand nichts von alledem, und es interessierte ihn auch nicht. Jedes Verständnis, so hatte es ihm Richter Bremer gesagt, jedes Verständnis, mein Scharfrichter, führt zu Verrat, Ungehorsam und Kollaboration. Ich will nie zu Ohren bekommen, dass du dich gegenüber irgendjemandem rechtfertigst. Ist das klar?! Nun mach' dich auf den Weg, junger Mann, und erweise dich als guter Diener unseres Kaisers! Der letzte Halbsatz wäre nicht notwendig gewesen, denn seine Liebe gegenüber der kaiserlichen und königlichen Exzellenz war weithin bekannt.

Doch kehren wir zurück zur Reise nach Konjic, nachdem einige, auf den ersten Blick unerhebliche Details geschildert wurden. Gibt es zu diesem Einsatz Seyfrieds irgendwo eine schriftliche Spur, eine kleine Notiz von einigen Wörtern?

Das ist nicht der Fall, denn keine Zeitung berichtete darüber, was auf dieser Reise mit Seyfrieds Bruder Hans geschah. Es ist auch nicht bekannt, ob er wirklich sein leiblicher Bruder war. Sie lebten getrennt voneinander, und auch in Kaffeehäusern sah man sie nie zusammen; das einzige Gemeinsame waren in diesen ersten Jahren die Dienstreisen. Hans fungierte dabei als Gehilfe, obwohl seine Kenntnisse über Exekutionen

unzulänglich waren. Später wurde Hans von Florian Mausner ersetzt, den Seyfried häufig als „Schweinskerl“ bezeichnete.

Bei der Rückkehr aus Konjic verlor sich von Hans jede Spur. Sie hatten vor dem Abstieg nach Hadžići im Wald gerastet. Es war Oktober, es schüttete in Strömen, und die Nacht war bereits hereingebrochen. Sie hatten einen Führer, der ihnen vorausging, doch war es beim Marschieren stets schwer darauf zu achten, dass von der Fünfergruppe niemand abriss. Hans ging am Ende, weil er wegen seines Körpergewichtes und seiner Plattfüße langsamer als die anderen war. Als sie vor der Herberge in Hadžići eintrafen, in der sie gewöhnlich zu übernachten pflegten, war Hans nirgendwo zu sehen. Sie warteten eine gute Stunde, dachten eine weitere Stunde nach, was zu tun sei und schickten schließlich zwei aus ihrer Gruppe zurück, um nach Hans zu suchen. Vielleicht hatte er sich am Bein verletzt, oder es war ihm übel geworden – auf diesen Wegen konnte einem alles Mögliche zustoßen. Bis zum Tagesanbruch gab es keine Spur von ihm. Die Tage vergingen, die Polizei suchte Ortschaften ab, nahm Befragungen vor und versprach sogar eine Belohnung, aber Hans blieb verschwunden.

Seyfried zog von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, in der vergeblichen Hoffnung, Informationen über den Verbleib seines Bruders zu bekommen. Man schrieb ihn als vermisst aus. Der Winter zog ins Land, gefolgt vom Frühling, und Seyfried reiste mit seiner Gruppe noch viele Male über Hadžići in den Süden, aber der Bruder blieb verschollen. Es schien, als hätte ihn die Erde mit Haut und Haaren verschluckt.

25.

Mit meinem Aussehen hatte ich es nicht einfach. Schon gar nicht bei den Kindern, die sich untereinander heftige Prügeleien lieferten. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass sie

gar nicht anders konnten und keine andere Beschäftigung kannten. Ich beobachtete sie durch den Zaun hindurch, die Kinder aus der Nachbarschaft, und hörte ihre Geschichten und Lieder. Sie kamen, wenn auch nicht regelmäßig, auch aus weiter entfernten Stadtvierteln hierher, einzig um zu zeigen, dass sie die Stärksten und wohl auch die Schlimmsten waren. Aber auch die Nachbarskinder, die mir zumindest räumlich am nächsten standen, hegten gegenüber niemandem freundschaftliche Gefühle, was auf mich in noch höherem Ausmaß zutraf. Alles andere wäre auch verwunderlich gewesen, denn ihre Spiele endeten mindestens einmal wöchentlich mit einer Prügelei, bei der Blut aus Mund und Nase floss. Sie brüllten sich an und gingen, wie in einer Schlacht, mit Heugabeln aufeinander los. Vor Angst und ungewöhnlicher Aufregung schlug mir das Herz jedes Mal bis zum Halse. Ich fürchtete mich vor diesen Burschen, die außer brutalen Schlägereien und Schmähliedern keinen Zeitvertreib zu kennen schienen.

Die Kinder aus unserem Viertel durften nicht mit mir spielen, das hatten ihnen die Eltern aufgetragen. „Mit dem nicht, dem Krüppel des Henkers“, sagte mir ein Mädchen durch den Zaun und rannte fort. Bestimmt hatte sie es so von ihrer Mutter gehört und einfach nur wiederholt.

Aber dennoch schien ich sie irgendwie anzuziehen, denn sie kam öfters an den Zaun und starrte mich an. Wir blickten uns dann eine gute Minute an, bis sie schließlich die Zunge herausstreckte und davonrannte. Aber das kränkte mich nicht weiter, denn ich hatte das Gefühl, dass wir uns irgendwie ähnlich waren. Denn warum wäre sie sonst gekommen? Die anderen hingegen bemerkten mich kaum, als ob ich Luft wäre. Das galt vor allem für die Burschen, die im Gestrüpp oberhalb der Eisenbahn ihre männlichen Organe entblößten. Ich war zufällig einmal dort gewesen und konnte es sehen. Zu meinem großen Glück bemerkten sie mich nicht, denn sonst hätte es wohl Prügel gesetzt, daran besteht kein Zweifel.

Ich weiß, dass sie auch der Vater beobachtete. Er sah und hörte alles. Aber auch ihn verschonten sie nicht, obwohl sie, sobald er die Straße betrat, sofort die Flucht ergriffen. Gewöhnlich versteckten sie sich hinter einer Hausecke, lugten hervor und riefen: Henker, Henker, hier, häng die Katze auf!

Wenn der hinkende Hamal Pinto, Hase genannt, die Straße entlangging, bedachten sie ihn mit folgenden Worten:

Hase, Hase!

Beweg die Löffel

Nimm die Beine in die Hand

Beweg die Hüften

Klatsch in die Hände.

Ich weiß nicht, warum er eigentlich Hase genannt wurde?

Ich hatte Angst vor ihren Liedern, die mit zunehmendem Alter immer hässlicher und derber wurden, vielleicht auch unter dem Einfluss ihrer Eltern. Niemand konnte an ihnen unbehelligt vorbeigehen, mit allen trieben sie ihren beißenden Spott. Als sie jedoch erwachsen wurden, trennten sich ihre Wege, sie sangen nicht mehr gemeinsam und beleidigten niemanden mehr.

Viele Male habe ich versucht, das Mädchen zu zeichnen, das mir die Zunge entgegengestreckt hatte. Ihre schwarzen Augen, die scharfe Nase, die dünnen Lippen. Nein, sie war nicht schön, im Gegensatz zu einem Bild, das immer schön zu sein hat. Aber ich war nie zufrieden und habe alle Versuche zerknüllt. Heute tut es mir leid, obwohl ich eines Tages vielleicht alle meine Bilder zerstören werde. Es sollen keinerlei Spuren meines künstlerischen Schaffens zurückbleiben.

26.

Der Erzähler springt zwischen Vater und Sohn hin und her, und das alles wegen ein paar Liedern. Wer hat was wann gehört und kann sich woran erinnern? Was war von Bedeutung, wo wurde was vernommen, was wirkte anspornend und was schmerzlich?

Gelegentlich stand Seyfried am geöffneten Fenster und lauschte den beleidigenden Liedern. Er fragte sich, was er an ihnen bloß anziehend fand, war es der Klang der Worte oder etwa der Inhalt? Letzterer eröffnete sich ihm von selbst, er bot sich ihm gleichsam dar. Er dachte zwar, dass ihn Kinder und er unterschiedlich deuteten, aber das war für ihn von keinerlei Bedeutung. Er versuchte, die Lieder mit musikalischer Begleitung auf seiner Zither zu verstehen. Keinen Rhythmus, denn einen solchen schätzte er nicht, sondern eine Melodie. Einige Töne zum Untermalen des Textes. Abwägen, Hinzufügen, so dann Wiederholen, einem Rechenschieber gleich.

Eh-eh-eh

Die Fersen tun dir weh

Nur mal brav zum Tantchen geh'.

Irgendetwas an diesen Worten rief in ihm ein Schauern hervor, vor allem das Erwähnen der Tante. Um welche und wessen Tante ging es bloß? Und musste er zwanghaft immer an Frauen denken? Aus jedem Wort drang dieses Gefühl, diese Notwendigkeit, auch wenn er natürlich nicht wusste, woher die Kinder dieses Lied hatten. Aber woher kam dieses sein Gefühl, war es etwa zufällig? Verspürten es die Kinder auch, und warfen sie deshalb den anderen ihre Lieder an den Kopf? Das Lied erschallte, die Kinder zankten und drangen, soweit es ihnen möglich war, ins Körperliche vor. Und somit auch in seine Empfindungswelt. Unvermittelt entstanden Konflikte, wirbelten sich empor und gingen eine Verbindung ein, als ob sie Mann und Frau wären.

Alles ist männlich und weiblich, im gegenseitigen Umschlungen-Sein und beim geschlechtlichen Akt der Paarung. Verbindung, Beendigung, Ermüdung und nur schwer vollziehbare Trennung.

Beim Betrachten der Kinder begann tief in seinem Innersten, ganz unten im Körper etwas zu pochen.

Was sollte er bloß tun, wohin seine Hände platzieren?!

Vergleichbar fühlte er sich auch nach einer Exekution – gänzlich gereizt und verstimmt. Er kannte zwar alle Empfehlungen und Anweisungen und wusste, dass es ihn nichts anging, wenn ein Unschuldiger am Galgen baumelte; all das war ihm bekannt, aber dennoch herrschte in ihm Alarmzustand. Er suchte die andere Seite, um sich in ihr zu vergessen und zu verlieren. Um auf alles zu vergessen, auch auf sich selbst. In ihm meldete sich eine Stimme, die rief: zum Tantchen, zum Tantchen, zum Tantchen ... Sie ließ ihn nicht mehr los. Er war voller Manneskraft und musste dementsprechend handeln! Sofort hier, auf der Stelle, so möge Gott ihm helfen!

Es hatte ganz den Anschein, als würden die Kinder, obwohl sie ihn nicht sahen, seine Qualen errahnen, denn sie sprangen von einem Lied zum nächsten. Es war dies kein primitives, geckenhaftes Gekreische, das er nicht ausstehen konnte. Vielmehr waren diese jungen Menschen für ihn eine schwere Heimsuchung, die Giftpfeile auf ihn niedergehen ließen. All diese Wörter, Gott sei bei uns, wo hatten sie die bloß her?!

Das alte Weib mit Kopftuch

Hat's auf den Murat abgesehen

Lauf bloß, Murat, sie ist dir auf den Fersen!

Er schien ihren Tonfall, mit dem sie sich an Murat herannachte, nur zu gut vernehmen zu können. Wer jedoch Murat war, das wusste er nicht und fragte auch nicht danach. Das Lied quälte ihn den ganzen Tag, bis ihn schließlich bei der

letzten Zeile der Schlaf übermannte: Lauf bloß, Murat, sie ist dir auf den Fersen, lauf bloß, Murat, sie ist dir auf den Fersen ... sie ist dir auf den Fersen, sie ist dir auf den Fersen ...

Eines Tages hatte er von einer der Zigeunerinnen, mit denen er sich zu vergnügen pflegte, verlangt, ihm einige dieser Liedchen vorzusingen. Gewöhnlich kannten sie diese, wenn auch in einer anderen Version und mit Wörtern ihrer Sprache, was ihn nicht weiter störte. Er starrte ihnen auf den Mund, dem diese für ihn sonderbaren Wörter entrannen, was ihn in nur noch größere Aufregung versetzte.

27.

Wie in den alten Erzählungen über gute Feen, traf auch Seyfried immer wieder auf ungewöhnliche Frauen, die so gar nicht in dieses wilde Land zu passen schienen. Woher kamen sie und was taten sie bloß hier?

Zu Hause in Sarajevo befand sich Seyfried gewöhnlich in der Gesellschaft seiner Mannschaft, verstärkt durch Polizisten, die Jagd auf Hajduken machten. Diese Beamten waren im Unterschied zur Krajina, wo Emanuel Cvjetičanin das Kommando führte, ausschließlich Österreicher. Mit ihren Familien – sofern sie welche hatten – fanden sie sich nun in der rauen Bergwelt zwischen dem Romanija-Höhenzug und dem Fluss Drina wieder. Weder Doktor Kretschmar noch Seyfried konnten sich erklären, wie diese Menschen zu so schönen Frauen gekommen waren? Wer hatte sie bloß zusammengebracht?

Man müsste über sie Märchen schreiben, meinte Doktor Kretschmar. Nur dann könne man ihnen gerecht werden.

„Glauben Sie, dass heute noch jemand Märchen liest?“

„Man wird sie immer lesen. Wenn du genauer hinsiehst, wirst du erkennen, dass wir alle einem Märchen entstammen.“

Seyfried war jedoch keineswegs der Meinung, dass er einem Märchen entsprang, aber es war nicht seine Art, irgendjemanden zu widersprechen und schon gar nicht einem Menschen mit akademischem Titel und angesehenem Beruf. Und wenn er irgendwo Widerspruch vernahm – sei es auch nur als Passant im Vorübergehen –, war er dermaßen geschockt, dass er stundenlang kein Wort herausbrachte. Aber warum war das bloß so? Auch in diesem Fall, als sie ähnliche Gedanken hatten, aber über völlig unterschiedliche Dinge sprachen, akzeptierte er die Meinung des über ihm Stehenden, obwohl Doktor Kretschmar in keiner Weise sein Vorgesetzter war.

„Ich hasse Über- und Unterordnung“, ließ Doktor Kretschmar wissen.

Die Aufmerksamkeit der beiden galt einer ausnehmend schönen Frau mit langen blonden Haaren und blauen, schimmernden Augen. Sie hatten sie vor dem Haus des lokalen Polizeikommandanten getroffen. Als sie erfuhr, wer der schwarz gekleidete Mann war, erschrak sie, wollte ihm aber dennoch die Hand reichen. Die Berührung einer Frau stellte für Seyfried die größtmögliche Versuchung dar, und das auch in Fällen, wo auf eine solche Berührung keine weitere Körperlichkeit folgen konnte. Er zitterte vor Begierde, einem Hund gleich, der ob eines verführerischen Geruches kein Halten mehr kennt und die Welt um sich herum vergisst.

„Mein Mann fängt Hajduken, und Sie hängen sie dann auf, habe ich das richtig verstanden? Ist das nicht entsetzlich?!“

Er blickte auf ihren ausnehmend schönen Mund und die zwischen den weißen Zähnen zum Vorschein kommende Zunge.

„Nein, sagen Sie nichts“, sagte sie sanft, doch war er nicht in der Lage, ihren Worten zu folgen.

Nein, es ist wahrlich besser, nichts zu sagen, vor allen nicht zu so schönen Damen.

Sie war keineswegs aufgeregt, sondern rollte nur ihre Augen, die sich gleichzeitig auch auf Doktor Kretschmar richteten. Ihr Deutsch klang wie das einer Ungarin – weich, lieblich und zärtlich.

Warum tut sie mir das an, fragte sich Seyfried, wobei sie in seinem Blick wohl nicht nur diese Frage, sondern auch sein Begehren ablesen konnte.

„Man fürchtet sich vor ihnen, nicht wahr?“

„Weniger als vor ihrem Mann“, gab er zurück.

„Sprechen Sie nicht so, mein Rudolf richtet und bestraft niemanden.“

„Nein, er richtet natürlich nicht, aber er bestraft. Er tötet, meine Dame.“

„Warum sprechen Sie so? Ich habe Angst. Vor allem vor Ihnen. Vor ihren Händen, die den Bedauernswerten die Schlinge um den Hals legen, um ihnen das Leben zu nehmen.“

„Diese Bedauernswerten sind Feinde der Monarchie, meine schöne Frau.“

„Das sagt auch mein Rudolf, aber dennoch bedauere ich jeden Einzelnen. Sie alle sind menschliche Wesen, auch diese, die hier geboren sind.“

Emilie, so ihr Name, sprach weiter, aber Seyfried konnte ihr nicht folgen. Er wandte sich auf die andere Seite um und blickte auf ihre untersetzte Bedienerin. Sie war wohl Köchin, Putzfrau, von allem ein wenig, und auch Gesellschafterin. Sie erwiderte Seyfrieds Blick.

„Kennen Sie unseren Doktor, meine Dame?“

„Ah, Doktor Kretschmar, nicht wahr? Ihn kennt hier jeder. Einen so guten Doktor, der dazu auch die Frauen so gut kennt, trifft man hier selten.“

Rudolf kam eine Woche nicht nach Hause. Auf der Suche nach dem berüchtigten Hajduken Radovan irrte er irgendwo in den Wäldern um Kalinovik herum. Es war dies eine jener

Fahndungen, bei der man einiger Helfershelfer habhaft wurde, die gemäß Württembergs Beschluss sodann per Gesetzeskraft an den Galgen gebracht wurden. Wie Vieh hatte man sie bis nach Kalinovik getrieben, ehe sie schließlich in Seyfrieds Händen landeten.

In dieser Nacht machte er sich auf den Weg zu Frau Emilies Bedienerin, die ihrerseits ebenfalls auf der Suche nach ihm war, weil sie dienstfrei bekommen hatte. Frau Emilie hatte ab den Nachmittagsstunden Doktor Kretschmar zu Gast.

So verbrachten sie ihre Tage. Von Zeit zu Zeit konnte man Seyfrieds Zither und einen kraftvollen Jodler vernehmen. Einen Märchen gleich, wie Doktor Kretschmar gemeint hatte, verband das alpenländische Instrument die fernen österreichischen Wälder mit den hiesigen, wobei in den einen die Helden geboren wurden, die nun in den anderen Jagd auf die Feinde ihres Kaisers machten.

28.

Die unveröffentlichten Aufzeichnungen von V. B.

Ich fragte ihn nach eventuellen persönlichen Beziehungen zu den Menschen, deren Leben er mit seinem Beruf ein Ende setzte. Gewöhnlich waren ihm die zur Höchststrafe verurteilten Personen unbekannt, eine Ausnahme stellte jedoch der weithin bekannte Edhem Brkić dar, ein Stammgast im Gasthaus *Der Perser*, das auch Seyfried gerne aufsuchte.

„Das ganze Leben habe ich, so scheint mir, alleine verbracht, aber so ist es eben, wenn man Stammgast in Lokalen ist. Ich war überall, vor allem in allen möglichen Wirtshäusern, Absteigen und Herbergen. Ich muss Ihnen wohl nicht erklären, was dort für Gestalten verkehren. Man trank und man aß, meistens beides gemeinsam. Es wurden verschiedenste

Dinge verkauft, meistens Mädchen und Frauen. Herbergen einschließlich Betten für käufliche Frauen. Die Gasthäuser in Sarajevo waren da keine Ausnahme, zumindest nicht diejenigen, in denen ich verkehrt bin. Vom *Der Perser* sagte man, dass es einen üblen Ruf hat. Darüber wurde auch in der Zeitung *Der Bosniake* berichtet, die schrieb, dass die einheimische Jugend dort auf die schiefe Bahn geraten würde. Kinder von anständigen Eltern, die sich auf lasterhafte Weise die Nacht um die Ohren schlugen. Es wurde dort viel getrunken, und jede Nacht ein Messer gezückt. Mich hat das nicht gestört, weil ich daran gewohnt war. Ich erinnere mich noch, als ob es gestern gewesen wäre; es war entsetzlich kalt. Eine Kälte, wie sie nur die Bewohner von Sarajevo kennen. Alles gefriert, auch der Atem, der aus der Nase kommt. Im *Perser* jedoch war es angenehm warm, und es ging, wie immer, fröhlich zu.

Alle Stammgäste waren mir bekannt, außer einigen wenigen, die in der Regel krummen Geschäften nachgingen. Ich kann nicht sagen, ob sie wirklich alle Kriminelle waren. Aber wenn man sie festgenommen hätte, was kein großer Fehler gewesen wäre, hätte man manchen wohl einige Betrügereien nachweisen können.

Dieser Edhem Brkić, der sich später in meiner Obhut wiederfinden sollte, war mir bereits seit einigen Jahren bekannt. Ein ziemlich problematischer Bursche; er war aus der Krajina nach Sarajevo gekommen. Niemand wusste, wovon er lebte, aber dennoch hielt er sich jeden Abend im Gasthaus auf. Es war sein zweites Zuhause, sofern er überhaupt ein erstes hatte. Er kannte jeden Besucher, und zwar nicht nur die des *Persers*, sondern auch anderer Kaschemmen. Man konnte von ihm kleine Dienste erwiesen bekommen, nichts Besonderes, aber immerhin. Die meiste Zeit verbrachte er mit Arif Čengiđ, einem Burschen mit ähnlichem Naturell, der aus Visoko stammte. Geschickt im Raufhandel, legte er es stets auf Streit und Prügeleien an. Brkić musste ihn sogar manchmal zurück-

halten, was ihm auch meistens gelang. Zwischen den beiden schien es irgendeine innere Verbindung zu geben.

In dieser einen Nacht lief alles verkehrt. Bis spät in der Nacht hielt sich eine Kartenrunde im Lokal auf, die mit zunehmendem Alkoholkonsum immer lebendiger und dreister wurde. Am Ende brüllten sie derart herum, dass sich das Lokal allmählich zu leeren begann.

Auch ich machte mich, müde vom Gebrüll und in Vorahnung der kommenden Geschehnisse, auf den Heimweg. All jene, die später eine Aussage tätigen sollten, hatten ähnlich wie ich gedacht. Schließlich brach ein Streit zwischen Brkić und ČengiĆ aus, und sie zeigten sich unversöhnlich. Wer zuerst angefangen hat, ist nicht weiter wichtig. Flink mit dem Messer – einem klappbaren, wie man später erfahren sollte –, versetzte Brkić seinem Kontrahenten einen Stich direkt ins Herz.

Ihn aufzuhängen, fiel mir nicht leicht, obwohl er ein Krimineller und letztendlich auch ein Verbrecher war. Ich habe den ganzen Tag davor auf meiner Zither gespielt und mich wie ein Mönch in meinem Zimmer verkrochen.“

Aber die Wahrheit, wo ist bloß die Wahrheit? Es gibt Erzählungen, Memoiren und so manches andere, darunter aber auch zahlreiche Zwischentöne. So auch in diesem Fall. Edhem Brkić war ein rücksichtsloser junger Zuhälter. Er hatte einige Mädchen, deren Dienste er an Beamten und ihre Gäste verkaufte. Und diesbezüglich liegt eine direkte Verbindung zu Seyfried vor. Sie waren zwar keine Freunde, kannten sich aber gut. Sie unterhielten geschäftliche Verbindungen, die für den einen Rabatt, für den anderen frische Ware brachten. Ähnliches tat auch ČengiĆ, der zusätzlich auch ein Dieb und Räuber war. Seine Opfer waren die Händler im Basarviertel, die von ihm auch erpresst wurden. Ein Dummkopf und Halunke, wie man ihn nur selten trifft.

Gemeinsam hatten Brkić und Seyfried so manches Glas Schnaps geleert, Čengić hingegen konnte der Scharfrichter so gar nicht ausstehen. Er verabscheute seine Primitivität, sein Gerülpse am Tisch und die fetten Finger, mit denen er nach Stücken von Lammfleisch auf fremden Tellern grapschte. Diese Zeilen schreibe ich mit gewissem Widerwillen, einzig der Wahrheit zuliebe. Sie sind eigentlich nicht für eine Veröffentlichung gedacht.

29.

Es stellt sich die Frage, wo das Gespräch mit dem Sohn bleibt? Warum kommt es nicht vor, wo es sich doch zumindest um die Kunst drehen müsste? Denn immerhin sind beide auf ihre eigene Art und Weise Künstler, die sich irgendwo im Geiste bestimmt begegnet sind?

Otto war beinahe über Nacht groß geworden. So erschien es zumindest Seyfried, während die Mutter eine andere Zeitrechnung verfolgte. Ihr Gesundheitszustand hatte sich verschlechtert, langsam aber unaufhaltsam wurde sie schwächer und schwächer. Die meiste Zeit verbrachte sie mit Otto alleine, stets auf der Suche nach einer neuen Wohnung, einem neuen Haus, Zigeunern gleich.

Aus welchem Grund auch immer, sprach Seyfried nur wenig mit seinem Sohn. Die Jahre zogen ins Land, aber es fiel kein Wort über dessen Malerei und die Bilder. Und wenn er sie schon nicht lobte, so hätte er doch zumindest sagen können, dass sie ihm aufgefallen waren. Dennoch, eines Tages war es so weit, dass er einige Worte zu den Aquarellen verlor, die Otto im Vorzimmer aufgehängt hatte. Irgendetwas in den Bildern wirkte auf ihn ein, und vielleicht war er auch bereit, dieses Signal zu empfangen, denn zuvor hatte er lange Zeit musiziert, ehe ihm vom Zupfen der Saiten die Finger zu

schmerzen begannen – ein Gefühl, dass er aus irgendeinem Grund als angenehm empfand. Es war wohl dieses Empfinden, sich mit Leib und Seele der Musik hinzugeben. Nachdem er die Zither zur Seite gelegt hatte, warf er einen Blick in Ottos, nur mit einem Vorhang abgetrenntes Zimmer, hörte die Bewegungen und den Atem seines Sohnes und sah, wie dieser, ganz in seine Arbeit versunken, mit dem Pinsel über ein Blatt Papier strich. Er musste die Anwesenheit des Vaters gespürt haben, denn unvermittelt erhob er die rechte Hand, wobei ein Klecks roter Farbe auf das Papier tropfte.

„Entschuldige“, sagte der Vater, „ich wollte dich nicht erschrecken.“

Otto verharrte unbewegt und hielt seine rechte Hand weiterhin hoch über dem Papier. Die Stille, in die beide eingetaucht waren, entwickelte sich zur Anspannung.

„Ist das vom Trebević?“, wollte der Vater wissen.

„Ja“, gab Otto kaum hörbar oder vielleicht auch nur in Gedanken zurück.

„Es ist schön“, wurde er vom Vater ein erstes Mal mit Lob für seine Malerei bedacht.

„So wie deine Musik“, sprach Otto mit immer noch kaum vernehmbarer Stimme. Diese Antwort versetzte den Vater in freudige Verwunderung, ja sogar Begeisterung. Sie war eine Bestätigung, dass der Sohn dem nicht immer hochklassigen Zitherspiel des Vaters lauschte und dabei seiner Malerei nachging. Zwei Künste ohne Worte, Freude für Auge und Ohr, Entspannung und Flucht aus der Realität. Für den Vater mehr Flucht als Entspannung, für den Sohn wohl nur Flucht. Aber in diesem Augenblick gab es für beide weder Entspannung noch Flucht, sondern nur Kunst. Einen Zauber, der sie einander näher brachte.

Als Vater das nächste Mal die Zither zur Seite legte, vernahm er durch die aus Brettern und Erdreich errichtete Mauer ein Flüstern. Es waren nur einige Worte wie „Wolke“, „Was-

ser“, „Mohn“ und „Himmel“, die der Sohn einer Gebetsformel gleich wiederholte. Am Ende folgte ein Name eines Engels, möglicherweise Gabriel. Um zu erfahren, um wen es sich dabei handelte, begab sich der Vater zum Sohn, der ihn stumm und durchdringend anblickte, dass es der Vater kaum ertragen konnte. Was sollte dieser Blick?

„Gabriel“, brach es kaum hörbar aus ihm hervor, „Jurkić.“

„Wer ist das?“

„Ein Maler. Wenn ich bloß ein einziges Bild so malen könnte wie er. Gras, Blumen, den Himmel.“

„Male einfach weiter, male es nach. Warum solltest du nicht von ihm abmalen?“

Doch der Sohn konnte den Worten nicht weiter folgen und schwieg in Gedanken verloren und gesenkten Blickes vor sich hin. Seyfried konnte diesen Zustand nicht ertragen, verließ das Zimmer und begann derart laut auf seiner Zither zu spielen, dass er am Ende nur mehr den ohrenbetäubenden Klang seines Instrumentes vernahm. Nachdem er sein Spiel beendet hatte, fragte er sich, wo Otto bloß Bilder dieses Jurkić gesehen haben könnte. Er wusste es nicht, und überhaupt: Wusste er, der Vater, eigentlich irgendetwas über seinen Sohn?

30.

Im Jahre 1903 fand die Machtübergabe von Kállay an Burián statt, der nunmehr das Gouverneursamt bekleidete; Appel, der Seyfried fasziniert hatte, wurde von Baron Albori, einer unbedeutenden Figur, abgelöst; einzig Baron Isidor Benko übte, so wie auch Seyfried, weiterhin sein Amt aus. Man suchte Personen, die der lokalen Sprache mächtig waren, auch wenn man sich nicht über deren Bezeichnung einigen konnte, wiewohl alle wussten, in welcher Sprache sie sprachen. Seyfried konnte diesbezüglich beruhigt sein, denn er

hatte diese Sprache gut erlernt, obwohl von ihm nicht zu sprechen, sondern zu arbeiten verlangt wurde. Was Seyfried hingegen Sorge bereitete, war die ständige Unruhe unter der Bevölkerung, denn laufend gab es irgendwelche Resolutionen, Forderungen und Petitionen, über die man sich nur flüsternd oder halblaut unterhielt und die gegen seine kaiserliche und königliche Hoheit gerichtet waren. Dies schmerzte Seyfried, denn immerhin, und das ließ er von Zeit zu Zeit auch seinen buckligen Sohn wissen, musste seine Majestät ja am besten wissen, was für das Volk das Beste war. Und überhaupt, wie könne denn ein Volk etwas besser wissen als sein Kaiser?! Warum sollte ein Kaiser gegen sein eigenes Volk sein?! Das wäre undenkbar! Der Kaiser komme einem Vater gleich, der für seine Schützlinge nur das Allerbeste wolle und auch wüsste, was gut für sie sei. Würde er sie ihrem Schicksal überlassen und sie selbst entscheiden lassen, komme es eben, wie man sehen könne, zu Streit, Gewalt, Blut und Hass. Was wäre nun besser? Die Zügel loszulassen, wodurch man sich gegenseitig in die Haare geriet, oder festzuschreiben, was für das Volk das Beste war, um – wenn auch nicht immer in absoluter Zufriedenheit – so doch in Frieden leben zu können. Denn wer könne schon die Menschen zufrieden stellen! Der Mensch ist ein verfluchtes Wesen, schlimmer als ein wildes Tier, er frisst sich satt, um sogleich darauf Schaden anzurichten und seiner kleinmütigen und böswilligen Seele Genüge zu tun. Bei einem Kaiser verhalte es sich hierbei wahrlich anders! Er blicke weise in die Zukunft, aber dennoch ernte er von der Hälfte seiner Untertanen nichts als Hass. Aber sollte er sich deswegen in Nachsicht üben und das Land dem Verfall preisgeben? Nein, nein und nochmals nein.

31.

Teil eines Gespräches mit dem Verbrecher Seyfried, nannte V. B. die Arbeitsversion eines unveröffentlichten Zeitungstextes.

„Sprechen Sie ruhig frei, mich interessiert alles.“

„Beim Reisen durch dieses Land, von Dorf zu Dorf, habe ich es besser kennengelernt als irgendjemand sonst. Denn niemand außer mir war in allen Gegenden unterwegs. Jetzt im Alter kann ich mich an all die Menschen erinnern, als ob es gestern gewesen wäre. Da gibt es eine Menge an Geschichten, so viele, dass man sie unmöglich alle erzählen kann. Aber ohne sie hätten wir alle keine Geschichte. Zusammengebracht hat uns der Kaiser, der Krieg hat uns entzweit, manche sind weggezogen, andere gekommen, so wie es eben immer im Leben ist.“

„Woran erinnern Sie sich am häufigsten?“

„Daran habe ich eigentlich noch nie gedacht. Heute Nacht habe ich mich an Baron Perreira erinnert, den außerehelichen Sohn eines österreichischen Grafen. Warum ausgerechnet an ihn? Nun, weil ich oft darüber nachdenke, wie jemand unter ungewöhnlichen Umständen zur Welt kommt. Sie verstehen mich, oder? Gedanken dieser Art beschäftigen mich bereits seit dreißig Jahren. Dieser Perreira war ein wenig überdreht; er hat eine Bäuerin geheiratet und war in Kalinovik eingesperrt. Ich habe ihn zwei-, dreimal gesehen. Er hat mich eines Tages rufen lassen, um beim Mittagessen zu erscheinen. Ihm war bekannt, dass ich gut Zither spielen konnte, und er wollte mich hören. Andere Instrumente waren ihm zuwider, vor allem Geige und Klavier hat er gehasst. Eine Zither geht in Ordnung, ich liebe ihren Klang, ließ er mich wissen, sie erinnert mich an meine Mutter.“

Ich war nicht immer so, sagte er eines Tages zu mir. Jetzt bin ich eben hier, während mein Vater in Salzburg Bälle veranstaltet. Walzer und nochmals Walzer, nie bekommt er genug davon. Er bestellt auch Vater und Sohn Strauss zu sich nach Hause; Geld spielt ihm dabei keine Rolle. Das geht mir, bitte verzeihe mir diesen Ausdruck, am Arsch vorbei. Ich habe mich zwar bereits an die hiesigen Totenlieder gewöhnt, aber die Zither fehlt mir. Ich habe mir eine gekauft, aber ich bin nicht musikalisch, ich kann nicht spielen. Ich habe es versucht, aber es hat nicht geklappt.

Er war mein bester Zuhörer. Ich habe bis ans Ende meiner Kräfte gespielt, wobei er mich kein einziges Mal unterbrochen hat. Die Musik hat uns zusammengebracht, wenn auch nur für einen Tag. Während ich gespielt habe, hat mir ein Blick auf sein Gesicht verraten, dass er von Glück und Zufriedenheit durchströmt wurde. Dabei habe ich mir gedacht, dass es mir genauso gehen würde, wenn mich jemand mit so einer Musik beglückte. Ein Mensch, der das Zitherspiel nicht schätzt, kann das nicht verstehen. Ich wage sogar zu sagen – und hoffe, dass Sie mich nicht falsch verstehen –, dass das nur ein Österreicher verstehen kann. Sonst wirklich niemand, mein Herr.“

Ich war von seiner Begeisterung für sein Instrument, das sich stets in seiner Nähe befand, nicht weiter beeindruckt, aber das war auch nicht das Ziel meines Besuches. Ich fuhr fort und befragte ihn nach Menschen, die er hätte kennen können.

„Abgesehen von diesem Perreira, an wen können Sie sich sonst noch erinnern?“

„An alle kann ich mich erinnern, absolut an alle, sowohl an die, die ich an den Galgen gebracht habe, als auch an alle anderen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Typen. Bei diesem Perreira habe ich einen Menschen kennengelernt, der, wie später bekannt werden sollte, der größte Räuber in den hiesigen Bergen war. Ein gewisser Davidović, sein Vorname war Manojlo, glaube ich. Er war ein Mensch, der einem bereits bei

einem harmlosen Gespräch Angst einflößte. Wenn man ihn anblickte, hatte man das Gefühl, als wolle er im nächsten Moment ein Messer zücken und alle an Ort und Stelle abschlachten. Für uns hatte er keine schönen Worte übrig, daraus hat er kein Hehl gemacht. Er erzählte mir von seinen Verbindungen mit Menschen, die bereit wären, unverzüglich einen Aufstand vom Zaun zu brechen und alle zu töten, die in dieses serbische Land – so seine Bezeichnung für Bosnien und Herzegowina – gekommen waren. Komplizen und Vertrauensleute gebe es mehr als genug. Und dann begann er, sie namentlich aufzuzählen, wobei seine blutunterlaufenen Augen drohend funkelten. Das Kind eines bösen Vaters und einer noch schlimmeren Mutter, hat Kosta Todorović über ihn in einer Aufzeichnung geschrieben, die 1914 in unsere Hände gelangt ist, und Sie wissen sicher, wer Kosta Todorović war und wo er gedient hat. Wir haben von ihm erst später erfahren, nämlich damals, als wir in seinen Dienstort, Mali Zvornik, gekommen sind. Er hatte alles zurückgelassen, sodass wir alle von ihm genannten Leute leicht aufspüren konnten. Ich sage *wir*, obwohl ich damit ja eigentlich nichts zu tun hatte. Mein Platz war in der Etappe der Armee, und ich habe alle aufgehängt, die zum Tod am Galgen verurteilt worden waren. Dieser Manojlo hat davon gesprochen, dass alle Komplizen und Vertrauensleute unsere Feinde wären. Ich glaube, ich habe ihm geantwortet, dass ich wüsste, dass alle Serben unsere Feinde seien. Wenn die Zeit gekommen sein wird, werden wir euch mit dem kleinen Finger erledigen, sagte er mir frohen Mutes. Wir haben beide gelacht, er laut, ich innerlich, so gut ich eben konnte, aber vielleicht auch äußerlich, damit er es bemerkte.“

Mir war nicht klar, warum er mir das alles erzählte, aber ich stellte keine Fragen, wiewohl ich ihn nicht wegen dieser Geschichten aufgesucht hatte. Mich interessierten einzig mögliche Fotografien und seine Erinnerungen an einen Vorfall, der uns junge Menschen damals die ganze Zeit beschäftigte.

Für ihn hatte er wahrscheinlich nicht dieselbe Bedeutung, obwohl er auch sein Leben in gänzlich neue Bahnen lenkte. Aber vielleicht irre ich mich auch, und sein Leben war gar nicht so sehr davon betroffen. Unser Leben jedenfalls wurde durch dieses Ereignis zu einem gänzlich anderen.

32.

Meine Mutter konnte es nicht verkraften, dass meine Beinträchtigung auf keine Krankheit, sondern auf einen Geburtsfehler zurückzuführen war. Eine Krankheit erschien ihr irgendwie annehmbarer, weil sie ja geheilt werden könnte. Ist das schwierig zu verstehen? Ja, das ist es wohl, aber ich kann es nicht anders, nicht direkter zum Ausdruck bringen; ich habe das Gefühl, dass mich mein eigener Körperbau einengt wie ein kleiner, ungeeigneter Käfig einen Vogel, der nach Freiheit strebt.

„Kein einziger Mensch auf dieser Welt ist überflüssig“, hatten ihr die Fratres gesagt. „Er ist ein Wink Gottes, gib auf ihn Acht.“

Mit dieser Antwort war sie nicht zufrieden, aber sie wusste keinen anderen Rat. Ihr Glaube war von gänzlich gewöhnlicher und pragmatischer Natur: Sie versprach sich daraus Nutzen. Damals konnte ich das nicht verstehen, obwohl ich manchmal auch so gedacht habe, aber mit den Jahren bin ich von einer solchen Glaubensauffassung immer weiter abgekommen.

Mein Vater war vielleicht gläubiger als meine Mutter, praktizierte seinen Glauben aber verhalten, was in vergleichbarer Weise auf sein ganzes Leben zutraf. Er ließ jeden Menschen gewähren und stellte an niemanden hohe moralische Ansprüche. Dennoch gab es Augenblicke, in denen ich fühlte, dass er an Gott glaubte. Diese Momente betrafen vor allem seinen Beruf, in dem ihm Gott ein größerer Halt war als im

Privatleben. Er forderte von Gott keine Gefälligkeiten, sondern sah ihn als eine Stütze, wenn er von den traurigen Bildern seiner Arbeit übermannt wurde.

Anstatt in die Kirche führte er mich ins Kino, wo wir wie zwei Freunde in der Dunkelheit nebeneinander saßen. Über diese Nähe des Vaters freute ich mich zumindest anfänglich mehr als über die filmischen Eindrücke, die vor meinen Augen vorbeizogen und mir im ersten Moment Angst eingejagt hatten. Er hielt mich nicht an der Hand, sprach und erklärte nichts, was sich auch auf dem Heimweg nicht ändern sollte.

„In dieser Dunkelheit sind wir alle gleich“, sagte er einmal, woran ich mich gut erinnern kann, weil ich damals bereits alt genug war, um diese Worte zu verstehen. Und auch in der Kirche sind wir alle gleich.

Diese ganze Geschichte erzähle ich deshalb, weil ich mich an Pater Puntigam erinnerte, der nicht nur physisch, sondern auch geistig aus Sarajevo weggegangen war und vor dem Krieg in der Stadt sehr bekannt war. Dabei wusste man nicht, wem die Kirchenleitung oblag – Bischof Stadler oder ihm. Man sah sie als gute Kollegen, die wussten, was der eine besser konnte und was der andere. Viele hassten ihn, auch Katholiken, aber ich weiß nicht, aus welchem Grund. Er und die Jesuiten wurden in aller Öffentlichkeit angegriffen. Mein Vater aber dachte ganz anders.

Eines Tages ging er auf Pater Puntigam zu, über den in der Stadt unterschiedliche Geschichten kursierten, die sich allesamt um seine Strenge und seinen wahren Glauben drehten. Ich versuche mich daran zu erinnern, was mir mein Vater über dieses Treffen erzählt hat. Er brachte damals ein von Pater Puntigam mit der Hand geschriebenes Gebet mit nach Hause. Um aber alles präzise beschreiben zu können, muss ich aus mir herausgehen und in den Körper des Vaters schlüpfen, auch wenn dieser heute bereits ermattet ist. Ich will es nun versuchen, also gut, hier steht mein Vater, vor ihm Pater Pun-

tigam oder Vater Puntigam, die korrekte Anrede ist mir leider entfallen.

„Betest du?“, unterbrach mich Pater Puntigam – das heißt, eigentlich nicht mich, sondern eben meinen Vater, Alois Seyfried, in dessen Rolle ich mich gerade begeben habe.

„Was soll ich sagen“, gab ich zögerlich zurück, doch Vater Puntigam konnte kein Zögern leiden. Ein solches war für ihn ein erstes Zeichen für eine Abkehr vom Glauben.

„Die Wahrheit, mein Henker“, erwiderte er knapp und scharf. Ich wollte nicht, dass man mich so nannte, denn das pflegten meine Vorgesetzten zu tun, denen ich hierarchisch untergeordnet war. Auch bei Pater Puntigam hatte ich das Gefühl, diesem in irgendeiner Weise unterstellt zu sein.

„Nein, ich bete nicht, Vater, das will ich gar nicht verbergen.“

„Na das gefällt mir. Ist man einmal tief gefallen, dann muss man sich das eingestehen, und die Rückkehr zum Herrn wird gelingen. Ich werde dir ein Gebet geben, eines von uns Jesuiten, das besser ist als alle anderen. Aber natürlich kannst du auch die anderen beten. Das sollst du sogar, aber halte dich in erster Linie an dieses, das wie folgt lautet:

Du Seele des Herrn, segne mich.

Du Leib des Herrn, errette mich.

Du Blut des Herrn, tränke mich.

Du Wasser des Herrn, labe mich.

Du guter Jesus, erhöre mich.

Deine Wundmale mögen Schutz für mich sein.

Lass nicht zu, dass ich von Dir abfalle.

Vor bösen Feinden, beschütze mich.

Zum Zeitpunkt des Todes, rufe mich.

Und lass mich eingehen bei Dir.

Dass ich Dir mit Deinen Heiligen huldige.

Jetzt und in Ewigkeit. Amen.“

Pater Puntigam blickte dabei weder auf mich (der ich nun Seyfried bin und nicht Otto) noch auf irgendetwas anderes, er hielt seine Augen geschlossen und ließ auf das Gebet einen Augenblick der Stille folgen. Die Arme hielt er vor seinem Körper verschränkt. Wir saßen an einem Tisch, es war Abend, und man konnte kein Geräusch vernehmen. Weder zuvor noch danach hatte ich je wieder das Gefühl, dass ich einem wahrlich heiligen Menschen gegenüber sitze, dem man vertrauen und sich gänzlich hingeben kann.

„Es gibt eine Menge von Orden, aber nur eine wahrhaftige Gemeinschaft des Herrn. Wer mit uns geht, und zwar bedingungslos, der geht mit Jesus. Für dich wäre es nicht schwer, zu unserer Gemeinschaft zu stoßen, denn du stehst nicht gerade auf der Sonnenseite des Lebens. Manche glauben, dass sie, wenn sie uns beitreten, in ein Loch fallen würden. Aber mit uns fällt niemand, ganz im Gegenteil, wir bewegen uns empor. Wenn du dich dazu entschließt, wirst du es leichter haben. Es ist das der einzige Weg zur Errettung. Es gibt keine Sünde dieser Welt, die nicht vergeben werden könnte.“

Ich habe das Gebet von seinem Zettel abgeschrieben, doch Pater Puntigams abschließende Worte sind bloß mir, der ich nun wieder Otto bin, zu Herzen gegangen, aber leider nicht meinem Vater. Aber immerhin verbindet uns dieses Gebet, was für mich auch ausreichend ist. Ich wollte mit meinem Vater keinesfalls bei den Hinrichtungen zusammen sein. Er sollte mir darüber auch nichts erzählen, nein, das wollte ich nie, ich konnte es nicht ertragen, ich habe mir die Ohren zugehalten, um mich nicht in ihn zu verwandeln. Sonderbar ist es, wenn ich darüber erzähle, wenn ich in seine Rolle schlüpfe, ich habe Angst, mich selbst zu verlieren, einem Reisenden am Deck eines Schiffes gleich, der sich nicht festhalten kann, zu rutschen beginnt und am Ende auf eine untere Ebene fällt. Diese

untere Ebene, das ist der Vater vor seinen Galgen, und ich gebe mir auf diesem Schiff alle Mühe, um mich nicht dort wiederzufinden. Mir kommt es vor, dass ich mit diesen meinen Sätzen Halt suchen möchte, mich zu befestigen wünsche, um nicht von einer Flutwelle ungewisser Gefühle hinweggespült zu werden.

Von all den Bildern, auf denen ich versucht habe, den Vater neben seinen Galgen festzuhalten, hat mir eines mit seinem endgültigen Aussehen einen unfassbaren Schock versetzt. Ich habe es vernichtet, obwohl es vielleicht mein bestes Bild war. Der Vater beim Galgen wirkte auf mich wie ein römischer Soldat, der Christus ans Kreuz schlägt. Dieses Gefühl, von dem ich nicht weiß, woher es kam, war entsetzlich. Vielleicht durchströmte es mich deshalb, weil ich das erste Mal einige Menschen um den Galgen gruppiert hatte, unter denen der Vater mit seiner schwarzen Kleidung klar als Vollstrecker der Höchststrafe auszumachen war.

Ist eine Hinrichtung ein Sakrileg? Hat mein Vater vielleicht darüber mit Pater Puntigam gesprochen? Und falls ja, welche Antwort wurde ihm gegeben?

33.

Die objektive Stimme des Erzählers führt die Erzählung flüsternd fort.

Auch im neu angebrochenen zwanzigsten Jahrhundert sollte die Welt nicht zur Ruhe kommen. Seyfried hatte gehofft, dass das Volk, das er als seines auserkoren hatte, auch ihm Anerkennung angedeihen lassen würde. Und zwar nicht als Mensch – so etwas hätte er auch in seiner alten Heimat nicht erwartet –, sondern als Exponenten eines weise geführten Staates, in dem alles geordnet, durchdacht und mit des Kaisers

Klugheit veredelt war. Davon wollte hier jedoch kaum jemand etwas hören. Ganz im Gegenteil, die Lage schien sich immer weiter zu verschlechtern. Alles ist schlecht, pfl egten die Arbeiter zu sagen, wir wollen mehr Lohn bei weniger Arbeit. Alles ist schlecht, sagten die Glaubensgemeinschaften, was zumindest auf zwei zutraf, während die jüdische noch etwas zufriedener war. Nur die Katholiken hüllten sich meist in Schweigen. Auch in diesem Land gab es Agitatoren, die nur Chaos und Unordnung stiften wollten. Sie kamen, Seyfried konnte seinen Augen kaum trauen, aus Zagreb, angeblich um Arbeit zu suchen, in Wahrheit jedoch stachelten sie die Arbeiterschaft auf.

In Osteuropa war es noch schlimmer. Unlängst hatte man den russischen Zaren gestürzt. Einige vor Ort waren froh darüber, weil sie die Russen nicht ausstehen konnten. Seyfried verfolgte die Ereignisse und konnte sich über das leichtsinnige russische Volk und die Zeitungsschreiber von Sarajevo nur wundern, weil sie sich darüber freuten. Wussten diese Narren denn etwa nicht, dass die Kaisermacht ein Zeichen von Gottes Vorsehung ist, an der der Mensch nicht rütteln darf?! Natürlich, auch der Kaiser ist nur ein Mensch, und er kann auch Fehler machen, aber diese Fehler würden nach dem Sturz des Regenten auch andere begehen. Als ob man den eigenen Vater hinrichten würde, weil er die Kinder schützen und vor dem Untergang bewahren möchte. Diese aber hassten ihn, weil er sie zu Menschen machen will. So jedoch bleiben sie ein Leben lang Vagabunden, die ihre Hand nach Fremdem ausstrecken und nicht mehr arbeiten wollen.

Die alten Machtstrukturen wurden hinweggefegt. Obwohl sie gottgegeben waren. Sie alleine konnten die einzigen Autoritäten sein, nicht irgendwelche neuen Revolutionäre, die die Welt aus ihren finsternen Höhlen heraus zu kontrollieren trachten. Die göttliche Ordnung war diesen Dienern des Teufels fremd!

34.

Die Stimme des Erzählers, der weit davon entfernt ist, ein Allwissender zu sein, sondern eher von Neugier getrieben wird, verbündet sich mit dem Geist der Erzählung.

1906 kam es in Sarajevo zu Demonstrationen, gefolgt von einer heftigen Reaktion der Behörden.

In der Stadt herrschte Aufruhr. Ordnung und Gesetz wurden mit Füßen getreten. Diejenigen, die auf das Gesetz und die Einhaltung der Ordnung achten sollten, forderten ihre Rechte ein. Rechte worauf? Welche Rechte? Gab es etwas, was man dem Volk geben konnte, ohne dabei die Staatsmacht und im Besonderen den Kaiser zu schwächen?

Streik! Was bedeutete das? Die Arbeiter erhoben sich und wollten nicht mehr arbeiten. Oder so ähnlich.

Die Stadt teilte sich in jene, die die Anliegen der Arbeiter unterstützten, und in Gegner des Streiks. Beide Seiten warfen sich heftige Anschuldigungen an den Kopf und waren auf Streit und Kampf aus. Seyfried wurde an die Wand geschleudert, und um ein Haar hätte er sich die Schulter ausgekegelt. Hatte ihn jemand erkannt, oder war es ihm nur so vorgekommen, dass sie „Provokateur! Was will der Provokateur hier?! Werft ihn auf den Boden, den verfluchten Provokateur!“ gerufen hatten?

Seyfried konnte seinen Augen und Ohren nicht trauen, so groß war der Wunsch, die Staatsmacht zu stürzen und mit ihr alles Nützliche, was in diesem Land in den letzten gut zwanzig Jahren geschaffen worden war. Sollte etwa die Straße darüber entscheiden, wie ein Staat auszusehen hatte?! Heute so, morgen so und in der Regel immer andersherum, wie es auch bei der Ankunft der Österreicher der Fall war – jeder auf seine Art, jeder in seine eigene Richtung.

Er wollte wissen, wie die Kirche dazu stand, was Bischof Stadler, dessen Glaubenshaltung Seyfried schätzte, in seiner Abendpredigt dazu sagen würde. Aber an diesem Abend hielt nicht der Bischof die Predigt, sondern der Jesuit Puntigam. Angesichts der Möglichkeit, diesen Menschen hören zu können, schlug Seyfrieds Herz schneller, auch wenn sein Sohn leider nur für zu kurze Zeit in dessen Obhut verblieben war ...

Die Kräfte der Finsternis, die Kräfte des Teufels sind hierher zu uns nach Sarajevo gekommen. Sie haben sich im Volk, bei den so genannten Arbeitern eingenistet, um sie gegen die Herrscher und gegen die Staatsmacht aufzustacheln. Es ist nicht schwer, einen Grund zu finden, warum wir gegen diesen oder jenen sind; ein solcher lässt sich immer finden. Nur schwer kann man der Versuchung widerstehen, eigenes Recht zu sprechen und die Welt in Aufruhr zu versetzen. Revolten und Revolutionen sind aber immer schlecht, und wir wissen, von wem das Schlechte ausgeht und wohin es die Schwachen und Nachgiebigen führt. Die Nachgiebigkeit ist die Krankheit einer Gesellschaft, die nicht Jesus zugetan ist und ihm nicht nachfolgt. Denn Jesus war nicht nachgiebig. Im Glauben gibt es keinen Kompromiss.

Gegen das Schlechte und Böse muss man hartnäckig tagtäglich, mit persönlichem Einsatz, gutem Herzen und harter Faust kämpfen, und wenn gar kein anderes Mittel mehr hilft, darf mit dieser Faust auch zugeschlagen werden. Man spricht hier von einigen Völkern und ihren Rechten, aber nur selten ist die Rede von den gläubigen Menschen und von der Notwendigkeit, den heiligen katholischen Glauben zu stärken. Denn immerhin ist dieser der einzige Schutz vor der Freimaurerei, die hinter all jenen Bewegungen steht, die unsere heilige Monarchie zu vernichten trachten. Soll man nun auf all das gleichgültig blicken, oder nicht doch etwa an diesem Tag und an diesem Ort, an den uns Gottes Wille berufen hat, die Initiative ergreifen und mit harter Hand vorgehen?!

Die wahren Versuchungen werden, ihr werdet es sehen, erst kommen, und es werden sich all jene gegen uns verbünden, die sich gestern noch gehasst haben. Aber warum ist das so? Damit sie Gottes Macht auf Erden stürzen und unser heiliges Kaiserreich und unsere heilige römische Kirche zu Grabe tragen. Aber wer außer uns, das frage ich euch, wird sie verteidigen? Die Franzosen, diese so genannten Katholiken, die in Wahrheit Freimaurer sind, verbreiten ringsum Ideen und entsenden Emissäre, um Hetze zu betreiben und das Volk aufzuwiegeln. Sozialismus, Nationalismus und Liberalismus – das sind die irdischen Augen und Ohren.

Ich sage euch, die Französische Revolution ist Satans Werk, die Gutheißung eines freimaurerischen Terrors ohne Ende. Alles, was in diesem einstmals katholischen Land nach der Revolution kam, war falsch. Hier bei uns haben einige jüngere Menschen eine Organisation gegründet, in der man sich das Emblem der Revolution auf die Brust heftet. Geschieht das etwa zufällig? Natürlich nicht, denn nichts auf dieser Welt ist zufällig, weder das Gute noch das Böse. Vor allem nicht das Böse. Und es ist auch das Böse, weshalb ich euch all das erzähle, um euch die Augen zu öffnen, eure Moral zu stärken und eure Aufmerksamkeit auf die Tücken des Alltags zu lenken. Aus diesem Grund muss euer Bemühen auch ein alltägliches sein, wie es auch das heilige Buch der Jesuiten lehrt, das unserem Vater, dem Heiligen Ignatius, von Gott dem Allmächtigen selbst diktiert wurde.

Ich möchte an dieser Stelle noch kurz Amerika erwähnen, wo sich, wie ihr wisst, eine gottlose Macht an der Staatsspitze befindet. Aus Amerika dringt das Böse unentwegt in unsere Breiten vor. Und das, obwohl es bewusst dort in die Welt gesetzt wurde, um das Volk hierzulande nicht zu vergiften. Aber leider kommt es auch zu uns, und stellt uns auf die Probe, ob unser Glauben und unsere Kraft stark genug sind, um das Böse zu besiegen und endgültig zu vernichten. Amerika, dieses protestantische Lügengebilde, das allen Sekten Tür und Tor

geöffnet hat und ihnen Obhut bietet, darf hierzulande kein Vorbild sein.

Für die lauwarmen Brüder unter uns ist in diesem Kampf kein Platz. Um uns vorbereiten und wappnen zu können, müssen wir ausschließlich mit den jungen Menschen arbeiten, denn diese sind unsere einzige Hoffnung. Mein ganzes Leben lang habe ich mit der Jugend gearbeitet und werde auch mein restliches Leben an ihrer Seite zubringen. Um ihnen beizubringen, wie sie ihren Geist und ihre Seele stärken. Ora et labora, wie es die Franziskaner predigen, reicht nicht aus, auf gar keinen Fall. Das kann man dort praktizieren, wo es nur einen Glauben gibt, aber keinesfalls hier. Über diese dünne Suppe kann ich nur schmunzeln, obwohl es bei uns Jesuiten kein Lachen gibt. Denn auch das Lachen ist Satans Erfindung. Wer lacht, denkt nicht an die ewigen, sondern bloß an die irdischen Dinge.

35.

Ein alter Zeitungsausschnitt, höchstwahrscheinlich aus dem Blatt *Der Bosniake*. Auf der Seite kann man Seyfrieds Handschrift und die Wörter „Bihać, Reise, Winter“ erkennen.

„Am Montag, dem 25. November, zog ein Trommler durch die Stadt und verkündete dem Volk, dass morgen im Hof des Kreisgefängnisses in Bihać die Hinrichtung der beiden Mörder von Hasanbeg Čekić stattfinden wird, weil es die Gerechtigkeit so entschieden hatte. In der Bevölkerung konnte man eine gewisse Unruhe verspüren, wobei etwa Jovo Mandić mit dem Sammeln von Unterschriften versucht hatte, bei seiner Majestät eine Begnadigung für die Täter zu erwirken. Die muslimische Bevölkerung hingegen fühlte sich durch die Tat der Mörder zutiefst erniedrigt, kannte kein Mitgefühl, und es fand sich niemand, der eine Unterschrift leistete. Am Dienstag

(3.12.1907) um 7 Uhr morgens schritt der aus Sarajevo ange-reiste Scharfrichter Seyfried zur Tat. Zuerst wurde Savo Mili-vojša herangeführt, der beim Erblicken des Galgens in Ohn-macht fiel. Die Gehilfen des Henkers zogen ihn in die Höhe und befestigten die Schlinge um seinen Hals, sodass er als ers-ter für seine Tat büßen musste. Jovo Majkić, ein massiger und kräftiger Mann, begann beim Anblick seines Kameraden zu brüllen und fiel ebenfalls in Ohnmacht. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, wurde auch er an den Galgen geführt, um seine Tat an Hasanbeg mit dem Kopf zu bezahlen, wo-raufhin der Henker 8 Minuten später die Gerichtskommission unterrichtete, dass dem Recht Genüge getan worden war. Nach der Exekution zog abermals der Trommler durch das Marktviertel und teilte mit, dass der Arm des Gesetzes die Mörder von Hasanbeg ergriffen und ein Exempel statuiert hat-te, wie man Menschen ihre schlechten Eigenschaften austrei-ben konnte. Zwar ist der Tod etwas wahrhaftig Grausames, doch ist diese Strafe notwendig, damit die Menschen durch Beispiele zur Besinnung kommen und nicht weiterhin Taten begehen, die diese Strafe nach sich ziehen.“

Häufig konnte Seyfried in den bosnischen und herzegowi-nischen Marktflecken die Trommler vernehmen. Gewöhnlich blickte er dabei aus dem Fenster einer Schänke und sah, wie sich das niedrige Volk, Waisen, Kinder, Bettler und Sonder-linge versammelten und mit offenem Mund der Neuigkeiten aus dem Kaiserreich harnten. Nachdem der Trommler ver-stummt war, schwärmten sie aus, um die Nachrichten in allen Teilen der Stadt zu verbreiten. Spätestens nach einer Stunde waren sodann alle davon in Kenntnis gesetzt, was der Mann mit der Trommel verkündet hatte.

So war es auch in diesem Winter in Bihać, bloß dass die Trommel diesmal besonders laut und unheilschwanger klang. Neben dem Galgen stand der offizielle Militärtrommler, der einen derartigen Wirbel verursachte, dass Seyfried der Kopf zu schmerzen begann. Er konnte diese Hiebe auf das Lamm-

leder einfach nicht ertragen, diesen Rhythmus, der die Gedanken aufwirbelte und das Herz zum Halse emporsteigen ließ. Ganz so, als ob man seine, des Henkers Hinrichtung ankündigen würde. Und nicht nur seine, sondern auch die all seiner Gehilfen. Wer hatte sich das alles bloß ausgedacht?! Nur allzu deutlich konnte er sich das Grauen in den ersten Reihen der einstmaligen Infanterie vergegenwärtigen, an deren Spitze die Trommler das Herannahen der feindlichen Armee ankündigten, die den Sieg davonzutragen trachtete. Aber von was für einem Sieg konnte bloß die Rede sein – sowohl hier beim Tod am Galgen als auch dort auf dem Schlachtfeld, beim gnadenlosen Gemetzel, beim Kampf Mann gegen Mann?!

36.

Übertrag von einem Zettel des Vaters:

„Kaiser Franz Joseph war im Jahre 1910 in Sarajevo und wurde vom Volk mehrheitlich freudig empfangen. Der Zug traf am 31. Mai um 3 Uhr nachmittags in Sarajevo ein, der Kaiser durchfuhr die Stadt in einer von vier weißen Pferden gezogenen Kutsche, man fuhr den ganzen Appelkai entlang, begleitet von einer starken Leibgarde und umgeben von Menschenmassen. Die Stadt war festlich geschmückt, aber der schönste Schmuck war das prachtvolle Wetter in einem Monat, in dem Sarajevo am schönsten ist. Alles stand in Blüte, man vernahm den Duft der Akazien- und Kastanienbäume sowie der Lindenblüten. Beim Weg durch die steilen Gassen von Bistrik und sodann entlang der Miljacka fühlte ich mich zum ersten Mal als Teil dieser Stadt. Möge seine kaiserliche Exzellenz diese ganze Schönheit zu Gesicht bekommen, soweit es eben möglich ist, denn letztendlich ist er ja ein Gefangener in seiner göttlichen Mission. Einige Tage vor dem Eintreffen seiner Majestät hatte ein Zusammentreffen des Gouverneurs mit zwei rätselhaften Gestalten stattgefunden, von

denen einer sicher Pater Puntigam war. Angeblich war es um den Schutz des hohen Gastes vor einem möglichen Attentat gegangen, über das man in einigen Pariser Bistros gesprochen hatte. Woher ich das weiß? Von einem ebenfalls rätselhaften Gast des Gasthauses *Der Perser*. Dieser hatte von einer präventiven Verhaftung von mehr als zehn verdächtigen Personen gesprochen, die allesamt Beziehungen mit dem anderen Drinaufer³ unterhielten. Höre, Henker, hatte er mir gesagt, vom anderen Flussufer wird Ungemach kommen, das zu unserem Untergang führen wird, du wirst es sehen.“

37.

Lange Zeit konnte ich die Kirche, Pater Puntigam und seine Worte einfach nicht begreifen. Meine Mutter hatte mir zwar ein Abendgebet beigebracht, aber sie verlangte nicht, dass ich regelmäßig betete. Manchmal begann sie hysterisch zu schreien, dass wir alle in die Hölle kämen, weil wir gottlos seien und unsere gerechte Strafe erhalten würden, weil wir Gott vernachlässigten, aber das war so selten, dass ich mich an ihre Worte nicht mehr erinnere. Ja, wir sind in die Kirche gegangen, meist zu zweit, seltener zu dritt. Aber mit der Zeit hat auch sie sich von der Kirche abgewandt, als ob sie die Vergeblichkeit ihrer Gebete nicht ertragen könne. Wenn ihr Gott nicht helfen würde, warum solle sie dann an ihn glauben?

Vater Puntigam hatte mir ein Exemplar der Heiligen Schrift gegeben, aber ich habe selten darin gelesen. Am Anfang noch etwas mehr, aber je öfter ich las, umso weniger habe ich verstanden, um was es ging und worauf sich diese Worte bezogen. Es war egal, in welcher Sprache ich es tat, denn jede kam mir fremd und unzugänglich vor. Aber nichtsdestotrotz, die Zeiten ändern sich, und seit etwa fünf Jahren lese ich

³ Gemeint ist Serbien am rechten Ufer der Drina.

sie immer häufiger. Heute lege ich das Heilige Buch kaum noch zur Seite, ganz so, als ob es einzig für mich geschrieben worden wäre.

Ich wähle Zitate aus den Evangelien aus und schreibe sie in mein kleines Büchlein. Dabei suche ich nach jenen Stellen, die Tod und Mord zum Thema haben. Ich möchte wissen, was Gott dazu sagt, falls es sich bei diesem Buch wirklich um eine Sammlung seiner Weisheiten handelt. Denn vielleicht ist es ja auch ein Buch der menschlichen Weisheit, an dem Gott Gefallen gefunden hat. Wie auch immer, das spielt keine besondere Rolle.

Mein Vater musste viele Bibelstellen gekannt haben, und vielleicht hat er sich über sie auch mit Pater Puntigam unterhalten?

Wie würde er sie kommentieren? Heute versuche ich das an seiner Stelle zu tun. Als ob ich seine Gedanken zu Papier bringen würde. Und sollten es nicht seine sein, dann mache ich sie zu diesen. Als Sohn habe ich das Recht dazu.

Eines der Gebote Gottes lautet: „Du sollst nicht töten!“, doch Gott weiß, dass sich das auf Personen und nicht auf einen Staat bezieht. Ein Staat muss töten, denn anderenfalls würden seine Bewohner ins moralische Verderben geraten und sich am Ende selbst ausrotten. Es gibt keinen Staat, der nicht im Namen der Gerechtigkeit richtet und tötet. Der Herr gibt uns durch Mose auch Folgendes mit: Wer einen Menschen schlägt, dass er stirbt, der soll des Todes sterben. Aber wie soll er sterben? In wessen Namen? Durch den Henker, im Namen des Staates und seiner Rechtsprechung.

Es heißt auch: Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, den ziehe weg vom Altar, damit er des Todes stirbt. Wer seinen Vater oder seine Mutter schlägt, soll gewisslich getötet werden. Und wer einen Menschen raubt und ihn verkauft, der soll gewisslich getötet werden. Und wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht, soll gewisslich getötet werden. Und überhaupt:

Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn und so weiter. Die Botschaft ist mehr als eindeutig.

Mose räumte der Todesstrafe sehr breiten Platz ein. Und obwohl es nirgendwo geschrieben steht, glaube ich doch, dass er eine fachliche Exekution ohne Qual des Verurteilten wollte. Steht das alles etwa nicht im Einklang mit Gott?

All seinen Hassern konnte mein Vater in gleicher Weise antworten, wie Mose es getan hatte: Fluche nicht über den Richter, und sprich über den Regenten deines Volkes nicht schlecht. Mein Vater war die rechte Hand des Richters, sein Schwert und seine Schlinge, das heißt, Gottes Finger auf der Erde, mit dem die Bestrafungen vorgenommen wurden.

Heute frage ich mich: Wer bin ich? Heute Abend, hier, in unserem alten Haus, das mit Müh und Not nicht über mir zusammenstürzt. Heute, bei diesem unheilschwangeren Wind vom Trebević, der unter der Türschwelle und durch die Fensterritzen hindurch auf meine verkümmerten rachitischen Knochen trifft. Sollte man überhaupt etwas auf das Kreuz schreiben, wenn man mich eines Tages zu Grabe trägt?

38.

Das Attentat auf den Thronfolger, die Welt, die auf den Kopf gestellt wird, die Erschütterungen und Durchschüttelungen. Was weiß ich darüber? Wenn ich mein und das Leben des Vaters vor meinen Augen ablaufen lasse, sieht alles kurz und zugleich ungreifbar weit von mir entfernt aus. Aber zeitlich, gefühlsmäßig, ist alles hier, direkt in meiner Person. Im Inneren ist etwas geblieben, aber wie soll ich bloß dorthin gelangen? Am Ende wird sich womöglich zeigen, dass es nicht gerade viel ist. Wie auch alles andere.

Habe ich bereits früher geschrieben, dass mich der Vater, abgesehen von einigen wenigen Malen, nur selten in die Stadt mitgenommen hat, oder besser gesagt, dass er das nicht oft und regelmäßig tat? Und ich wäre so gerne mit ihm zum Empfang des Thronfolgers gegangen, hinunter zur Miljacka, wo sich so viele gut gelaunte Menschen eingefunden hatten. Es war ein schöner, sonniger Tag, der Sommer hatte Einzug in Sarajevo gehalten. Ich dachte daran, wie schön es unten auf den Straßen wäre, inmitten einer ausgelassenen Menge, in den Gaststätten und Läden, einen ganzen Tag lang. Wie wäre es gewesen, vor einer Auslage zu stehen und die ganzen Herrlichkeiten anzublicken, die aus der ganzen weiten Welt hierhergekommen waren. Aber mein Vater hatte nun einmal nicht die Angewohnheit, mich mitzunehmen. Er zog alleine umher, mich jedoch überließ er meiner Mutter und mir selbst.

Wenn ich es nur gewagt hätte, ihn zu fragen oder zu bitten, wer weiß, vielleicht hätte er mich mitgenommen. So aber dachte er nicht daran. Und warum sollte er auch, denn immerhin lief für ihn alles nach Gewohnheit ab.

Ungefähr einen Tag vor dem Attentat, ich weiß es nicht mehr ganz genau, sagte mir mein Vater, dass er gerne Chauffeur wäre. Gerne säße er vorne, einem Kutscher gleich, und würde Menschen mit Umsicht durch die Straßen geleiten. Genauso wie Leopold Lojka, der Chauffeur von Franz Ferdinand. Heute erscheint mir das sonderbar, damals jedoch war es das keineswegs. Aber warum sprach er bloß davon? Ich glaube vor allem deshalb, weil er einen Tag vor dem Attentat in der Stadt den Wagen mit dem Erzherzog und seiner Gemahlin gesehen hatte, der angeblich ganz ohne Eskorte vor einem Teppichgeschäft gehalten hatte. Meinem Vater war dies äußerst ungewöhnlich erschienen, und er zweifelte sogar daran, dass es sich um den echten Erzherzog gehandelt hatte, sondern bloß um einen Doppelgänger. Warum sollte es ein Doppelgänger gewesen sein, fragte ich ihn? Das macht man so, aus Sicherheitsgründen, klärte mich der Vater missmutig auf.

Wenn jemand schießen wollte, dann würde er diesen anderen treffen und nicht den richtigen Erzherzog, weißt du. Es hatte sich also nicht um den Erzherzog und seine Frau Gemahlin gehandelt, sondern um deren Doppelgänger, die ihnen zum Verwechseln ähnlich sahen. Sie waren dazu da, um zu überprüfen, ob jemand ein Attentat geplant hatte.

Ich wollte einwenden, dass das ja quasi eine Opferung unschuldiger Menschen sei, unterließ es aber. Vielleicht hätte ich aber sagen sollen, was für eine kluge Idee das war oder etwas Ähnliches und dass ich es für gut halte. Aber wie dem auch sei – wer war ich denn schon, dass ich mir hier Werturteile anmaßen durfte.

Mein Vater empfand keine große Lust, irgendwelche Erklärungen abzugeben, auch nicht gegenüber seinen Gehilfen. Lass uns nur machen, pflegten diese zu sagen, wir schauen zu und arbeiten dann auf unsere Art und Weise. Letztendlich aber arbeiteten sie alle so wie er. Alle außer Florian Mausner. Er war ein Kretin, ein Schweinskerl, und einem solchen kann man niemals mit gutem Beispiel, sondern nur mit Befehlen beikommen. Das jedoch konnte oder wollte mein Vater nicht. Ich glaube eher, dass er nicht wollte, denn hätte er es gewollt, hätte er es bestimmt auch gekonnt.

Es kam nun dieser schöne Tag, viele Menschen waren auf den Straßen, die der Erzherzog mit seiner Gemahlin durchfahren sollte. Später gab es eine Vielzahl an Erklärungen, Vermutungen und Erfindungen, die dem Vater aufs Äußerste zuwider waren. Im Besonderen in der Nachkriegszeit, wie er diese neue Epoche zu nennen beliebte, in der sein Land von der Weltkarte verschwunden war.

Mehrmals habe ich es erlebt, wie er auf Fragen gereizt reagierte. Ich habe ihn gehört: Darüber will ich nicht sprechen, sagte er, weil es mich nicht betrifft. Auch mich hat es nicht betroffen. Ich war zwar in der Stadt, aber nicht in der Nähe der Attentäter. Man sprach davon, dass jeder Zweite auf der

Straße ein Attentäter sei, aber das war Unsinn. Es gab ihrer maximal zehn. Sie waren entschlossen, trainiert, jung und fähig. Die Übrigen waren gekommen, um dem Erzherzog zuzujubeln, um Fahnen zu schwenken oder um ihn einfach nur zu sehen. Ihn zu sehen und danach darüber zu erzählen. Wie hätte es denn möglich sein können, dass jeder Zweite ein Verschwörer war, welcher Narr hatte sich diesen Irrsinn bloß ausgedacht? Mein Vater gebrauchte gerne das Wort Narr, ebenso wie er auch die Bezeichnung Kretin schätzte. Er verwendete sie nicht bloß für seinen Gehilfen Mausner, sondern auch für viele andere, die ihm nicht zu Gesicht standen.

Wäre jeder Zweite ein Attentäter gewesen, warum wollte man dann den gefassten, erfolglosen Attentäter lynchen? Čabrinović war sein Name, soweit ich mich erinnere. Die Polizei wusste dies zu verhindern, aber die Menge war aufgebracht, wie es eben bei Massenaufläufen oft der Fall ist. Sie war bereit, das zu tun, was ihr von ihrem Anführer befohlen wurde. Ja, so war es! Etwas Bestimmtes lag in der Luft. Diese Menge, die Lynchjustiz üben wollte, schien nicht zufällig zusammengekommen zu sein, sie war da, um zu reagieren. Aber wo war der Doppelgänger, als man ihn gebraucht hätte?!

Man ergriff einige Holzstöcke, mit denen man auf den zweiten Attentäter, einen hageren Jungen namens Princip, eindrosch. Ein schöner Name, bei dem man vermuten könnte, dass er der wahre Thronfolger war und nicht Franz Ferdinand. Die Zeitungen berichteten, dass sich die Polizei den Rücken freizuhalten und die Attentäter abzuschirmen versucht hatte, doch seien die Schläge von allen Seiten herniedergeprasselt. Man wusste nicht, ob einer dieser Staatsbürger von der Polizei mit einer angemessenen Reaktion bedacht worden war. Manche sprachen davon, dass auch die Polizei Schläge ausgeteilt und einer aus der Menschenmenge versucht hätte, den Attentäter zu schützen, woraufhin er jedoch mit Schlägen bedacht und von der Polizei festgenommen wurde.

Ich glaube, dass irgendjemand später dem Vater zu erklären versuchte, dass der Besuch des Erzherzogs eine bewusste Provokation gewesen sei, damit sich die Serben zu einem Attentat hinreißen ließen, als dessen Folge Österreich sodann gegen Serbien in den Krieg ziehen könne. Man habe den Erzherzog geopfert, lautete eine weit verbreitete Meinung, die man allerdings bis zum Machtwechsel nicht offen aussprechen durfte. Ob man sich später noch daran erinnerte, getraue ich mich nicht zu sagen. Allerorts wurde gemutmaßt, wobei die Grundhaltung darin bestand, dass die Staatsmacht geändert werden musste. Ist es nun von Belang, darüber zu diskutieren, wer mit alledem angefangen hat? Wohl nur für Historiker, für alle Übrigen kaum.

Ich muss heute immerzu an das schöne Wetter denken. Ich saß unter einer Linde und habe gemalt. Die Linde verbreitete einen angenehmen Duft, während ich mit dem Pinsel einen gelben Farbton zusammenmischte, um diese gewisse gelbliche Nuance des Unwirklichen zu erhalten, das über der festlichen und heißen Stadt im Tale lag. Kein Laut drang an mein Ohr, alles war fernab, in einer anderen Welt. Ich erinnerte mich an die Quelle des Flusses Bosna, an dieses unbeschreibliche Grün und an die Berge, die sich dort unvermittelt himmelwärts erheben. Ich versuchte, dieses Ambiente aus dem Gedächtnis nachzumalen, obwohl ich dort nur zweimal gewesen war. Das kalte, herrliche Wasser, das noch schönere Grün und der fehlende Himmel. Diesen gab es dort nicht, und man konnte den Eindruck gewinnen, er sei auch nicht nötig. Man musste sich emporstrecken, um seiner ansichtig zu werden und ihn erleben zu können. Genauso wie es auch hier in Bistrik der Fall ist.

Eines Tages kehrte mein Vater am frühen Abend nach Hause zurück, er war missmutig, in sich gekehrt und schweigsam. Sein Atem roch nicht nach Alkohol. Waren die Gaststätten etwa geschlossen?

Sie haben sie wie Schurken umgebracht, wie Schurken! So hat er gesprochen, und ich möchte mir das hier nun notieren. Niemals wieder ist seinem Mund etwas Vergleichbares entwichen, denn er hütete sich, irgendwelche klaren Aussagen zu treffen. Auch dieser Satz war nicht für fremde Ohren gedacht, ja nicht einmal für unsere. Meiner Mutter und mir war das bewusst, weshalb wir auch nichts sagten. Und obwohl ich diese Aussage nur einmal vernehmen konnte, ist sie mir im Gedächtnis geblieben, wie auch das Bild, an dem ich an diesem Tag gemalt habe. Es bestand aus grüner, gelber und blauer Farbe, die uns zur Gänze zu umfassen vermochten. In ihrer Gemeinsamkeit glichen sie einem verliebten Gockelhahn.

„Schwarz magst du nicht“, sagte der Vater mehrfach zu mir. „Ich weiß nicht, wohin ich es platzieren soll“, erwiderte ich ihm. Im Stillen meinte ich jedoch, dass schwarz gar keine Farbe sei.

„Was machst du dann, wenn du einmal unsere Flagge malst?“

„Ich weiß nicht einmal, wie diese Flagge aussieht“, antwortete ich ihm.

„Das ist eine Schande, Otto“, ließ mich mein Vater ruhig und unaufgeregt wissen. Ich hatte den Eindruck, dass er mir damals über den Kopf streichen wollte, doch zog er seine Hand auf halbem Wege zurück und legte sie an seinen Körper. Wie sollte man diesen letztlich unterbundenen Ausdruck von Zärtlichkeit erklären?

Die folgenden Tage brachten der Stadt ein heilloses Durcheinander, Geschäfte wurden geplündert, Menschen verprügelt, Gerüchte über die Attentäter und mögliche Verschwörer machten die Runde. Auch die Zeitungen berichteten darüber. Ich aber war noch zu klein, um etwas darüber zu lesen oder mich mit jemandem im Gespräch auszutauschen.

Obwohl er sie zum Teil las, kommentierte der Vater keine einzige dieser Meldungen, die er älteren, geschenkten Zeitungen entnahm.

Mein Leben hängt von diesen Narren ab, sagte er einmal. Ich konnte aber nicht feststellen, wer damit genau gemeint war.

39.

Die Geschichte mit den zahlreichen Handlungsfäden trifft hier auf einen Knoten. Diesen zu lösen, wollen wir nicht einmal versuchen, schon gar nicht mit einem Zauberschwert.

Um das Attentat auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand zu beschreiben, bedarf es Hunderter Hände und genauso vieler Füllfedern, denn einzig alte Handschriften und staubbedeckte Archivdokumente vermögen uns in diese untergegangene Welt lange vergangener Tage zu entführen. Aber selbst dann wird immer noch ein Mosaiksteinchen fehlen, etwa wenn der Leser die Frage stellt, wo sich Seyfried zum Zeitpunkt des Attentats aufhielt. Wollen wir dieser Frage nun also auf den Grund gehen.

So viel Tod davor und danach, besteht hierbei etwa ein Zusammenhang? Ab diesem Tage nahm das Leben jedenfalls einen gänzlich anderen Verlauf. Auch wenn es Seyfried schwer fiel, über etwas anderes als über die eigene Arbeit zu sprechen.

An jenem Morgen war Seyfried früher als sonst aufgestanden, über Bistrik ging gerade die Sonne auf, während über Sarajevo noch die Dunkelheit lag. Aufgewacht war er vom Gesang einer Nachtigall. Wie war sie bloß in seinen Hof gelangt?! Durch das geöffnete Fenster lauschte er lange ihrem wundervollen Gesang, der mit seinem dunklen Timbre der

Stimme eines Mädchens im sommerlichen Schatten einer Linde glich: „Die Nachtigall singt, Rosen erblühen ...“ Der morgendliche Gesang der Nachtigall lockte eine weitere Artgenossin herbei, wobei Seyfried nicht wusste, wer das Weibchen und wer das Männchen war. Wer ruft und wer antwortet? In seinem Innersten begann sich das Konzert der Vögel auszuweiten und ihn an sein Zitherspiel zu erinnern. Was waren diese Nachtigallen bloß für vollendete Musiker! Wo auch immer er hinreiste, erkundigte sich Seyfried nach den Vögeln der Region, wie und wann diese sangen und ob man ihrem Gesang lauschen können.

Das Lied der Nachtigallen wurde plötzlich vom Geklapper von Holzschuhen und von einem Gerassel auf dem Steinboden im Nachbarhof übertönt. Auch dieses Geräusch rief in Seyfried Erinnerungen an seine Jugendtage wach, als sich barfüßige Mädchen auf den Weg zum Brunnen begaben, der unter einer Akazie stand. Damals jedoch verschwanden diese Bilder so schnell, wie sie gekommen waren. Ganz anders als in den Tagen der Gegenwart, in der Bilder dieser Art einzig durch eine Frau aus Fleisch und Blut zum Verschwinden gebracht werden konnten.

Er kleidete sich festlich, so gut er eben konnte, auch wenn sich dieser Aufzug nicht allzu sehr von seinem Henkerskostüm unterschied, da er nur wenige Kleidungsstücke besaß, denen allesamt die schwarze Farbe gemeinsam war. Seine Dienstkleidung, die einer Uniform gleichkam, durfte er keinesfalls an einem gewöhnlichen Tag tragen. Hätte er dies getan, würden die Leute ja möglicherweise glauben, dass er im Dienst war, um, Gott sei uns gnädig, einen Menschen zu exekutieren. Alles war ruhig. Es trug sich zu – oder war es auch nur Zufall –, dass der Tag des offiziellen Besuches auf einen Sonntag fiel, obwohl sich der Thronfolger angeblich bereits in die Stadt begeben hatte, weil ihre Durchlaucht Sophie etwas kaufen wollte. Einen orientalischen Teppich, wurde gemunkelt, obwohl anzunehmen war, dass sie einen solchen ohnehin

geschenkt bekommen hatte. Sofern es sich um sie selbst gehandelt hatte und nicht um eine Doppelgängerin.

Ein so schöner, ruhiger und feierlicher Tag ist wahrlich ein Geschenk Gottes. Alles kam ihm festlich wie eine Sonntagsmesse vor. Hatte er etwas Besonderes gesehen oder verspürt? Nein, daran konnte er sich nicht erinnern, einzig die absolute Stille in der Stadt war ihm im Gedächtnis geblieben. Er hatte den Eindruck, dass sich niemand freute, und auch die Fahnen hingen schlaff herab, da vom Trebević an diesem Tag kein Windhauch auf die Stadt traf.

Er wandte sich um, als ob er etwas Verlorenes suchen würde. Ständig fragte er sich, warum nicht mehr Menschen auf den Straßen waren, wo befanden sich all die Würdenträger und Beamten, die Armee, die die dem Thronfolger ergebenen Staatsbürger? Was ging vor sich, das er nicht wusste? So hatte er sich den feierlichen Empfang des Ehrengastes jedenfalls nicht vorgestellt.

Es fällt ihm schwer, sich an alles zu erinnern, und auch wenn er es wieder und wieder versucht, es gelingt ihm nicht. Aber das ist auch nicht sein Beruf. Er hat keinen Sinn für Details und könnte auch keine Vertrauensperson sein. Nichts gesehen und noch weniger gehört, oder so ähnlich.

Dennoch kannte er Menschen, die sich in der Nähe des Thronfolgers, von dessen Chauffeur Lojka, genannt Vogel, aufgehalten hatten. Gemeinsam hatten sie in der Armee gedient, wo sich Lojka als geschickt und kaltblütig erwiesen hatte. Einen besseren Chauffeur konnte man sich kaum vorstellen. In seinen Händen war man sicher.

Er befand sich in der Nähe von Schillers Geschäft, direkt an der Ecke. Letztendlich hatten sich doch einige Menschen eingefunden, die kamen und gingen, als ob es sich um ein fröhliches Prominieren und nicht um einen Staatsempfang handle. Die Nachricht, dass jemand geschossen hätte, machte sehr bald die Runde, doch hieß es, dass der Thronfolger un-

verletzt geblieben sei. Angeblich hätte auch eine Bombe ihr Ziel verfehlt. Was würde nun weiter geschehen? Niemand wusste es. Wir werden ihn jetzt nicht sehen, rief irgendjemand enttäuscht. Was sind das hier bloß für Menschen, meinte ein anderer. Seyfried wollte ihm zustimmen, doch behielt er seine Gedanken für sich. Immerhin musste er die ungeschriebenen Gesetze seines Berufes im Auge behalten. Er betrachtete die Menschen, die ihre Hälse verrenkten, um einen Blick auf die Geschehnisse zu erhaschen. Er sah ihnen geradewegs auf die Hälse. Dachte er dabei etwa an bevorstehende Todesstrafen, an den Galgen? Würde er seine Schlinge schon bald um diese Hälse legen? Gab es vielleicht einen Wink des Schicksals, und befanden sich gestreckte Hälse zukünftiger „Kunden“ möglicherweise direkt vor ihm? Nein, er durfte nicht so denken, denn jeder Hals stand für sich selbst und unterschied sich von allen anderen. Manche würde sagen, dass es kürzere und längere, dünnere und dickere gab, aber diese Leute hatten sich niemals eingehend mit der Anatomie von Hälsen befasst. Sie wussten gar nichts darüber.

Alle Fahrzeuge in der Kolonne enteilten irgendwohin in die Ferne, doch die Menschen verharrten an ihren Orten und wandten ihre ganze Aufmerksamkeit den gefassten Attentätern zu. Sie brüllten, dass man diese an Ort und Stelle exekutieren müsste, wie räudige Hunde, wobei sie versuchten – sofern sie nahe genug waren –, ihnen einen Schlag oder Tritt mitzugeben.

Obwohl er sich gerne in das Lokal *Der Perser* begeben hätte, ging Seyfried nach Hause. Er musste an einem Ort sein, wo man ihn im Bedarfsfall leicht erreichen konnte. Er glaubte zwar nicht an schnelle, sofort am gleichen oder am nächsten Tag vollstreckte Strafen, aber es war nicht seine Aufgabe, sich darüber Gedanken zu machen, sondern bereit zu sein, wenn man ihn rief. Er dachte über das Geschehene nach, als Stimmen an sein Ohr drangen. Der Erzherzog und seine geliebte Frau seien getroffen worden. Obwohl verletzt, würden sie

noch leben ... Es gehe ihnen gut, die Kugel habe den Erzherzog nur gestreift ... Und letztendlich: Beide seien tot.

Wie ein Wind, dem niemanden Einhalt gebieten kann, verbreiteten sich die Gerüchte in rasender Geschwindigkeit. Ein zerstörerischer Wind, der die Gestalt des Landes verändert und entstellt.

Nachdem er sich am nächsten Tag doch dazu entschlossen hatte, das Haus zu verlassen und ins Gasthaus zu gehen, kam ihm vor, die Stadt hätte eine Heimsuchung erlebt. Wessen Läden waren das, die vollkommen zerstört waren, deren Ware verstreut herumlag und deren Inneres in Brand gesteckt worden war? Das Hotel *Europa*, ein Stolz der Stadt, machte den Eindruck, als wäre ein Wirbelsturm durch seine Räumlichkeiten gefegt. Sogar die Buchhandlungen waren verwüstet, und die Bücher lagen zertreten und teils angebrannt auf der Straße herum. Was ging hier bloß vor sich? Wen sollte er fragen? Durfte er überhaupt fragen? Da auf den Straßen keine Soldaten und an den Orten der Zerstörung auch nur wenige Gendarmen zu sehen waren, musste es mit dem Attentat vom Vortag zu tun haben. Wer hatte es verübt und warum? Es war bestimmt ein Racheakt.

Schon bald sollte Seyfried alles erfahren, aber er würde darüber niemandem auch nur ein Sterbenswort berichten. Der pensionierte Gendarm Klein behauptete, dass der Schutz des Erzherzogs ein Beispiel größter Fahrlässigkeit gewesen sei. Etwas Vergleichbares habe er nie zuvor in seinem Leben gesehen. Auch weitaus unbedeutendere Personen würde man in diesem Land, in dem jede Seele die Macht hasste, weitaus besser bewachen. Das gelte vor allem für die Orthodoxen, die sich Serben nannten. Eine Schande, dass man so etwas zugelassen habe. Die Serben siedelten jenseits der Drina, hier gebe es nur Katholiken mit griechischem Ritus. Und alle seien sie Bosnier.

„Warum hatte man entlang seiner Route nicht das Militär postiert, das wäre ja wohl das Mindeste gewesen. Ich kann nicht begreifen, dass die Staatsmacht so vorgegangen ist. Irgendetwas stimmt hier nicht, aber ich weiß nicht, was es ist. Sollte es Schlamperei gewesen sein, an etwas anderes will ich gar nicht denken, dann lässt diese Schlamperei nichts Gutes erahnen. Waren wir nicht immer ein Beispiel für Ordnung, für Regeln, an die sich jeder streng gehalten hat, für Bücher und Anweisungen, in denen das Verhalten in allen möglichen Situationen genauestens erklärt und vorgeschrieben wurde? Oder hat man etwa gedacht, dass so etwas ausgeschlossen sei?! Dass der Thronfolger hier derart beliebt sei, dass ihm niemand ein Haar krümmen wolle? Wie ist es möglich, dass unsere Polizei und unsere Armee einem solchen Irrglauben erliegen?! Pass auf, Seyfried, ich glaube derartigen Erklärungen nicht. Ich glaube, dass die Polizei sehr wohl wusste, was sie tat und eine ihr übergeordnete Instanz genauso.“

„Alles, was du hier sagst, betrifft uns, Klein. Was gibst du bloß von dir, ich bitte dich?! Geh nach Hause und schlaf dich aus.“

Auf seinem Heimweg durchschritt Seyfried die Ćemaluša-Straße, in der er auf das völlig verwüstete Geschäft der Jovičić-Brüder traf. Beide hatte man mehr tot als lebendig abgeführt, und es stellte sich die Frage, ob sie überhaupt noch am Leben waren, denn sie hatten es sich erlaubt, auf die den Laden plündernde Masse zu schießen. Die einen stahlen, die anderen warfen die Ware durch die zertrümmerten Fenster und die eingetretene Tür auf die Straße. Die Tumulte hatten Verletzte und einen Toten gefordert.

„Das ist Krieg, man muss sie alle der Reihe nach umbringen“, brüllte die Menge oder zumindest einige aus ihren Reihen. Wie ein Schwarm Heuschrecken zogen sie weiter, um alles zu zertrümmern, was sie zertrümmern konnten und offensichtlich auch durften. Seyfried fragte sich, ob der staatliche

Chefadvokat Holländer, der Gerichtspräsident Ilnitzki, der Beauftragte für die Stadt Sarajevo, Kolas, oder der Polizeichef Doktor Gerde über all das Bescheid wussten.

Sarajevo war in Panik. Ringsum verbreiteten sich Gerüchte, dass der Stadt eine Katastrophe bevorstehe. Zuerst würden Tausende Bomben in die Luft gehen, die bereits überall dort platziert seien, wo man am wenigsten mit ihnen rechnete. Daraufhin sollten sich angeblich einige Einheiten geheimer serbischer Vereinigungen vom Gebirgszug Romanija in die Stadt begeben und alle Beamten und Anhänger der kaiserlich-königlichen Staatsmacht töten. Niemand würde am Leben bleiben. Die Waffen seien verteilt, die Kompaniekommandanten vor kurzem eigetroffen und alles für einen Marsch auf Sarajevo vorbereitet worden. Frauen und Kinder blieben in den Häusern.

Man wartete auf etwas Furchtbares, bislang nicht Erlebtes. Wahrscheinlich ein Krieg.

Die Parks, öffentlichen Toilettenanlagen und Bäder, Gärten, Höfe und Privathäuser wurden durchkämmt. Am verdächtigsten waren all jene Personen, die bis dato nicht der Polizei vorgeführt worden waren.

40.

Wenn sich ein Mensch in Bedrängnis befindet, beginnt sein Gehirn wie ein Deckel über kochendem Wasser zu arbeiten.

Was würde nun kommen?! Wer ist der Nächste an der Reihe?

Seyfried erinnerte sich an Pater Puntigam und dessen Predigten. Ja, vielleicht hatte dieser Geistliche Recht, denn wer

weiß, wer hinter all dem stand, welche Personen, welche Organisation. Bereit, die Welt zu vernichten. Und das war gar nicht einmal so schwer, wie es den Anschein hatte.

Um was sollte es sich denn sonst handeln, wenn nicht um einen Versuch der Zerstörung der Welt?

Einzelpersonen sind Schall und Rauch, wichtig sind Reiche und Imperien. Ja, genau so war es!

Wie alle anderen Geschichten, so hatte auch diese ihre Befürworter und Gegner. Seyfried erschien sie gänzlich einleuchtend, weil nunmehr die Menschen die Kontrolle über den Verlauf der Dinge verloren hätten. Denn es konnte doch wirklich nicht sein, dass alle Geschehnisse einzig von den Menschen abhingen, und nicht etwa von Schicksalen und dunklen Mächten, die von Zeit zu Zeit die Kontrolle an sich rissen. Sie hatten ihre blutige Orgie soeben begonnen, es würden schlimme Tage, vielleicht auch Monate folgen, die Welt würde in ihren Grundfesten erschüttert werden.

Seyfried wusste nicht, was Freimaurer waren, aber jede Sekte war für ihn ein Werk des Teufels. Der Teufel hatte diesem Princip – man beachte den Nachnamen – einen Revolver gegeben, damit er nicht länger ein einfacher Schüler bliebe, sondern zum neuen Thronfolger aufstieg; der Teufel hatte gezielt und das heilige Paar getötet. Seyfried begriff nicht, warum Gott nicht eingegriffen hatte. Was wollte er damit bloß bezwecken? Wusste er überhaupt, was vor sich gegangen war? Man sprach davon, dass die Freimaurer bereits seit geraumer Zeit Europa aufgeteilt hätten. Konnte das möglich sein, ohne dass die von Gott eingesetzte Staatsmacht davon wusste?!

41.

Ich bin nicht meines Vaters Anwalt, er steht vor keinem irdischen Gericht, sondern schon seit geraumer Zeit vor unserem Herrn und Gott – falls es diesen wirklich gibt und es seine Aufgabe ist, Verblichene bei sich aufzunehmen. Es gibt kein Gericht, obwohl ich weiß, dass es immer jemanden geben wird, der diejenigen, die früher gelebt haben und deren Taten nicht in die Gegenwart passen, verurteilen möchte.

Zwischen all den Bewohnern von Sarajevo weiß ich nicht, wer und was ich bin; ich bin weder Serbe noch Kroat, noch Bosniak, noch Österreicher. Morgen schon werde ich niemand mehr sein, vielleicht bin ich das auch schon heute. Warum sollte ich einer von denen sein, die sich vier Jahre lang wegen was auch immer abgeschlachtet haben? Ich habe von diesem Krieg nichts verstanden, weder hier noch andersorts, wo sich die Dinge bestimmt anders darstellten.

Im ersten Kriegsjahr war mein Vater beinahe ständig unterwegs. Auf Dienstreisen, um Menschen an den Galgen zu bringen.

Wie die anderen österreichischen Untertanen und Patrioten so war auch er wegen des Attentats verbittert.

„Jetzt kommen die politischen Täter an den Galgen“, sagte er eines Abends zu meiner Mutter. Sie schwieg und tat so, als hätte sie ihn nicht gehört. Schon seit vielen Jahren äußerte sie sich zu keinem Vorfall außerhalb der eigenen vier Wände.

„Was ist das bloß für ein Land von Wilden“, fügte er hinzu. „Gibt es überhaupt Hoffnung für die hiesigen Menschen, sich eines Tages Kultur und Zivilisation anzueignen?“

Oder vielleicht hatte er auch etwas gänzlich anderes gesagt, und ich kann mich nur daran erinnern, was ich aufgeschrieben habe. Unter seinen Notizen fand ich einen Zettel über die Tage nach dem Attentat, in denen Sarajevo einem vor

Schmerzen und Angst halb wahnsinnigen Menschen glich, erfüllt vom Wunsch nach Rache und Gerechtigkeit.

So geht es nicht, schrieb der Vater, für alles gibt es ein Gericht.

Und seinen Holzpflöck, über den der Strick gelegt wurde. Eine geniale Errungenschaft.

Ich habe mehrmals versucht, den Galgen meines Vaters zu malen. Anfangs war es die alte Konstruktion, aber als der Vater die Bilder erblickte, zerstörte er sie. Du darfst das nicht zeichnen, sagte er. Das geht dich nichts an. Und im Übrigen sind meine Galgen anders. Diese hier taugen nichts, fügte er hinzu.

Er wusste manchmal auch zu deftigeren Worten zu greifen, niemals jedoch fluchte er oder bediente sich der landesüblichen Ausdrücke, die die Menschen hier immer wieder gebrauchen. Inmitten eines Satzes hielt er still, stieß ein grobes Wort hervor und setzte seine Ausführungen sodann fort. Wenn ich einen dieser Ausdrücke hier nennen darf: „Er kann mich am Arsch lecken ...“

„Wie sehen die Galgen aus?“, fragte ich ihn.

Er sah mich an, als ob er mich zum ersten Mal in seinem Leben sehen würde.

„Nur ein Pfahl, eine Stange, ein Pflock – du kannst es nennen, wie du willst, nichts Besonderes. Denn alles, was vollendet ist, ist im Prinzip ganz einfach. Das Einfachste, was man sich vorstellen kann. Aber auch das, mein Otto, strahlt eine gewisse Schönheit aus.“

Das war das einzige Mal, dass er mir von seiner Arbeit erzählte. Und auch in diesem Augenblick kam er sogleich auf die Ereignisse zu sprechen, die Sarajevo erschütterten. Er war so sehr der Staatsmacht ergeben, dass er nicht verstand, weshalb man nichts gegen das Marodieren in der Stadt unternahm.

Warum ließen die Behörden nicht einfach einen den Rädelsführer der Plünderungen hängen? Denn immerhin waren dabei auch Menschen ums Leben gekommen. Ein paar von diesen Marodeuren an den Galgen, und es würde Ruhe in der Stadt herrschen.

Es gibt hierzulande ein Lied mit dem Namen „Ein Glas mit süßem Sorbet“, das vor allem auf dem Land gesungen wird und folgenden Text hat: „Das hier ist jenes Gras, auf dem die Kuh geweidet hat, die Butter gegeben hat, die wir dem Schmied gegeben haben, der eine Axt geschmiedet hat, mit der wir die Eiche gefällt haben, auf der der Ast gewachsen ist, mit dem wir den Hund erschlagen haben, der den Menschen gefressen hat, der das Glas mit süßem Sorbet gebracht hat.“ Alles hierzulande, mein Otto, gleicht mehr oder weniger diesem Liedchen. Alles!

42.

Die unveröffentlichten Aufzeichnungen von V. B.

„Ist es nicht sonderbar, dass Sie als Scharfrichter so viele Menschen gekannt haben, die in der Verwaltungshierarchie über Ihnen gestanden sind?“

„Ich weiß nicht, was daran sonderbar sein soll. Ich war ein Teil dieses Verwaltungsapparates, wie viele andere auch. Die Polizei, die Richter, die Scharfrichter; alle waren wir Bedienstete des Kaisers.“

„Sie sprechen gerne vom Kaiser in Wien, aber waren Sie nicht eher ein bosnischer Mensch, eher dem Lande hier zugehörig?“

„Das war ein und dasselbe. Ohne den Kaiser hätte es auch uns hier nicht gegeben. Ich bitte Sie, was für einen Herrscher außer dem Kaiser hätte es in Bosnien und in der Herzegowina

denn sonst geben sollen?! Man konnte schön sehen, wie sich der Kaiser veränderte.“

„Sind nicht all die Menschen, die Sie getroffen haben, in der Regel nicht in Bosnien geboren?“

„Wir alle waren gekommen, um zu helfen, sagte man damals.“

„Besatzer, die helfen sollen?!“

„Ich habe mich nicht als Besatzer gefühlt, aber das war mir nicht weiter wichtig. Warum hätte ich mich fragen sollen, ob ich ein Besatzer bin oder nicht?“

„Vielleicht weil sie Menschen aufgehängt haben, die gegen die Besatzung waren?“

„Ich weiß nicht, wogegen sie sich erhoben haben, ich habe sie deshalb aufgehängt, weil sie rechtmäßig zur Höchststrafe verurteilt worden waren.“

„Auch die Attentäter und die anderen politisch Verurteilten?“

„Ich habe gelitten, wenn ich politische und ähnliche Verurteilte aufgehängt habe, wie etwa der junge Vešović aus Montenegro einer war. Aber was hätte es geändert, wenn ich die Exekution verweigert hätte? Dann wäre mein Gehilfe, der Kretin Mausner, an die Reihe gekommen. Er, der dieses Handwerk nie richtig erlernt hat. Genauso wenig wie auch der junge Hart, der heute der offizielle Scharfrichter ist, aber auch kein großer Meister seines Faches ist. Er hat keine Ahnung von der menschlichen Anatomie und akzeptiert meine Galgen nicht. Ich habe gehört, dass er den letzten Hajduken, Jovo Čaruga, irgendwo in Slawonien aufgehängt hat. Das heißt, sie haben sich wegen des Scharfrichters an Sarajevo gewandt. Obwohl das schon nicht mehr meine Schule war.“

„Haben Sie den Untersuchungsrichter Pfeffer kennengelernt?“

„Den Untersuchungsrichter im Prozess gegen die Attentäter? Ja, habe ich, wenn auch nur sehr flüchtig. Irgendjemand hat mir gesagt, dass er noch am Leben ist und irgendwo in Karlovac wohnt. Er wurde von allen gehasst, sowohl vor als auch nach dem Attentat. Obwohl ich nicht weiß, warum, denn er war ein überaus anständiger Mensch. Er ging seiner Arbeit fachmännisch und gewissenhaft nach und erlaubte niemandem, ihn dabei zu stören und ihm ins Handwerk zu pfuschen. Solche Leute sind generell unbeliebt, weil sie aufrecht ihren Weg gehen und sich an das Gesetz halten. Hier in Bosnien hasst man solche Menschen mehr als einen Verbrecher, der jemandem aus religiösen Gründen das Leben genommen hat. In Banja Luka hat es einen gewissen Lazarini gegeben, der von allen verachtet wurde, obwohl es angeblich zu keinem Zeitpunkt einen besseren gegeben hat. Er hat darauf geachtet, dass man sich nicht volllaufen ließ, sondern der Arbeit nachging. Nun gut, ich bin auch kein Heiliger, aber warum muss man so einen Menschen hassen? Genauso war es auch bei Pfeffer. Es gab mehrerer solcher Beispiele, aber ich kann mich nicht mehr an die Namen erinnern.“

In Wahrheit konnte sich Seyfried sehr wohl an die Namen erinnern, doch wollte er einfach nicht darüber sprechen. Er wusste mehr, als man zu glauben meinte. Er war am Laufenden und stand voll und ganz im Leben.

43.

Die unveröffentlichten Aufzeichnungen von V. B. (Anmerkung des Erzählers: Es ist nicht klar, ob in diesen auch ein Teil des Gesprächs mit Alois Seyfried beinhaltet ist, oder ob es sich um eine davon unabhängige Untersuchung und Meinung von V. B. handelt. Auch ist nicht bekannt, ob sie für eine Veröffentlichung vorgesehen waren, von der letztendlich Abstand genommen oder die abgelehnt wurde.)

Sarajevo und auch das ganze Land standen im Zeichen des Attentats. Es schien, als sei die ganze Gesellschaft in Brand gesteckt worden, zu dessen Eindämmung oder gar Löschung keine Bereitschaft bestand.

Der Wahnsinn machte sich breit; es wurde geschossen, gehängt und zerstört, wobei die Opfer dieses Wahnsinns bereits am gleichen Tag ihrer Rache harreten.

In Bosnien, der Herzegowina, in Serbien und Montenegro hatten die Galgen Hochbetrieb. Sie schienen wie Blumen nach dem Regen aus der Erde zu sprießen; in Obstgärten, neben Straßen, an den Ufern der rauschenden Drina, auf militärischen Übungsplätzen, hinter den letzten Häusern der zahlreichen Ortschaften. Die Exekutionen nahmen gelernte und angelernte, offizielle und inoffizielle Henker vor. Es hängte, wer hängen durfte oder gerade zugegen war. Das Wichtigste war, dass der Gehängte der orthodoxen Kirche angehörte oder sich zumindest als Orthodoxer fühlte. Vergeltung, Bestrafung, Recht, Gericht und Lynchjustiz – alles ging Hand in Hand, und niemand wusste, wer in diesem Marionettentheater die Fäden in den Händen hielt. Neben der Staatsmacht ging die Rechtsprechung auch von Privatinstitutionen aus, was der Obrigkeit durchaus gelegen kam. Schutzkorps verhängten Urteile im Namen des Kaisers, nahmen Personen in Gewahrsam, folterten, hängten und erschossen. Aber ungeachtet dessen war die Staatsmacht um die Einhaltung des Gesetzes bemüht, wenn auch nur, um zumindest Beobachter von außen zufrieden zu stellen und nicht das Bild einer gesetzlosen Gesellschaft zu vermitteln. Denn schon ein einziger Fall von Lynchjustiz würde ringsum große Aufmerksamkeit hervorrufen und die Lage mit all ihren tragischen Details erkennen lassen. Verbrechen, Bestrafung, Recht und Wahrheit – alles schien hier komplex und unklar verwoben zu sein, aus welcher Perspektive man auch immer die Dinge betrachtete.

Ein einziger Satz rief in Seyfried große Unruhe hervor, erschütterte ihn und ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Aber wer hatte diese Drohung, diese unheilschwangere Vorahnung, diese prophetische Vision ausgesprochen? „Um den Tod der hochehrwürdigen Opfer zu sühnen, müsste man Hunderte Galgen erreichen!“ Hunderte Galgen? Wie sollte man diese denn in kürzester Zeit errichten und auch die entsprechende Zahl fähiger Henker finden? Oder sollte etwa er, der einzige offizielle staatliche Scharfrichter, alle gefassten und verurteilten Serben persönlich hinrichten? Waren es wirklich so viele, die sich an der Verschwörung beteiligt hatten? Vielleicht waren es sogar noch mehr, ließ ihn der weise Kosta Hermann vor dem Museum wissen. Wenn er dieser Meinung war, musste es ja zweifellos stimmen. Er stand der Staatsmacht nahe, hatte gute Kontakte und war bestens informiert.

Die Untersuchungen verliefen auf den unterschiedlichsten Wegen, obwohl es mit Pfeffer offiziell nur einen Untersuchungsrichter gab, aber die tatsächliche Rechtsprechung und die Macht im Lande lag in den Händen von Potiorek, der es – hätte er gewollt – vermutlich als einziger geschafft hätte, die schreckliche Lage zu mildern. Aber er tat es nicht. Vielleicht aus Unwissen oder auch irgendwelchen anderen Gründen.

Was sagte Pater Puntigam zu all dem, der Jesuit mit dem höchsten Ansehen in der Stadt?

Er meinte, dass es nur eine Organisation gebe, die die göttliche Ordnung auf Erden zum Einsturz bringen könne – die Freimaurer. Sie würden dies zwar wohl kaum zugeben, aber dennoch müsse man ihnen klar zu verstehen geben, dass die Kirche keineswegs naiv war, sondern die Funktion eines staatlichen Ordnungsdienstes ausübte. In der Kirche regiere der Heilige Geist, der ihre Diener dazu befähige, Dinge zu sehen, die anderen verborgen blieben, weil sie nur mit Augen und nicht auch mit dem Herzen zu sehen wüssten. Er, Pater Puntigam, könne dies klar mit seinem Herzen erfühlen, denn dieses

würde bereits seit Jahren, wenn nicht gar schon seit Jahrzehnten erkennen, was in den Welt für Pläne gesponnen wurden. Während das gläubige Volk in die Kirche zum Gottesdienst ginge, würden sich die Freimaurer in ihren geheimen und finsternen Logen treffen, um sich über die Neuordnung der Welt abzusprechen. Es wäre ihr Traum, die Herrschaft über die Regierenden zu erlangen, wenn sie diese schon nicht stürzen und ihre eigenen Republiken errichten konnten.

Puntigams Verschwörungstheorie war die erste einer Reihe von weiteren ähnlichen, die in dieser Weltgegend kursierten. Sie war umfassend und fußte auf einer Reihe von Informationen, die die Jesuiten über ihre geheimen Kanäle zusammengetragen hatten. In seinen Predigten, die er in Anlehnung an die Predigten des Heilands missionarisch zu gestalten versuchte, wobei er das menschliche Herz durch die Kraft des Glaubens einzunehmen trachtete, sein eigenes Beispiel als vorbildhaft hinstellte und einzelne Beamte der großen kaiserlichen Verwaltung namentlich nannte, sprach Puntigam davon, dass hinter der Serie an Attentaten, im Verlaufe derer die Geheimorganisation *Schwarze Hand* in Belgrad auch den serbischen König Aleksandar Obrenović und dessen Gemahlin Draga Mašin getötet hatte, eine neue und gefährliche balkanische Organisation stünde. Sie hätte Logen in Zagreb und in Belgrad, von denen die Belgrader die gefährlichere sei. Unter ihren Mitgliedern befänden sich auch Angehörige des Herrscherhauses der Karađorđević sowie führende serbische Intellektuelle. In Frankreich wohnhaft und ausgebildet, seien sie unter den Einfluss der Freimaurer gelangt, die ihren weiteren Lebensweg geprägt und ihre kommende Mission auf dem Balkan vorbereitet hätten. Diejenigen, die man für die Erfüllung bestimmter Aufgaben auserkoren habe, hätten Geld erhalten und seien mit nationalistischen und sozialistischen Ideen durchsetzt worden, das heißt mit Ideen, hinter denen der Teufel selbst stehe und die der göttlichen Weltordnung zuwi-

derlaufen. Revolutionen und Morde seien nicht Gottes sondern des Teufels Werk.

Nach der Machtergreifung in Frankreich hätten sie zur Eroberung Europas angesetzt. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit seien teuflische und keine christliche Parolen. Zwei Monarchien wären ihnen bereits zum Opfer gefallen, und die dritte – die habsburgische Bewahrerin des heiligen katholischen Glaubens – werde nun schon bald folgen. Das sei der freimaurerische Plan.

Jedes folgende Attentat müsse als Werk der freimaurerischen Propagandisten gesehen werden. Cuvaj, Varešanin, Franz Ferdinand – alles sei klar, aber dennoch könne man der wahren Drahtzieher der Attentate nicht habhaft werden. Denn diese würden sich hinter Personen verschanzen, die über die ganze Organisation hinter den anarchistischen Ideen nichts wussten. „Wir befinden uns“, so die abschließenden Predigtworte Puntigams, „am Beginn eines Orkans, der nicht nur das Gesicht Europas, sondern auch das Gesicht der ganzen Welt gänzlich verändern wird. Wollen wir das wirklich am eigenen Leib erfahren, oder sollten wir uns dieser Zerstörung, die von den freimaurerischen Höllenhunden ausgeht, nicht doch besser in den Weg stellen?“

Von großer und hagerer Statur, glich er auf seiner Kanzel tatsächlich dem Heiligen Ignatius von Loyola, so wie er von El Greco auf Leinwand gebannt worden war.

44.

Eine Notiz des Vaters:

„Nun wurde schließlich der Krieg erklärt. Manche haben, als ob sie nur darauf gewartet hätten, sogleich zu wüten begonnen. Überall regiert der Wahnsinn. Die Staatsmacht lässt

unwillkürlich Hinrichtungen durchführen. Teilweise als abschreckendes Beispiel, teilweise, weil es sich um angeblich gefährliche Personen handelt. Sie alle sind Schismatiker, sagte Pater Puntigam. Es gibt Arbeit im Überfluss, die uns alle an den Rand der Erschöpfung treibt. Ich kann nicht zusehen, wie mein Gehilfe den Unglücklichen das Leben nimmt. Er scheint absichtlich den dünneren Strick zu wählen und nur darauf zu warten, dass dieser reißt, um dann wie ein Schauspieler im Film über die, laut Pater Puntigam, teuflische Errungenschaft des Galgens zu klagen. Dabei springt er wie ein aufgeschrecktes Huhn umher. Dann wiederholt er den ganzen Vorgang, der jedoch abermals auf die gleiche Weise misslingt. Was tust du da, du Unglückseliger, habe ich ihm einmal gesagt, du bist und bleibst ein Kretin und hüpfst wie ein Irrsinniger herum. Aber sein Sturschädel war gegen jede Art von Fragen und Ratschlägen immun. Er pflegte zu sagen, dass man Verbrecher nicht schonen darf, sondern sie ruhig auf Grund eines nicht fachgemäß hergestellten Stricks leiden sollten.

Doktor Kretschmar wurde beigesetzt. Ich habe ihn einige Jahre nicht mehr gesehen. Von der Beerdigung habe ich rein zufällig erfahren. Am Grab hatten sich nur rund zehn Personen eingefunden. Es regnete leicht. Niemand außer dem Pfarrer hat das Wort ergriffen, und auch zur Person von Doktor Kretschmar wurde nichts gesagt. Es gab nur eine kurze kirchliche Feier, sonst nichts. Hinter mir hat jemand gesagt, dass Doktor Kretschmar vor seinem Tod die Kosten für seine Beerdigung im Pfarramt persönlich beglichen hatte. Diese Stimme gab noch etwas von sich, aber ich habe mich nicht umgewandt, weil ich diesen Menschen wahrscheinlich nicht gekannt hätte. Ich habe nur noch gehört, wie er sagte: „Weit und breit keine menschliche Seele.“

45.

Der Hauptteil des Textes von V. B., der niemals zur Gänze veröffentlicht wurde.

Ich stellte ihm die Frage nach der Vollstreckung des Urteils gegen die Attentäter. Er wich mir aus und redete herum, aber ich wollte nur eine Antwort auf meine Frage hören und war an seinen üblichen Geschichten, ohne die es bei ihm nicht zu gehen schien, in keiner Weise interessiert.

Ein Henker, der drei unserer Idole an den Galgen gebracht hatte, ein Verbrecher, in dem ich alles Schlimme erkennen konnte, was die Besatzungsmacht diesem unserem geplagten Land gebracht hatte – und nun saß er in einem schattigen Zimmer seines ebenerdigen Schuppens in Bistrik und schwieg. Er blickte aus dem Fenster, von dem aus man nur das Dach des Nachbarhauses erkennen konnte. Auf seinem Schoß ruhte, einer Siamkatze gleich, seine Zither. Seine von Altersflecken überzogenen Finger kamen nicht zur Ruhe, sondern schienen sich wie von selbst krampfhaft zu bewegen und irgendeine Übung auszuführen. Er machte nicht den Eindruck eines schlechten Menschen, aber bei genauerer Betrachtung spürte ich, wie mir kalter Angstschweiß den Rücken emporstieg. Dieses Treffen war weder mir noch ihm angenehm, aber es musste einfach sein. Ich wartete, dass er etwas sagte, das, wie es bei ihm meistens der Fall war, nicht ganz der Wahrheit entsprach.

„Ich kann mich gut an diesen kalten Februartag erinnern. An die kalten Tage in Sarajevo erinnert man sich immer leichter als an die warmen. Die Kälte fällt von der Schattenseite des Trebević ein und trifft auf eine andere Luftströmung aus der Richtung von Ilidža und des Igman. Wir haben gegen diese Kälte angekämpft, aber es gab kein Holz, denn dieses wurde gestohlen, und auch uns hat man einige Male vorgeworfen,

Heizmaterial fortgeschafft zu haben. Unsere damalige Vermieterin, eine widerwärtige Frau mit starkem Bartwuchs, hat einiges Holz besessen, das eines Tages verschwunden ist. Gleichzeitig habe ich bei einem Bekannten etwas Holz gekauft, das dieser dann vorbeigebracht hat. Und diese Frau, Dorica war ihr Name, hat sich unser Holz geschnappt und ist unverzüglich zur Polizei gegangen. Sie hat gesagt, dass es meine Frau gestohlen hätte. Meine Frau hat sich entschieden verteidigt und ausgesagt, dass dem nicht so sein könne. In unserem Haus war es entsetzlich kalt, Otto war oft krank, weil wir eben nichts zu heizen hatten. Aber dass wir deswegen stehlen würden – Gott bewahre! Dorica oder Dorotea hat in unserem Haus, das wir vor einigen Jahren gekauft haben, etwas weiter oben gewohnt. Dieser Drache hat direkt über unseren Köpfen gelebt. Ich glaube, dass sich meine Frau einmal mit ihr buchstäblich in die Haare geraten ist.

Ich bin früh aufgestanden und habe meine Dienstkleidung angelegt. Für mich war diese Exekution, erlauben Sie mir, das zu sagen, gleich wie jede andere. Aber ich habe gewusst, dass ihre Bedeutung für die Geschichte eine furchtbare war. Der Krieg hatte soeben begonnen, und niemandem war klar, wer sich in den nächsten Tagen in Sarajevo an der Macht befinden würde. Das werden Sie sich heute wohl nur noch schwer vorstellen können. Einige Tage zuvor habe ich den Gefängnisverwalter, Hauptmann Horvath, gefragt, was er täte, wenn die serbische Armee in Sarajevo einmarschieren würde. Er hat mir allen Ernstes geantwortet, dass er sie alle abknallen würde!

Ich bin zur Miljacka hinuntergegangen, genau zur Lateinerbrücke, wo sich alles zugetragen hat. Wie es der Teufel will, kam ich gerade zurecht. Neben der *Österreichischen Bank* bin ich auf den irren Gaon Chaim gestoßen, den man lächerlicherweise mit dem Attentat in Verbindung zu bringen versucht hat, nur weil er neben Čabrinović gestanden war. Gaon und ein Attentat?! Wir, die wir ihn gekannt haben,

konnten darüber nur den Kopf schütteln. Aber so ist es nun einmal bei Ermittlungen, man geht Hinweisen in alle möglichen Richtung nach und stößt dabei auch auf Personen, die mit dem Verbrechen nichts zu tun haben. Ärgern Sie sich nicht, dass ich es als Verbrechen bezeichne, aber man hat es damals eben so genannt. Was ist nun weiter geschehen? Gaon Chaim hat sich an mich gewandt und mir ins Gesicht gebrüllt: „Wem wird heute die Schlinge um den Hals gelegt?“ Ich konnte meinen Ohren kaum glauben. Sein Gesicht war entstellt und glich einer gummiartigen Masse. Ein Auge hatte er zusammengekniffen, und mit dem anderen blickte er mich auf eine Art und Weise an, die den Eindruck erwecken konnte, dass er ein Schlitzohr und kein Irrsinniger sei. Aber in Wahrheit glich er einem Hofnarren, der als verrückt gilt und sagen darf, wonach es ihm beliebt. Und wer würde einen Narren für irgendetwas strafen. Einige Zeit zuvor habe ich Pater Puntigam gefragt, ob auch ein solcher Mensch ein Geschöpf Gottes sei. Entweder niemand oder wir alle, gab mir der Pater zurück. Für ihn war das eine überflüssige Frage.

Als ich mich mit meinen Gehilfen in den Hof des Kreisgerichtsgebäudes begeben habe, ist dort eine militärische Formation gestanden, die den Strafvollzug überwachte; wir haben auch andere Menschen erblickt, nicht jedoch den Richter Pfeffer, der die Untersuchungen leitete. Er war angeblich ein Gegner der Todesstrafe, und einer seiner engen Mitarbeiter hat mir einmal sogar im Vertrauen mitgeteilt, dass ihm die Attentäter sympathisch seien, weil sie angeblich aufrichtig wären. Auch ich bin ein Gegner der Todesstrafe, aber ich weiß nicht, was das Wort Aufrichtigkeit in diesem Zusammenhang bedeuten soll. Denn immerhin waren sie Attentäter, Mörder und in Dinge verstrickt, die sie nichts angingen, wodurch sie das Leben vieler Menschen verändert und Unglück gebracht haben. Und es sollte noch schlimmer kommen, wie Sie ja wissen. Wer war damals noch dort? Der Richter Davidzak, ein ernster und trübsinniger Mensch. Ja, er war anstelle von Pfeffer dort.

Ihre Namen haben damals alle gekannt, vom Kleinkind bis zum Greis. Wie soll ich es sagen – die Mehrheit der Bewohner von Sarajevo hat sie, zumindest vorgeblich, gehasst. Man hat ihren Tod gefordert. So waren eben die Zeiten. Danilo Ilić, Miško Jovanović und Veljko Čubrilović wurden zwischen neun und zehn Uhr am Morgen hingerichtet. Das war gewöhnlich die Zeit für alle Hinrichtungen. Am Nachmittag wurde nicht exekutiert.

Gemeinsam mit den Verurteilten, denen man noch in der Zelle die Ketten abnahm, kam der Pfarrer Milan Mratinković, Religionslehrer an der Musikschule für Männer in Sarajevo. Er hat ihnen die Beichte abgenommen und sie zum Galgen begleitet. Ich habe gehört, dass sich alle drei Verurteilten vor ihrer Hinrichtung noch für die Lage an der Front und besonders für die Niederlage von Potioreks Balkanarmee am Höhenzug Cer interessiert haben. Dieser Pfarrer Mratinković hat später ausgesagt, dass Čubrilović seine volle Überzeugung dargelegt habe, dass man die Freiheit nicht ohne Opfer erreichen könne und er auch keine Opfer scheue, weil er von der bevorstehenden Freiheit seines Volkes überzeugt sei. Das ist Ihnen bestimmt bekannt, aber ich möchte Ihnen gegenüber zum Ausdruck bringen, dass mir diese jungen Menschen, die eines sinnlosen Todes gestorben sind, leidgetan haben. Wie so oft hatten ihnen andere Flöhe in den Kopf gesetzt, wofür sie mit dem Leben bezahlen mussten.

Mratinković las den Verurteilten ein letztes Gebet vor. Er hatte eine schöne, wohlklingende Stimme, wie es bei guten Menschen oft der Fall ist. Sie waren sehr gefasst und ruhig. Als das Urteil erneut verlesen wurde, ist ein Delinquent von kleiner Statur hervorgestochen. Auf Grund solcher und ähnlicher Merkmale kann ich mich an meine ehemaligen „Patienten“ erinnern. Es war Čubrilović. Heute ist das allen bekannt. Er hat sich als Held dargestellt und war sich seines Opfers bewusst. Für mich jedoch ist ein derartiges Verhalten bis heute unverständlich. Ich kann diese Aufopferung bis heute nicht

verstehen. Aber erwarten Sie von mir bitte nicht, dass ich hier über Fragen der Schuld philosophiere, sondern Ihnen nur schildere, was sich an diesem Morgen zugetragen hat. An diesem kalten Morgen ist es meinen Gehilfen nur mit Mühe gelungen, die Galgen entsprechend der Vorschrift aufzustellen. Auf eine ordnungsgemäße Aufstellung habe ich beharrt. Um mit der Exekution beginnen zu können, musste alles der Vorschrift und meinen Anweisungen entsprechen. Čubrilović war ein gefestigter Mensch, entschlossen und hatte einen festen Schritt, der nicht vermuten ließ, dass er sich auf seinen letzten Weg begeben hatte. An dieser Stelle möchte ich ein Detail erwähnen, das weder der Bevölkerung noch Ihren Journalistenkollegen bekannt war. Es war eine über hundert Jahre alte Tradition, dass der Trommler mit aller Kraft und in kurzen Abständen auf seine Pauke einschlug, während dem Delinquenten der Strick um den Hals gelegt wurde. Hätte somit der Verurteilte etwas zu sagen versucht, wären seine Worte nur an das Ohr des Henkers gedrungen. An meines also. Čubrilović hat schließlich nichts gesagt. Aber es hatte den Anschein, als hätte er etwas zu sagen gewünscht, denn für kurze Zeit hat er seinen Mund geöffnet, ehe er ihn auf Grund des Trommelwirbels schnell wieder schloss. Es ist ihm also nicht gelungen, möge er in Frieden ruhen. Das, was die Zeitungen geschrieben haben, nämlich dass er etwas in der Art von – „Auf Wiedersehen, es lebe das Volk, es lebe ...“ – ist nicht korrekt. Er hat nichts gesagt. Abgesehen vom Beginn der Hinrichtung. Denn als er unter den Galgen getreten ist, hat er begonnen, sich den Hemdkragen und die Krawatte abzunehmen. Ich wollte ihm helfen, weil er sich schwer getan hat, wobei er mir in aller Ruhe zu verstehen gab: „Ist nicht notwendig, ich schaffe es alleine!“ Genau das hat er gesagt – „Ich schaffe es alleine.“

Der Zweite war Jovanović, aufgereggt und von Krämpfen gebeutelt, aber doch irgendwie gefasst. Auch seine Worte wurden vom Trommler zum Verstummen gebracht. Dennoch glaube ich etwas gehört zu haben, wie „Es lebe das Volk!“

Oder vielleicht hat er auch „Nieder mit Österreich!“ gerufen. Wie auch immer, sie haben immerhin unseren Kaiser getötet. Das kann man drehen und wenden wie man will.

Danilo Ilić war der ernsteste von allen und für mich der sonderbarste. Es gibt Verurteilte, die sich nicht real bei ihrer Hinrichtung zu befinden scheinen, sondern irgendwo in ihrer Gedankenwelt umherwandern. Sie haben sich bereits von der Welt verabschiedet, sind aber noch nicht dort, wo wir letztendlich alle hinkommen werden. Dieses Verhalten wird auf unterschiedliche Weise gedeutet. Man spricht von Stärke, Überzeugen, was weiß ich ... Ich kann keine fremden Gedanken lesen, ich sage nur das, was ich selbst gehört und gesehen habe. Das ist alles. Nichts Besonderes, wie Sie sehen, aber ich könnte Ihnen noch tagelang über all jene berichten, die ich mit meinen Gehilfen im Verlaufe von drei Jahren dieses furchtbaren Krieges aufgehängt habe. Es gibt Nächte, in denen ich schweißgebadet aufwache und alle meine „Patienten“ in meiner Nähe wähne, als ob sie mich zu ersticken wünschten. Von Kriminellen habe ich nie geträumt. Von den politischen Verurteilten aber sehr wohl, vor allem in den Tagen des Krieges, danach und bis in unsere Tage. Unter ihnen war auch der junge Vlado Vešović, den ich in Kolašin an den Galgen gebracht habe. Von ihm träume ich oft. Und im Traum erscheint er mir größer und schöner, beinahe wie ein Heiliger.

Sie glauben auch weiterhin, dass ich der Hauptschuldige an all diesen Dingen bin, das müssen Sie mir gar nicht erst bestätigen. Viele haben mich das wissen lassen. Ich werde Ihnen jetzt nicht erzählen, was ich alles erwartet habe, aber ich möchte etwas sagen, was Ihnen wohl bekannt ist. Der Kaiser selbst, der hochwohlgeborene Franz Joseph, hat eine Begnadigung der Verurteilten im Prozess gegen die Attentäter abgelehnt. Was sollte ich da also tun? Etwa die Exekution verweigern und meinen Dienst quittieren? Wem wäre damit geholfen gewesen. War es nicht am besten, wenn die Arbeit von einem echten Fachmann wie mir ausgeführt wurde? Ich werde Ihnen

jetzt etwas sagen: Ich weiß, Sie werden mir nicht glauben, aber ich bin überzeugt, dass es zu keiner Zeit einen besseren Henker als mich gegeben hat. Nicht nur hier, das ist klar, sondern auch auf der ganzen Welt. Ich war ein humaner Scharfrichter, mein Herr, ich war in erster Linie human. Ich habe es bis heute niemandem gesagt, aber einer der drei Verurteilten, ich weiß nicht mehr welcher, hat mir vor der Hinrichtung zugeflüstert: „Ich bitte Sie, quälen Sie mich bloß nicht allzu lange!“ Ich habe ihm so geantwortet, wie ich vielen im Verlaufe meines Lebens und meiner mehr als dreißigjährigen, harten beruflichen Tätigkeit geantwortet habe: „Machen Sie sich keine Sorgen, ich bin ein Meister meines Faches. Es wird nicht einmal eine Sekunde dauern.“ Abschließend möchte ich Ihnen mitgeben, dass ich weder davor noch danach ruhigere Delinquenten gehabt habe. Und es war gerade ihre Ruhe, die sie von den Kriminellen, die stets in Tränen ausbrachen, in Ohnmacht fielen und um Gnade bettelten, unterschieden hat. Kein einziger serbischer Patriot hat sich während des Krieges bei seiner Hinrichtung derart würdevoll verhalten. Das muss man anerkennen, unabhängig davon, wie schwer mir das in der damaligen Zeit auch gefallen ist. Ich habe daran gedacht, Ihnen zu sagen, dass Sie Reue zeigen und um Gnade bitten mögen, aber das habe ich mich letztendlich doch nicht getraut. Ich war nicht so mutig wie sie.“

„Und dieser Pater Puntigam, von dem Sie immer wieder sprechen, hat er die Verurteilten im Gefängnis besucht?“

„Ich weiß, dass er es getan hat. Aber nicht, um sie zum Katholizismus zu bekehren, wie es den Jesuiten vorgeworfen wurde, sondern um Sie zur aufrichtigen Reue zu bewegen und ihre Seelen zu retten. Denn sie waren an einer Wand angelangt, die sie nicht überspringen konnten, und deshalb mussten sie der Leere ihres früheren Lebens entsagen und Jesus mit ganzem Herzen in sich aufnehmen. Keiner der drei Verurteilten hat verstanden, was ihnen der Pater sagen wollte. Das hat er mir eines Tages persönlich mitgeteilt. Ich weiß, dass sie all

das auch ihrem Geistlichen, dem Religionslehrer Milan Mra-tinković, erzählt haben, der in der Nacht vor der Hinrichtung in die Zellen gegangen war, aber nur verächtlich den Kopf geschüttelt und ihnen Schnaps angeboten hat. Schnaps ist hier-zulande der einzige Trost und das einzige Zeichen von Reue. Weder ihre Religionslehrer und Geistlichen noch die Franzis-kaner haben Pater Puntigam gemocht. Aber das ist eine andere Geschichte, die Sie wohl nicht interessiert.“

46.

Das, was weder Vater noch Sohn erblicken können, sieht der Geist der Erzählung: die beiden in Totalansicht, wie in einem Film.

Seyfried war drei Tage zu Hause, was einen seltenen Au-genblick des Durchatmens im Kriegsalltag darstellte. Er be-trachtete seinen Sohn, der ein Blatt Papier mit Wasserfarben verzierte. Neben dem Fenster, um besser sehen zu können, hatte er seine bucklige Gestalt mit dem kugelähnlichen Rü-cken über das Blatt gebeugt, wobei er sich bemühte, dem Va-ter einen möglichst erträglichen Blick auf seinen kleinen, de-formierten Körper zu bieten. Denn gewöhnlich machte sich im Vater beim Ansehen seines Sohnes Trauer breit, die nur durch Musik gemildert werden konnte. Bereits seit einigen Jahren schien Otto überhaupt nicht zu wachsen.

„Was malst du?“, fragte ihn der Vater.

Otto zeigte ihm das noch feuchte Bild.

„Einen Baum, mit Birnen geschmückt“, glaubte der Vater zu erkennen.

„Nein“, gab Otto empört zurück, „wie kannst du es bloß nicht erkennen?! Das sind Bomben.“

„Welche Bomben?“, fragte der Vater.

„Serbische Bomben, mit denen Sarajevo geschmückt ist. Der Thronfolger wäre sicher nicht am Leben geblieben, denn irgendeine Bombe hätte ihn bestimmt zerrissen.“

Seyfried klimperte auf seiner Zither herum, um das Gespräch nicht weiterführen zu müssen. Er spielte dunkle Töne, die dicken Saiten, ganz leise, damit man auch die feinsten Nuancen hören konnte. Sein Spiel glich der Melodie des Windes in den Kronen der Kastanienbäume von Sarajevo. Auf einmal jedoch, er wusste selbst nicht warum, ertönte plötzlich schrill und einem menschlichen Schluchzer gleich die e-Saite. Otto hielt dieses Geräusch nicht aus, er trat vors Haus und betrachtete die Stadt, die von unerklärlichen Ereignissen und von Ungewissheit angesichts des bevorstehenden Krieges erfüllt war.

Selten aber doch suchte Seyfried das Gespräch mit seinem Sohn, wobei er genau auf die Wahl der Themen achtete. Meistens sprachen sie über Kunst und die Stadt, die zwar die ihre war, aber ihnen doch keine Heimat bot. Sie schienen aus Sarajevo ausgeschlossen zu sein, und das Leben wäre ihnen leichter gefallen, wenn sie sich an irgendeinem anderen Ort befunden hätten, wo sie niemanden kannten und auch sie niemandem bekannt waren.

Otto malte, und der Vater spielte, gänzlich in seinen Gedanken verloren, als ob er über Sarajevo schwebte. Wenn er seinen Blick auf die Aquarelle des Sohnes senkte, kam es ihm vor, als würden die Bilder seinen Blick erwidern.

Sie waren in völlig blassen, hellen Farben gehalten und glichen Wolken, die sich sogleich nach ihrer Entstehung auflösten, keinen Regen gaben und einzig dazu da waren, die Sommerhitze ein klein wenig erträglicher zu gestalten. Seyfried konnte in diesen Bildchen die Seele seines Sohnes erkennen, dem die Welt, das Licht und die Menschen Angst bereiteten. Und so begann er unvermittelt Gefallen an ihnen zu finden, sie erschienen ihm vertraut, wie auch sein kleiner Junge, in dem er einen zukünftigen erwachsenen Menschen auszu-

machen glaubte. Doch sein Herz zog sich sogleich im Krampf zusammen, wenn er sich das spätere Aussehen seines Sohnes auszumalen versuchte – ungeachtet dessen, dass es in Sarajevo eine Vielzahl unterschiedlicher Krüppel gab. Einer mehr oder weniger war da auch nicht weiter von Belang.

Wie viele solcher Tage mag es gegeben haben? Es waren wohl nur sehr wenige. Der Vater und der Sohn gemeinsam, wenn auch beide für sich.

47.

Eine Notiz des Vaters:

„Nach dem Vordringen der serbisch-montenegrinischen Truppen auf den Gebirgszug der Romanija machte sich in der Stadt Panik breit, und wenn man keinen Passierschein besaß, durfte man die Stadt auf Geheiß der Staatsmacht weder betreten noch verlassen. Diese Verordnung wurde streng eingehalten, jeder wurde kontrolliert, doch der Schwarzhandel mit Nahrungsmitteln blühte. Um zu überleben, musste man manchmal das Gesetz übertreten. Aber nur mit allergrößter Vorsicht und maßvoll.

Eines Tages machte sich eine lustige Gesellschaft aus dem Gasthaus *Der Perser* auf den Weg in Richtung Pale, um sich dort einen Kampf mit den serbischen Einheiten zu liefern. Sie hatten neue Gewehre und Munition erhalten und dazu auch die Bevollmächtigung, alles und jedes zu töten, was sich bewegte und feindlich aussah. Der Kanonendonner dauerte den ganzen Tag, und am frühen Abend habe ich gesehen, wie eine Seite die Flucht ergriff, während die andere die Verwundeten abtransportierte. Nach diesem einen Tag war alles vorbei, die am Kampf beteiligten Personen schienen vom Erdboden ver-

schwunden und wurden monatelang nicht mehr in den Gaststätten gesehen.

Als die feindlichen Einheiten nach Serbien und Montenegro zurückgedrängt wurden, setzte ein Rachefeldzug ein, sodass die Galgen nicht mehr zur Ruhe kamen. Dabei zeigte sich das wahre Gesicht vieler Menschen. Man tötete der Rache wegen, um an Nahrung zu gelangen, nach Vergewaltigungen oder einfach nur aus Raserei. Federführend bei diesen Grausamkeiten wurden auf einmal die Säuer und die zwielichtigen Gestalten aus den Spelunken; ich habe sie alle gut gekannt, und es waren genau diejenigen, die am Tag ihrer Mobilisierung geflohen sind. Sie haben ein weiteres Mal Gewehre und Munition bekommen und ebenfalls wieder die Bevollmächtigung, alles und jedes zu töten, was sich bewegte und feindlich aussah.“

Mein Vater wusste nicht wirklich, was meine Mutter alles unternahm, um uns am Leben zu halten, was vor allem sie und mich betraf, denn in den ersten beiden Kriegsjahren war er kaum zu Hause. Wir haben Hunger gelitten, aber nicht immer. Ich weiß, dass sich meine Mutter zwei-dreimal mit anderen Frauen um die Brennesseln prügelte, die gleich hier oberhalb neben der Bahntrasse wuchsen. Zu allem Unglück wurden sie dabei von einem Zug gestreift, sodass sie alle beinahe ihr Leben verloren hätten. Meine Mutter kam blutüberströmt nach Hause. Die Haut auf dem rechten Arm war zwischen Hand und Ellenbogen aufgerissen. Sie war auf die scharfen Schottersteine neben den Geleisen gestürzt und den Hang bis zum Dornengebüsch unter der Brücke hinabgerollt.

Ich blickte sie an, ohne mich ihr zu nähern. Sie wusch das Blut ab und weinte. Das Wasser im Waschbecken war vom Blut rot gefärbt. In dieser Farbe habe ich später manchmal Mohnblüten gemalt.

48.

Die Erzählung verlässt die Archive, die Dokumente der staatlichen und kirchlichen Macht, die Zeitungen, Zeitschriften und Bücher. Sie gründet sich nunmehr auf Mündliches, Erinnerungen und Berichte.

Kreuz und quer durch die Länder verläuft die Suche nach historischen Quellen und gleicht damit den Reisen der in die österreichischen Armee einberufenen jungen Männer, die sich zum Teil in Nachbarländern wie Serbien und Montenegro wiederfanden und Bestrafungen, Erniedrigungen und Prügel über sich ergehen lassen mussten. Das alles geschah präventiv und ohne Grund, denn das Böse war bereits aus seiner Flasche entkommen. Das Böse, das ganz Europa und die Welt in Atem hielt. Es glich einer elektromagnetischen Ladung, die – einem Engel der Vernichtung gleich – ihre Wolke unter Getöse verlassen hatte. Wer aber das Böse freigesetzt hatte, das ist eine andere Frage.

Zusammengepfercht in Waggons, blickten die jungen Männer auf die vorbeiziehenden Landschaften, sangen Lieder aus ihrer Heimat und dachten an die schönen Tage des Zivillebens zurück. Da und dort gelangte man an einen Schluck von Hochprozentigem; der Geruch von Schnaps und Wein vermengte sich zu einem geisterhaften, wohltuend betäubenden Amalgam.

Diejenigen, die mit dem Leben davonkamen, erinnern sich ihr Leben lang an diese Tage zurück und versuchen, sie manchmal auch in Worte zu kleiden. Alles dreht sich dabei um Waffen, Schlachten, Lebende und Tote. Aber auch um so manchen Traum von Schönheit, Weiblichem, Mädchenhaftem, der dort erlebt oder geträumt wurde, wo sie das Schicksal hingeführt hatte.

Sie werden nicht die Einzigen bei der Beurteilung der Ereignisse sein, es kommt auch zur Hinzufügung von Sentimentalitäten, zu Ausschmückungen und Verkürzungen. Eine Person, die dies hier liest und das Geschriebene reflektiert, wird möglicherweise nachdenkend innehalten und an einen anderen Leser denken, der den gleichen Text liest, aber gänzlich anders empfindet. Zieht man nun noch den Faktor Zeit hinzu, dann formen sich die Erinnerungen mit ihren Überlagerungen und Verklärungen zu Reisepässen aus, die von einem neuen Staat ausgestellt werden.

Der Fall des montenegrinischen Generals Radomir Vešović und seiner Familie stellt den Beginn der montenegrinischen Widerstandsbewegung dar, an der alle Facetten des menschlichen Lebens beteiligt waren. Auch diese Episode hatte Seyfried durch die Hintertür betreten, auch wenn er später zur zentralen Figur in dieser Affäre werden sollte, über die man später noch jahrelang debattierte, ohne sie aber vollständig aufklären zu können. Der österreichische Scharfrichter wird in diesem Zusammenhang nur einmal erwähnt, und zwar von Milorad Kostić, einem Studenten aus Banja Luka und späteren Agraringenieur, der als Hobbyschriftsteller seine *Bekanntschaft mit dem Henker* zu Papier brachte. Dieses wertvolle Schriftstück ist an dieser Stelle unumgänglich, zeigt es doch all die unterschiedlichen Facetten und Versionen, bei gleichzeitigem Zusammenführen und Trennen der Hauptprotagonisten.

Zur montenegrinischen Widerstandsbewegung gibt es zahlreiche Zeugen, über sie wurden Bücher und Zeitungsfeuilletons geschrieben und die für dieses Volk so typische Leidenschaftlichkeit demonstriert, doch das Ziel der Erzählung liegt hier einzig darin, in die Erinnerungen Seyfrieds einzutauchen, eines Menschen, der angesichts der seit einem Jahr beinahe täglich durchgeführten Exekutionen am Ende seiner Kräfte war. Es gab so viel zu tun, dass er nicht einmal mehr seine Zither bei sich trug, unterwegs in den miesesten Ka-

schemmen übernachtete und zumindest im Schlaf all die Geschehnisse des Tages zu vergessen versuchte.kehrte er für kurze Zeit nach Hause zurück, zupfte er gänzlich abwesend auf den Saiten seines alten Instrumentes herum, als ob er eine teure Person liebkosen wollte, wobei sein Blick auf die Aquarelle des Sohnes gerichtet war. Immer stärker schien er zur Überzeugung zu gelangen, dass Otto ein Geschöpf Gottes war. Bei diesem Gedanken fühlte er sich besser, und die Welt kam ihm nicht mehr vollends verloren vor, zumal ja Gott persönlich den Verlauf der Dinge steuerte. Einzig der Glaube kann uns retten. Alle unsere Leiden und Nöte sind Folgen der Gottlosigkeit. Niemand zeigt Reue, ringsum trifft man nur auf Lästerei.

Anhand der Artikel in der Zeitung *Sarajevski list*, die er in den diversen Gaststätten las, konnte sich Seyfried kein klares Bild über den Krieg machen, der außerhalb von Bosnien, der Herzegowina und Montenegros tobte. Am meisten erfuhr er auf seinen Dienstreisen, obwohl es streng verboten war, über die Lage an den Fronten zu sprechen. Über Armeen, die sich bekämpft und sodann einen Waffenstillstand geschlossen hatten, durfte man nichts wissen. Der montenegrinische Fürst Nikola hatte das Angebot, den Weg ins Exil anzutreten, angenommen und seiner Armee befohlen, die Waffen niederzulegen. Der Heerführer Vukotić und seine Generäle führten diesen Befehl ihres Herrschers aus. Dieses Bild mit all seiner realistischen Klarheit und Eindeutigkeit wurde vom Volk mit Fassungslosigkeit quittiert. Es ist nicht so, sagte man, dass Gott etwas gegen uns hätte, aber der Teufel gibt sich einfach nicht geschlagen. Gewiss, pflegte man in Sarajevo zu sagen, der Satan lässt nicht locker.

Man sprach davon, dass Montenegro eigentlich eine Fortsetzung der Herzegowina sei und nunmehr, unter dem Banner der schwarz-gelben Armee, endlich die Vereinigung eines zusammengehörenden Raumes erfolgt wäre. Aber was nun genau wem gehörte – darüber war man sich nicht im Klaren, und

für Seyfried war das auch nicht weiter von Belang. Ihm kamen sogar die unterschiedlichen Sichtweisen bezüglich der Zugehörigkeit von einzelnen Regionen zu bestimmten Staaten idiotisch vor. Es war immer ein und dieselbe Geschichte, auf Grund derer er sich laufend auf Reisen und in Gaststätten wiederfand und tagtäglich die erschütternden Bilder der wegen politischen Inkriminierens Gehängten zu vergessen versuchte; Abspaltung, Anschluss, du zu mir, ich zu dir ... Und keiner getraute sich ihm gegenüber offen seine Gedanken darzulegen, ganz so, als sei er, der Scharfrichter, ein Richter mit der Befugnis, als Standgericht Todesurteile auszusprechen.

Wie unterhielten sich aber Gleichgesinnte über die Entwicklung der Dinge? Natürlich unvorsichtig, denn gerade die Gleichgesinnten stellten die Gefährlichsten dar, waren sie doch von irgendeiner Drohung oder Versprechung angelockt worden; sie würden alles verraten, oft auch mehr, als notwendig war. Jeder spionierte jeden aus. Nicht nur des Geldes wegen, sondern auch auf Grund der Überzeugung, dass dies notwendig war. Da waren also nun diese Serben oder Montenegriner – Seyfried war es egal, wie sie sich nannten und fühlten –, die, angeworben und mit allen Wassern gewaschen, sich gegen die Monarchie zu verschwören trachteten. Es reichten ein bis zwei Tage, in denen irgendjemand in der Stadt oder in den Bergen eine Aktion gegen die neue Staatsmacht plante, schon machte sich ein Spion auf den Weg, der darüber das nächstgelegene Militärkommando in Kenntnis setzte. Alles ging schnell und effizient vor sich. So auch dieses Mal.

Man hatte ihn in eine Gegend geschickt, die er noch nicht kannte, in den Hochgebirgskarst, um dort all jene hinzurichten, die man als gefährlich erachtete. Zwar befanden sich unter den politisch Verurteilten auch einige Kriminelle, aber das hatte Seyfried und seine Gehilfen nichts anzugehen. Seine Mannschaft war stets die gleiche. Seyfried würdigte sie keines Wortes, hörte ihre Gespräche, aber folgte diesen nicht. Am liebsten hätte er sich die Ohren mit Wachs verschlossen, um

diese Dummheiten und Primitivitäten, die er allesamt verstand, nicht hören zu müssen. Bereits seit langer Zeit kannte er die Sprache und das Volk, das in dieser Sprache sprach. Aber er verstand es inzwischen anders als am ersten Tag. Nun musste er Montenegriner exekutieren, deren Herrscher sein Volk und seine Armee im Stich gelassen, die Kapitulation unterzeichnet hatte und geflohen war. So sprach man damals, auch wenn fast niemand das Gesagte verstand und viele nicht daran glaubten. Man dachte, dass es sich um ein größeres Komplott handelte, das erst dann vollständig ans Tageslicht kommen würde, wenn es an allen Ecken und Enden krachte. Aber niemand wusste, wann es wo krachen würde, auch wenn man davon überzeugt war, dass dieser Tag bevorstand. Und wenn es so weit war, würden die Kleinen die Großen besiegen. Dieser Tag der Gerechtigkeit musste einfach kommen. Ihrer Gerechtigkeit, dachten sie. Dabei muss es keineswegs immer Gerechtigkeit sein, wenn die Kleinen die Großen besiegen, denn Gott steht von Zeit zu Zeit auch auf der Seite der Mächtigen. Wäre es nicht so gewesen und würde es nicht so sein, gebe es auf der Welt keine Stärkeren. Worte dieser Art brachte Seyfried, wenn ihm ihre Idiotien zu viel wurden, gegenüber seinen Gehilfen vor, die diesen seinen Gedankengängen jedoch kaum folgen konnten. Unter dem Einfluss von Alkohol stehend, vergaßen sie alles rund um sich herum, was auch sein Gutes hatte, denn es gab kaum etwas zu essen. Ein angetrunkener Mensch wird kaum je nach Nahrung verlangen, sondern nach einem weiteren Schluck.

Die uniformierten jungen Männer saßen in den Schänken herum, tranken guten montenegrinischen Wein und ergingen sich in Erzählungen über die Heimat, ihr geliebtes Mädchen, über Krieg und Frieden. Vor ihnen auf dem Tisch lagen Fotografien mit schmucken Bräuten. Sie sprachen die gleiche Sprache wie ihre Delinquenten, weil ihre Vorfahren vielleicht einst Brüder gewesen waren, doch nunmehr standen sie sich als Besatzer und Besetzte gegenüber. Einer anderen Sprache

bedienten sich die Kommandierenden, die von ihren Untergebenen die Kenntnis einiger fremdsprachigen Befehle einforderten. „Gebraucht euren Verstand!“, stießen sie drohend hervor, „wir wissen auf wessen Seite ihr steht“.

Alles war verschlungen und verwoben und die Lage bis aufs Äußerste gespannt. Eine Entladung dieser Spannung fand erst an den Galgen statt, um die sich in konzentrischen Kreisen beinahe alle versammelten: Einheimische und Fremde, aufgeteilt nach Patrioten und Verrätern, Schuldigen und Exekutoren.

Wir wollen Seyfried von Galgen zu Galgen folgen. Sarajevo war Vergangenheit, die Gegenwart lag im herzegowinischen Trebinje, man schrieb das Jahr 1916, und die Trommler gaben ihren Rhythmus des Todes zum Besten. Den Rhythmus eines angekündigten und immer eintretenden Todes. Der Krieg ereignete sich anderenorts, aber auch hier wurde gestorben, auch wenn es ohne Kugel, sondern mittels Strick geschah. Die Liste der Verurteilten war derart lang, dass Seyfried schon am Folgetag nicht mehr wusste, wem er gestern das Leben genommen hatte. Er hörte auf, sich für die Frage nach der Schuld zu interessieren, weil es in allen Fällen um antiösterreichische Tätigkeit ging. Ein wesentlicher Augenblick, der an dieser Stelle von Bedeutung erscheint, ging an Seyfried jedoch beinahe unbemerkt vorüber. Er verließ Trebinje und begab sich nach Montenegro; halbverhungert und verärgert über das lächerlich geringe Taggeld. Seine Beine waren müde, und jeden Morgen erwachte er mit einem stechenden Schmerz oberhalb des rechten Rippenbogens. Wenn er etwas aß, hatte er den Eindruck, einen Stein zu verspeisen. Der Hunger spielte ihm Streiche. Und obwohl er mit seinen Rationen zu den Privilegierten zählte, ergriff ihn manchmal die Panik, an Hunger sterben zu können.

Seine Aufmerksamkeit galt den ständig verlegten Truppen. Wo auch immer er die Nacht zubachte, Soldaten waren be-

reits dort. So auch im kleinen montenegrinischen Bergstädtchen Kolašin. Unter all den Hinrichtungen waren die Augen der Öffentlichkeit, und nicht nur die der lokalen, vor allem auf diese Exekution gerichtet.

An dieser Stelle soll die Erzählung abgekürzt werden, wiewohl sie genauso gut in die Breite gehen und andere Themen, wie etwa das Schicksal von General Radomir Vešović, aufgreifen könnte, doch sind diese Geschehnisse für Seyfrieds Leben und das seiner Vorgesetzten nicht weiter von Bedeutung. Ein Tag glich dem anderen, die Erzählungen waren immer die gleichen, ebenso der Wein; einzig die Frauen waren immer andere. Sie stellten in dieser entmenslichten Welt und inmitten dieses unbeschreiblichen soldatischen Leids den einzigen Trost dar, und sie waren auch immer zugegen, wie etwa entlang den aus der Stadt Cetinje hinausführenden Verkehrswegen. Ungeachtet dieser Vergnügungsmöglichkeit, ähnelten die jungen Rekruten menschlichen Skeletten, die in ihrer Verbitterung und Entseelung dem montenegrinischen Karst glichen. Es gab Geld für Kugeln, nicht jedoch für Brot, doch sprach man nicht darüber, denn es war nicht Aufgabe dieser Menschen, den Lauf der Dinge und die Weltordnung zu ändern. Das war schon zu allen Zeiten so und musste wohl auch so sein.

Mancherorts konnte man ein Lied vernehmen:

Kaiser Karl und Kaiserin Zita,

Warum führt ihr Krieg, wo es doch nichts zu essen gibt?!

An der Macht befand sich zu diesem Zeitpunkt aber noch der alte Franz Joseph, der mit zitternder Hand die sinnlosen Todesurteile unterzeichnete. Hatte er überhaupt eine Ahnung, wer weshalb gehängt wurde? Seyfried jedenfalls begann immer mehr daran zu zweifeln.

Vielfach wurde später darüber berichtet, wie General Radomir Vešović seinen Bewachern entkommen und in die Berge geflüchtet war. Seine Festnahme ging mit einer breit ange-

legten Internierung verdächtiger montenegrinischer Offiziere und Soldaten einher. Als zentrale Person des Volksaufstandes wurde der Zivilkommissar für die Stadt Kolašin, Doktor Miloš Ljeskovac, angesehen, von dem man sagte, dass ihm ein übler Ruf vorausseile, er wie ein Phantom durch die Gegend zöge und dabei mögliche Feinde der Besatzer persönlich den Militärbehörden übergebe. Eine Fotografie zeigte ihn in Gesellschaft seiner Mitarbeiter und österreichisch-ungarischer Offiziere. Aufgestellt in drei Reihen, durchmischt, als ob es sich um eine gemeinsame militärische Einheit handelte, versammelte dieses Bild die stummen Protagonisten dieses Dramas. Ljeskovac saß als zweiter von rechts in der ersten Reihe, wirkte locker, trug keine Kopfbedeckung und bedrängte mit seiner rechten Schulter einen gemäß den strengen militärischen Vorschriften adjustierten österreichischen Offizier, dessen Kappe sowohl seine Stirn als auch die dahinter liegenden Gedanken verbarg.

Neben Vešović sprach man gelegentlich auch von seinen Brüdern, von irgendeinem Kameraden und von zwei Soldaten, die den Trupp durchs Terrain geleiteten und aus Bosnien stammten. An der Spitze der Patrouille stand ein Oberleutnant, der weithin bekannte Adolf Pehar, von dem behauptet wurde, dass er ein Tierarzt aus Prnjavor sei. Aber dieser Pehar stammte eigentlich aus Plehan, einem Dorf nahe Derventa mit einem großen katholischen Kloster. Einige wollten ihm den eingedeutschten Namen Pecher verleihen, doch hieß er tatsächlich Pehar. Angeblich hatte er seine Befehle in deutscher Sprache vorgetragen, doch verstand er auch die Sprache von General Vešović. Adolf Pecher, beziehungsweise Pehar, kam bei einer Schießerei ums Leben, wobei man nicht weiß, ob die Schüsse auf ihn Zufall oder Absicht waren. Auch ist nicht bekannt, von wem sie abgegeben wurden, und dieses Geheimnis wird wohl nie geklärt werden. Eine Version der Geschichte besagt, dass sich die beiden Soldaten, die den Trupp durchs Gelände führten, etwas weiter abgesetzt hätten und Pehar den

General angehalten hätte, das Pferd zu besteigen, um ihn leichter im Auge behalten zu können. Die Herkunft und der Verbleib der Tatwaffe sind ebenso unbekannt. Vom Tatort floh der Soldat Josif Turanović, dessen Aussage später als maßgeblich erachtet wurde. Ein weiterer Soldat blieb verwundet zurück. Es kam zu einem Alarm, einer erfolglosen Fahndung und zu Geiselnahmen. Alle Angehörigen der Familie Vešović fanden sich im Gefängnis in Kolašin wieder – der Vater, daraufhin die Mutter, der Bruder und die Schwester, die Frau und das Kind des Generals. Am nächsten Tag wurden bis auf den Vater und den Bruder, der in Paris studierte und sich auf Heimaturlaub befand, alle wieder freigelassen. Daneben wurden auch zwei Freunde Vešovićs, der Soldat Mijat Redžić und der junge Dichter Savo Radulović, in Gewahrsam genommen.

In einem Krieg stehen Erpressungen und Drohungen an der Tagesordnung. Meist geht es dabei um das Motiv der Rache! Wut und Ohnmacht machen sich breit.

Die Drohung war eindeutig: Sollte sich der General nicht bis zum nächsten Donnerstag den Behörden ergeben, würde man die Geiseln erhängen.

Die Stadt Kolašin und ihre Umgebung wurden von Angst und Ersetzen erfüllt; die Hoffnung schwand. Aber trotz der allgemeinen Verzweiflung dachte man nicht daran, Gott, den Allmächtigen, um Hilfe anzurufen, denn die Menschen dieses Landes waren Gebeten und einem gottesfürchtigen Leben nicht wirklich zugetan. Sie erinnerten sich zwar gut und gerne an jene Tage zurück, als an der Spitze ihres Landes ein Geistlicher stand, dessen literarische Werke sie auswendig kannten, aber mit Gott selbst taten sie sich etwas schwerer. Sie gefielen sich vielmehr in ihrer Rolle als Verschwörer und waren auch gerne bereit, sich als Spione und Denunzianten zu betätigen. Wenn sie einen Menschen als harmlos einschätzten, traten sie als Heimatliebende auf. Sie hätten Verbindungen mit denen

„da oben“, wurde einem dabei im Flüsterton zu verstehen gegeben. Fragte man sodann, „etwa mit dem General?“, erhielt man als Antwort ein bejahendes Kopfnicken. Man würde diesem alle Informationen überbringen. Alle Informationen darüber, dass man seinen Bruder und Vater an den Galgen bringen würde, sollte er sich nicht ergeben.

„Und was soll er, der Arme, nun machen?“

„Es gibt nur eine Möglichkeit: Er muss mit seiner Armee von den Bergen herabsteigen und alle niedermetzeln.“

„Aber gerade darauf warten doch die Österreicher. Sie haben genug Truppen hierher verlegt, um alle Aufständischen zu töten. Sie sind auch nicht von gestern.“

„Das soll ich ihm melden?“

„Ja, das kannst du.“

„Und wenn er sich wirklich ergibt?“

„Wer soll dann das Volk führen?“

„Und wohin soll es geführt werden?“

„Natürlich in einen Aufstand, das ist doch ganz klar.“

„Wozu ein Aufstand, wenn er doch gar nicht gelingen kann?“

„Warum sollte er nicht gelingen? Wenn wir es schaffen, uns bis Skutari⁴ durchzuschlagen und uns mit den Verbündeten vereinigen, werden die Österreicher einen schwarzen Freitag erleben.“

„Das wird nicht gelingen, das werden die Schwaben⁵ nicht zulassen!“

„Wir werden es schaffen, warum denn nicht?!“

„Ja, vielleicht werdet ihr es schaffen, vielleicht aber auch nicht. Und außerdem, wer seid ihr eigentlich, und wie stark

⁴ Die heutige albanische Stadt Shkodra.

⁵ Leicht pejorative Bezeichnung für Personen deutscher Muttersprache.

seid ihr? Seid ihr wirklich alle bei den Aufständischen? Und wo hält ihr euch auf, wo hält ihr euch verborgen?“

Der Befragte schwieg und dachte darüber nach, welche Antwort er erteilen sollte. Denn immerhin hätte sein Gesprächspartner ein Spion sein können?

„Wer außer uns soll denn das Volk befreien?“

„Wenn die Zeit gekommen sein wird, wird sich schon jemand finden.“

„Und das soll etwa ohne unsere Beteiligung geschehen?“

„Ja, ohne, dass du deinen Kopf verlierst, mein Freund.“

„Und der General, was ist mit ihm?“

„Er soll über alles gut nachdenken.“

„Soll er sich etwa ergeben?“

„Zwei Köpfe für einen, denn man weiß nicht, welcher Kopf mehr wert ist.“

„Wie ist das zu verstehen? Ist der Kopf des Generals denn nicht wertvoller als die Köpfe der inhaftierten Soldaten?“

„Mir scheint, dass die Köpfe der jungen Männer wertvoller sind.“

„Bei uns sind die Generäle immer an erster Stelle gestanden!“

„Wenn etwa der junge Kostić sein Studium abschließt, wird er für Montenegro wichtiger sein als der General.“

„Falls es dazu kommt ...“

„Das wird bestimmt der Fall sein.“

Der Donnerstag rückte näher, Doktor Eberle und der junge Milorad Kostić saßen im Büro, als es an der Tür klopfte.

An dieser Stelle wollen wir die Sekundärquellen verlassen und mit dem Hauptstrang der Geschichte fortfahren, der uns auch verraten wird, wer Einlass ins Büro von Doktor Eberle begehrte.

49.

Dem Erzähler ist nicht klar, welcher Unterschied zwischen jenen Menschen bestand, die von einem Standgericht zum sofortigen Tode durch Erschießen verurteilt wurden, und denjenigen, die zum Tode am Galgen verurteilt wurden, was aber nur deswegen geschah, weil einer ihrer Familienangehörigen als bedrohlicher Gesetzesbrecher eingestuft wurde. Im Unterschied zu Erschießungen stellten Hinrichtungen am Galgen ein Zeremoniell mit doch erheblichem Aufwand dar. Denn immerhin musste – falls er sich nicht zufällig in der Nähe befand – der offizielle staatliche Henker aus Sarajevo anreisen und mit ihm seine Tötungsmaschinerie. Im konkreten Fall erwarteten den Vater und den Sohn des Generals der Tod am Strang, gefolgt von einigen weiteren Personen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Als Erzähler fungiert der bereits genannte junge Mann aus Banja Luka, der zu einem wesentlich späteren Zeitpunkt versuchen sollte, seine Geschichte darzulegen. Aus diesem spricht die Stimme eines Augenzeugen, der darüber berichtet, sich an alles erinnern zu können, ganz so, als sei die Erinnerung nichts anderes als ein Fotoapparat, gepaart mit einem Entfernungsmessgerät.

Der ehemalige Gymnasiast aus Banja Luka namens Milorad Kostić wurde gemeinsam mit seinen Kameraden festgenommen und als Verdächtiger in die ferne ungarische Stadt Nagyvárad⁶ überstellt, wo ihm mehrere Kommissionen eingeschränkte Militärdiensttauglichkeit attestierten und ihn auf Grund seiner Kenntnis der deutschen Sprache zum „vertraulichen Übersetzer und Einheitsschreiber“ ernannten. Der junge Kostić wurde dem Gericht in Krakau zugeteilt, wo die Lage nach naher Front und verbrannter Erde roch. Auch dort gab es Deserteure und Verräter, um deren Wohlergehen es nicht allzu

⁶ Die heutige rumänische Stadt Oradea.

gut bestellt war, auch wenn es sich um eine Armee handelte, die sich Gesetz und Ordnung auf ihre Fahnen geheftet hatte und Hinrichtungen durch Erschießen oder den Galgen ausschließlich dem Gesetz verpflichtet vornahm. Diese Hinrichtungen fanden häufig, beinahe tagtäglich statt.

Später sollte Kostić zu Papier bringen, dass er in der deutschen Sprache nicht allzu sehr bewandert war und ihn Naturwissenschaften und die Agronomie stets mehr interessiert hatten. Beim Übersetzen der Aussagen des Heerführers Janko Vukotić waren ihm mehrfach Fehler unterlaufen, sodass ihn dieser, ein alter militärischer Haudegen, ausbesserte, obwohl er sich eigentlich geweigert hatte, in der ihm wohlvertrauten Sprache der Besatzer zu sprechen. Nichtsdestotrotz tat Kostić all das, was von ihm verlangt wurde, denn immerhin hatte er ein besseres Los als seine Kameraden in den Schützengräben. Wenn er etwa nach Cetinje geschickt wurde, hatte er keine Ahnung, was ihn dort erwartete. Tagelang saß er dann im Zug oder in Wägen, die sich auf den von den militärischen Fahrzeugen durchfurchten Straßen fortbewegten, wobei er im Traum die zahllosen Sprachen der Monarchie vernahm – eines Imperiums, das ihn und seine Altersgenossen in den Krieg geschickt hatte. Er wusste nicht, ob er sich über seine Verlegung freuen sollte, oder ob es besser gewesen wäre, auch weiterhin fernab seiner Angehörigen zu bleiben, denn in seiner Heimat tat er sich mit dem Vergessen der Geschehnisse schwerer. Zumindest war er darüber glücklich, in der kleinen montenegrinischen Hauptstadt keine Spuren des Krieges sehen zu müssen und in relativem Frieden leben zu können.

Wenn er sich nicht in seiner Kanzlei aufhielt, spazierte er durch die Straßen von Cetinje, in denen alles klein und puppenhaft war und die einem illustrierten Kinderbuch entsprungen zu sein schienen. Er bestaunte die Mädchen aus dem Karstgebiet in ihren lebendigen Volkstrachten und träumte in Gesellschaft seiner Kameraden von einem Leben jenseits aller Kriegsgräuel. Die Bilder, die sich ihm dabei darboten, glichen

einer Theatervorstellung, einer Wiener Operette, indem sie die Armee der Besatzer mit Schönheit und Eleganz konfrontierte, an der diese nicht interessiert war. Sie hatte andere Sorgen und andere Aufgaben zu erfüllen. Diese Armee mit ihrem harten Kern aus einem professionellen österreichischen Beamtenkader war eisern um Disziplin und Ordnung bemüht und setzte, wie in jedem anderen Krieg auch, die strengen Gesetze über ihre Standgerichte in die Tat um. Betroffen waren davon vor allem auch Deserteure, die es in großer Zahl gab. Es waren vor allem Serben aus Bosnien, der Herzegowina und Kroatien, mehrheitlich aus den Regionen Lika, Kordun und Banija, die sich der serbischen Armee anschließen wollten oder sich auch aus anderen, unbekannten Gründen aus der österreichischen Armee abgesetzt hatten. Wurden sie erwischt, wartete auf sie meist der Tod durch Erschießen oder am Galgen. Ein Satz, den einer von ihnen vor seiner Hinrichtung mit siebzehn Schüssen ausgesprochen hatte, sollte dem vertraulichen Übersetzer und Einheitsschreiber tagelang nicht mehr aus dem Kopf gehen und ihm schlaflose Nächte bereiten: „Ich wollte meine Kinder sehen!“ Kostić musste sich übergeben. Er musste an den Toten im Kreise seiner Kinder in einem schattigen Pflaumenhain denken. Der Exekutierte lächelte und lud Kostić ein, sich zum Mittagessen zu ihm an den Tisch zu setzen. Doch daraus wurde nichts, weil der massige Körper von Doktor Eberle den Träumen ein Ende bereitete und dem Erschießungszug das Kommando erteilte, die Waffen anzulegen. „Gut so, weiter!“, schrie seine zwergenhafte Frau. Aber wer war dieser Doktor Eberle eigentlich?

Oberleutnant Doktor Eberle war ein überaus distinguiertter Mensch und pflichtbewusster Beamte, der seiner Frau nach Dienstende zärtliche Briefe schrieb, wobei er bei der Anrede zwischen „Meine Allerliebste und Allerteuerste“ und „Mein Juwel“ variierte. In Debatten und Auseinandersetzungen war er hart, aber es konnte ihm in militärischen Belangen auch niemand etwas vormachen. Ein Deserteur blieb ein Deserteur,

egal, welche Beweggründe und Rechtfertigungen er für seine zutiefst antipatriotische Tat vorbrachte. Wunden sind Wunden, Kinder sind Kinder, aber der Staat gründet sich eben auf die Einhaltung und Anwendung seiner Gesetze. Anderenfalls würde er zerfallen. Kostić blickte auf sein helles, zartes Gesicht, das bei Urteilsverkündigungen zu einer Maske erstarrte. Jedes seiner Worte glich einer Gewehrkegel. Wie die Menschen doch zwei Gesichter haben ..., dachte sich Kostić.

Aber all das war erst das Vorspiel der Geschichte, die Kostić niederschreiben und bis ins hohe Alter aufbewahren sollte; eine Geschichte, die sich in Kolašin zutrug, einem Städtchen hoch oben in den montenegrinischen Bergen. Aus dem angenehm kühlen und ruhigen Cetinje hatte es ihn in diesen trüben und unheilswangeren Gebirgsort verschlagen, in dem er Hass und Gewalt, Rache und Angst sowie den Untergang des kleinen montenegrinischen Königreiches vorauszuahnen meinte. Die Verachtung gegenüber den Besatzern, der Aufruf zu einem Aufstand und der Glaube an die erfolgreiche Allianz mit der serbischen Armee begannen mythische Züge anzunehmen und entluden sich in einem ungewöhnlichen Vorfall, dessen Hauptinitiator General Radomir Vešović war und der der feindlichen Armee Angst einjagte.

In den montenegrinischen Bergen prallten unterschiedliche, vielfach harte menschliche Schicksale aufeinander, die von den stürmischen Ereignissen jener Tage geprägt waren. Kostić hätte es in diesen Tagen nur allzu gerne erlebt, wenn sich jemand an ihn geschmiegt hätte und in dieser Haltung verharret wäre; am besten eines der hiesigen Mädchen. Er träumte von ihnen morgens den althergebrachten Soldatentraum, bei dem man sich nach jungen Wesen des weiblichen Geschlechts verzehrt. Aber anstelle junger Frauen an seiner Seite bestand seine Lebenswelt bloß aus einem General der aufgelösten montenegrinischen Armee, der ein Botschafter des neuen Landes sein wollte und darauf aus war, das verbliebene Stück Staatsgebiet zu retten, das entgegen seinen Ge-

pflogenheiten kampflos den Besatzern angeboten worden war. Als einer der Unterhändler fungierte ein Katholik aus der Posavina, ein Tierarzt aus Prnjavor (dessen Nachname von Kostić später falsch überliefert werden sollte), der sich den Krieg zunutze gemacht hatte, um zwei Dienstgrade in der militärischen Hierarchie zu überspringen und um im ehemaligen Königreich Montenegro Ordnung und Gesetze einzuführen, über deren Einhaltung strenge Gerichte wachten. Zu dieser Person gesellte sich sodann ein Amtsträger hinzu, dessen Erscheinen allorts blanke Angst hervorrief, nämlich der offizielle Scharfrichter für Bosnien und Herzegowina in der Gestalt von Alois Seyfried. Unvermittelt fanden sich beide nun in Kolašin wieder, einer Kleinstadt, deren Name wohl kaum jemand in Europa korrekt auszusprechen vermochte.

Zwanzig Jahre später, beim Verfassen seiner Erinnerungen, wies Kostićs Gedächtnis Lücken auf, indem er die meisten Namen der an diesem montenegrinischen Drama beteiligten Personen durcheinander brachte. Sehr gut erinnern konnte er sich hingegen an ein Mädchen namens Srna, das ihn in seinen Träumen sein ganzes Leben lang verfolgen sollte. In der europäischen Literatur gibt es so manches Werk mit derartigen Mädchen, die eher der Welt des Traumes als der Wirklichkeit zuzuordnen sind, mehr einem Wunsch als der Realität entsprechen und nur vom Leben selbst zum Leben erweckt werden können. Phantasien dieser Art werden meist in schweren Zeiten geboren, wenn Großreiche zerfallen, Menschen in großer Zahl aus dem Leben gerissen werden und vom Erdboden verschluckt werden, als hätte es sie niemals gegeben. In diesen dunklen Tagen, in denen ihm die mühselige Tätigkeit des Übersetzens der Anklage gegen einen vom Standgericht zu Tode verurteilten Soldaten schwer zu schaffen machte, begab er sich mehrfach auf die Suche nach Srna, die sich, einem roten Faden gleich, durch sein ganzes weiteres Leben hindurch zog. Und ausgerechnet am Tage der Exekution des jungen Pariser Studenten Vlado Vešović begann ganz Kolašin

einer hermetisch abgeriegelten Festung zu gleichen, in der das Mädchen verschwunden war. Um sie zu sehen, wäre Kostić bereit gewesen, jeden Preis der Welt zu zahlen, doch an wen sollte er sich mit diesem Wunsch wenden, und wem bloß hätte er sein Leid klagen können? Tief in seinem Inneren wurde das Verlangen nach Srna indes keineswegs kleiner, vielmehr wuchs es an und setzte Kostić zusehends zu.

Im Mittelpunkt des zweiten Szenarios, ohne das das soeben geschilderte nicht vollständig gewesen wäre, steht der Scharfrichter, auf dessen Eintreffen man tagelang gewartet hatte. Im Grunde genommen hatte man an seinem Erscheinen schon zu zweifeln begonnen. Diese Zweifel waren wohl auch an die Ohren des Hauptprotagonisten dieses Dramas, General Radomir Vešović, gedrungen, dem die Mehrzahl der Ortsansässigen wohl niemals die Leichtgläubigkeit verziehen hatte, mit der er sie um ein Haar alle an den Galgen gebracht hatte. Zudem kreidete man ihm auch die Seelenlosigkeit an, statt sich selbst seinen beliebten und sanftmütigen Bruder Vljako dem Henker ausgeliefert zu haben.

Dieser Soldat hat keine Seele, sagten die Alten, woher denn auch. Man warf ihm zwar nicht vor, dass seinetwegen ganz Kolašin zu leiden hatte und sah ihm auch nach, dass er seine Waffe nicht gegen die Österreicher erhoben hatte, wofür vermutlich auch keine Zeit geblieben wäre. Sehr wohl jedoch legte man ihm zur Last, dass er sich ein Jahr nach diesen Ereignissen mit seinen Kameraden den Österreichern ergab, wodurch sich die Spaltung der montenegrinischen Bevölkerung erheblich vertiefte. Und über dieser einer Schlucht gleichenden Vertiefung baumelte der Körper des jungen Vljako Vešović hoch über dem montenegrinischen Karst.

Kostić hinterließ der Nachwelt die wohl einzige schriftliche Charakterisierung Seyfrieds, die in vorliegender Geschichte dankend wiedergegeben wird.

Zuallererst gilt es sich die Kanzlei mit Doktor Eberle vorzustellen, der soeben einen Brief mit „Meine Allerliebste“ begonnen hat, und sodann den jungen Kostić, wie er polizeiliche Anklageschriften ins Deutsche übersetzt und dabei durch ungeschickte Formulierungen den Wortlauten der Anklagen an Schärfe nimmt. Nunmehr betritt eine dritte Person das Geschehen, von der man in Kolašin zuvor keine konkrete Vorstellung hatte. Leise konnte man das Kratzen der Feder auf dem Papier vernehmen, als unverzüglich nach dem Anklopfen eine lange herbeigesehnte Person den Amtsraum betrat.

„Vor uns stand ein älterer Herr in dunklem Gewand, er trug einen zylinderartigen Hut und hatte einen verkrümmten Rücken. Seine linke Hand hielt er seitlich in seine Flanke gestützt. Sein rotes Gesicht war durchzogen von bläulichen Äderchen, es wies zahllose Falten und Flecken auf und zeugte von übermäßigem Alkoholkonsum. In seiner rechten Hand hielt der Alte einen kleinen Lederkoffer und Handschuhe“, erinnerte sich Kostić.

„Es ist mir eine Ehre, mich vorstellen zu dürfen: Alois Seyfried, Scharfrichter der kaiserlichen und königlichen Landesverwaltung in Sarajevo.“

Er reichte seine Hand zunächst Doktor Eberle, der seinen Blick von der ersten und einzigen existierenden Zeile seines Briefes an seine geliebte Frau erhob. Auch die anderen beiden Anwesenden ergriffen seine Hand, begleitet vom Gefühl, etwas Sündhaftes und Giftiges anzufassen. Das Befremden und die Abscheu waren so groß, dass Kostić viele Jahre später den Henker irrtümlich als Hugo bezeichnete und auch seinen Nachnamen als Seifert anstelle von Seyfried wiedergab. Mit Schrecken dachte er auch stets an den Monolog des schwarz gekleideten, buckeligen Alten zurück, den zwar ein Windhauch hätte umwehen können, der aber dennoch allerorts Angst und Schrecken verbreitete.

„Fürchtet euch nicht, meine Freiwilligen, für euch bin ich nicht furchtbar. Eigentlich bin ich es für niemanden, denn ich erfülle immerhin nur meine Pflicht. Ich bin ein Meister meines Faches. Als solcher bin ich bekannt, wohl auch an diesem Ort. Ich weiß, dass das alles unangenehm ist, glauben Sie mir, ich bin selbst ein Gegner der Todesstrafe, aber die Zeiten sind nun einmal schlimm, überall Chaos und Durcheinander, aber das Gesetz muss nun einmal eingehalten werden, die Staatsmacht tut nur ihre Pflicht, und ich bin nur ein Teil dieses Apparates, bloß ein klein wenig wichtiger als die Zimmerleute, die die Galgen errichten. Sie bauen sie nach meinen Plänen, die laufend verbessert, vereinfacht und immer humaner werden, meine Herren, immer humaner. Es gibt kein Quälen, einzig die Vollstreckung der gesetzlichen Vorschrift. Das ist humaner als Selbstmord, meine Herren. Niemand hat jemals kürzere Exekutionen am Galgen durchgeführt. Der Tod tritt innerhalb einer Sekunde ein.“

Jeder der drei Anwesenden konnte noch Jahre später Seyfrieds Monolog nacherzählen, wobei mit der Zeit die Zweifel an seinen Worten immer größer wurden. Hat er das wirklich alles so gesagt, fragte man sich? In welcher Sprache hat er gesprochen? Es scheint, in der hiesigen, oder doch auf Deutsch? Sie hörten ihm zu, verstanden ihn und merkten sich seine Worte, auch wenn die Details und der Glaube an das Gehörte mit der Zeit verblassten.

Der Ekel war so groß, dass sie seine Abreise kaum erwarten konnten.

Seyfried setzte seine Erzählung fort: „Ich muss ihnen sagen, dass ich wirklich genug gelitten habe. Ich weiß nicht, was schlimmer ist, das Reisen oder die Nahrung? Jeder einzelne Knochen meines Körpers schmerzt als Folge der jahrelangen Erschütterungen auf den holprigen Verkehrswegen, und ich bin halbverhungert. Die Taggelder sind lächerlich, aber darüber darf ich mit ihnen eigentlich nicht sprechen. Es ist, kurz

und gut, wirklich schwer! Nun aber muss ich vor den Kommandanten treten. Man sagt, dass mit meinen Papieren etwas nicht in Ordnung sei. Wie ist denn das bloß möglich?! Früher wäre so etwas undenkbar gewesen, denn in unserem Staat hat immer alles perfekt und reibungslos funktioniert. Obwohl ich ein Gegner der Todesstrafe bin, bin ich ein Befürworter der Einhaltung von Ordnung und Gesetz. Und auch der ehrlichen Arbeit, meine Herren. Für jeden meiner Patienten erhalte ich nur eine bescheidene Abfindung, die gerade reicht, um recht und schlecht überleben zu können. Ja, auch ich habe eine Seele, doch das scheint niemanden zu kümmern. Ebenso ist es allen einerlei, dass mir der Tod jedes Delinquenten innerlich nahegeht, vor allem in diesen Jahren, wo politische Urteile gefällt werden. Sehen Sie meine Hände an, meine Herren, sehen Sie, wie sie zittern.“

Kostić sah vor sich die Hände des Mädchens namens Srna, die in ihrer Zartheit den Händen einer Waldesfee glichen. Die Worte des Henkers prallten an seinen Ohren ab, und wie auch die beiden anderen Anwesenden konnte er den Tag von Seyfrieds Abreise kaum erwarten. „Ein ekelhafter Mensch!“, stießen alle drei angewidert hervor, nachdem der Scharfrichter die Tür hinter sich geschlossen hatte, um sich um seine Papiere und Taggelder zu kümmern. Die Zurückgebliebenen fuhren sodann wie in den Tagen und Wochen zuvor damit fort, sich nach den Frauen ihrer Träume zu verzehren.

Was hatte der Agronom und Literat Kostić nun noch alles zu Papier gebracht? Unter anderem einen bekannten Namen, den Seyfried genannt hatte, nämlich den des Lehrers Čubrilo-
vić, der, so der Henker, eine „heilige Ausstrahlung“ vermittelt habe. Niemand in dieser Kanzlei sollte diese Aussage später aufgreifen; weder zweifelte man sie an noch wunderte man sich über sie. Aber dennoch muss es einen Grund gegeben haben, warum sie der Alte getätigt und hinzugefügt hatte, dass es sich um die Hinrichtung eines der Vorbereiter des Attentats auf den hochwohlgeborenen Erzherzog und seine gnädige

Gemahlin gehandelt hatte. Es schien, als hätte diese Exekution etwas in ihm verändert, denn obwohl er seinen furchtbaren Beruf auch weiterhin ausübte, hatte er sich zu diesem Zeitpunkt geschworen, bald um seine Pensionierung anzusuchen. Doktor Eberle ließ diese unnötig intime Beichte des Scharfrichters unkommentiert im Raume stehen, zumal seine Gedanken ausschließlich um das bereits zugeklebte Kuvert mit dem Brief an seine über alles geliebte Angetraute kreisten.

In der Nacht vor der Hinrichtung tat niemand in Kolašin ein Auge zu. Bereits einen Tag zuvor hatte man alle Vorbereitungsarbeiten abgeschlossen. Der Galgen war aufgestellt, der Trupp in Stellung gebracht und eine klare Befehlsausgabe erfolgt. Man wartete auf den Morgen, um dieses unausweichliche Ereignis endlich hinter sich bringen zu können. Kampf oder Exekution. Die Rache des Generals oder die Rache der Besatzer. Hätte sich der Geist der Erzählung in die Häuser, Zelte und Gefängnisse der Stadt begeben, wäre ein Mosaik entstanden, das allen anderen Mosaiken in der Geschichte dieser Region geglichen hätte. Doch der Geist zog es vor, an der Seite des jungen und verliebten Erzählers namens Kostić zu verweilen. Dieser befürchtete, das Mädchen Srna niemals wieder zu sehen, denn schon am nächsten Tag würde man ihn wohl mit unbekanntem Ziel aus Kolašin abziehen. Niemals wieder käme er in dieses Städtchen zurück. Die Geiseln würde man aufhängen, das ist schon immer so gewesen, und man würde hier keine Ausnahme machen.

Er wusste das nur allzu gut, denn stets hatte er Augen und Ohren offen gehalten. Hinter Seyfried zog sich ein mit Galgen übersäter Weg her, ganz so, als sei er die Spitze dieses bleiernen Schreibgerätes, das neues Recht und neue Gesetze für diese Landstriche vorschrieb und gleichzeitig Grenzen neu zog.

Der General würde sich wohl nicht mit seiner Armee zum Schauplatz des Geschehens begeben, was er, Kostić, wohl auch nicht tun werde.

Auf General Vešović wartete wohl das Exil, auf seinen Bruder der Galgen. Später war sich Kostić nicht mehr sicher, ob der Bruder Vljako oder Milan hieß; es hatte den Anschein, als würde er nicht nur den Namen des Henkers, sondern auch den seines Opfers, oder, wie Seyfried gesagt hatte – Patienten –, am liebsten aus seinem Gedächtnis verbannen. Patient deshalb, weil sich der Scharfrichter als unschuldig am Tode seiner Delinquenten erachtete. Ein Geistlicher war bei der Hinrichtung in Kolašin nicht zugegen, einzig eine militärische Eskorte in Form eines Karrees am Rande des Weges bis hinauf zur Anhöhe, wo man Seyfrieds schwarze Gestalt ausmachen konnte. Es war heiß, und der Schweiß rann in Strömen die Körper hinab, was auf die Hitze und wohl auch auf Angst zurückzuführen war. Es hatte den Anschein, als würde der junge Vešović den Weg zu seinem persönlichen Golgota beschreiten. Ein junger Mann, dessen einziges Vergehen es war, zu einer ungünstigen Zeit aus Paris in die Heimat zurückgekehrt zu sein, um hier seinen Kopf zu verlieren. Wie alle anderen Verurteilten trug auch er sein unsichtbares Kreuz. „Es gibt keinen Tod ohne das Jüngste Gericht ...“, ging es Kostić durch den Kopf, während er auf einem Blatt Papier herumkritzelte. Er selbst war nicht in der Nähe des Galgens und vermied es, auch nur einen Blick auf diesen zu werfen.

An diesem Tag, an dem ganz Montenegro den Atem anhielt und kollektiv in Schweiß gebadet war, führte Seyfried nun wie in einer bestens einstudierten Übung den jungen Vljako Vešović in Windeseile vom Leben in den Tod über. Die letzten Worte glichen denen der anderen Freiheitskämpfer, die Seyfried schon so oft vernommen hatte. Kostić hingegen sollte sie nicht ein einziges Mal hören, da er es vorgezogen hatte, dem Geschehen fernzubleiben. Dies galt auch für General Radomir Vešović und dessen Armee, für die der Tod des Verurteilten ihrer eigenen Rettung gleichkam. Sie glaubten nicht mehr an den Tod, der an diesem Tag keine allzu große Freude an dem jungen Mann zu haben schien, welcher nun

genau zwei Jahre nach dem Attentat auf den hochwohlgeborenen Thronfolger am Galgen baumelte.

Ist es ein Zufall, fragten sich die Montenegriner, dass all das ausgerechnet am Veitstag geschieht? Ein Teil der Erzählung weiß um den Geistlichen Bulatović, der in der Nacht vor der Hinrichtung zu Vešović gekommen war, später aber nichts darüber berichtete, ob es zu einer letzten Beichte oder einer heiligen Kommunion gekommen war. Kostić hatte diese Begebenheit nicht festgehalten, weil er sich entweder nicht an sie erinnern konnte oder es nicht für wesentlich hielt, dass der von ihm in Radulović umbenannte Geistliche Bulatović den Verurteilten in seiner Zelle mit Schnaps und Wein aufgesucht hatte. „Was für eine Beichte?!“, sollte der Pfarrer später seinem Sohn erzählen, „sie haben sich nichts zuschulden kommen lassen, nichts, was eine Beichte notwendig machen würde, sondern sie sind vielmehr unschuldig durch die verbrecherische, feindliche Hand zu Tode gekommen“.

Bei der Hinrichtung stellte Seyfried beiläufig die Frage, ob der Geistliche dem Verurteilten Schnaps und Wein gebracht habe, auf die er eine bejahende Antwort erhielt. „Bei den Orthodoxen gibt es weder eine Beichte noch ein Vergeben der Sünden, es gibt nur Schnaps. Hier und im Küstenland auch noch Wein. Das ist für sie das einzige Gebet und die einzige Reuebezeugung. Kein Wunder, dass sie dann die Österreicher und unseren hochwohlgeborenen Kaiser verfluchen“, ließ der Henker die Umstehenden wissen.

Erwähnung verdient schließlich auch die Person des Doktors Miloš Ljeskovac, der ohne den Hauch einer Bewegung oder eines Anfluges von Bedauern auf die Unglücklichen blickt, die sich dank seiner Dienstbeflissenheit am Galgen wiederfinden. Sein Gewissen ist rein, seine Taschen sind voll.

Nach dem Eintreten des Todes band man Vljako Vešović die Hände vorne am Körper zusammen und lehnte den Leichnam mit dem Rücken voran an den Galgenpfahl – eine beina-

he epochale Erfindung Alois Seyfrieds. Hinter diesem Pfahl befanden sich drei Holztreppe, auf denen der Henker zum Delinquenten emporsteigen konnte.

Am Folgetag überwachte Seyfried eine weitere Hinrichtung eines jungen Mannes, eines Studenten und Dichters, dessen Gedichte er nicht kannte und auch nie zu Gesicht bekommen sollte. Bei all diesen Hinrichtungen, wie auch bei jener des stoischen Hauptmannes Mijat Redžić, konnte man, nachdem man den Toten auf die Erde gelegt hatte, aus dem Brustraum einen tiefen Seufzer vernehmen, mit dem die Seele den Körper verließ und in die Ewigkeit entschwand. War Seyfried bis zur Hinrichtung des Lehrers Čubrilović noch davon überzeugt, dass es sich hierbei um in den Lungenflügeln verbliebene Luft handelte, so musste er sich nach späterem, abermaligem Studium der Heiligen Schrift eingestehen, dass hier wahrhaftig die Seele den ihr zugedachten Leib verließ.

Bei der Exekution des Hauptmanns Redžić warf Seyfried einen Blick auf seinen Gehilfen, der dem dicken Schweinskerl Florian Mausner aufs Haar glich, und konnte seinen Augen nicht trauen: Der Strick riss, und auch ein neuer Versuch endete mit dem gleichen Resultat. Letzten Endes war der Hauptmann dann doch zu Tode gekommen, wenn auch nicht durch den Strick. Mit gebrochenem Genick hatte man ihn wie ein Stück Aas in ein Felsenloch geworfen. Manche erzählten, dass er noch am Leben gewesen sei, aber wie auch bei anderen, ähnlichen Fällen entsprachen diese Geschichten nicht der Wahrheit. Ein Überleben wäre alleine schon aus medizinischer Sicht unmöglich gewesen. Seyfried wusste über solche Dinge besser Bescheid als so mancher Arzt.

Letztendlich war es also dazu gekommen, dass nur der jüngere der beiden Vešović-Brüder sein Leben am Galgen aushauchen musste, und hätte der General ein gutes Fernglas aus Jena besessen, hätte er von den umliegenden Bergen einen Blick auf den leblosen Körper seines Bruders, des ehemaligen

Studenten, werfen können. Wie es sich für einen Berufssoldaten gehört, waren für ihn Ereignisse dieser Art bloß normale Kriegerserscheinungen. Aber wahrscheinlich bekam er von diesen Dingen gar nicht allzu viel mit. Die Mehrzahl der Montenegriner jedenfalls erachtete General Vešović als Unheil und Unglück für das Volk, das er großer Gefahr ausgesetzt hatte, weshalb man für den Aufstand neue Anführer und Generäle benötigte.

Diese sollten sodann von anderen Scharfrichtern an den Galgen gebracht werden, darunter auch von zwei Zigeunern, die ein wenig von Seyfried gelernt hatten. Der österreichische Henker hingegen stieg in den Erzählungen des Volkes schon bald in den Rang eines legendenhaften Wesens empor. In Kolašin, diesem unheilseligen und vom Unglück gezeichneten Ort, griff man auch in den folgenden beiden Jahren auf solide errichtete Galgen zurück, die von neu angelerten Henkern bedient wurden, um somit gelegentlich eine Abwechslung zu den Erschießungen zu erhalten.

50.

Ungeachtet dessen, das ich über meinen Vater schreibe, würde ich gerne Objektivität an den Tag legen. Neben all den kleinen Reibungspunkten, mit denen ich mich nicht befassen möchte, waren wir beide immer verschieden und sind es auch geblieben. Unter anderem ist es diesbezüglich nicht unwesentlich, dass er in Österreich geboren wurde und sich sein ganzes Leben lang als österreichischer Staatsbürger fühlte, während ich in Bosnien das Licht der Welt erblickte. Wie soll es dem Erzähler hier nun gelingen, die in der Geschichtsschreibung erforderliche Objektivität mit den subjektiv geprägten, persönlichen Erinnerungen des Sohnes in Einklang zu bringen?

Würde jemand ein Verzeichnis der in diesem Lande sinnlos umgekommenen Menschen erstellen, wären die Leser angesichts von dessen Länge überrascht. Es wären unzählige Seiten, vollbedruckt mit kleiner Schrift, sei es im lateinischen oder kyrillischen Alphabet.

Dreißig Jahre menschlichen Sterbens waren nicht genug, um dem Volk die Blutrünstigkeit und Grausamkeit auszutreiben. Warum gab es nun neben Freikorps auch noch Schutzkorps? Wer benötigte diese? Das alles kam einer Bewaffnung des Volkes gleich, damit sich dieses auslöschte. Die Staatsmacht verteilte Waffen jedoch nur an ihre Verbündeten – an Katholiken und Muslime. Man muss somit nicht allzu klug sein, um erkennen zu können, gegen wen sich diese Aufrüstung richtete. Vielleicht war sie aus der Sicht eines Staates, der Angst um seine Existenz hatte, ja auch verständlich und nachvollziehbar. Doch sollte dieses Vorgehen zu furchtbaren Grausamkeiten führen. Wenn ich darüber nachdenke, kann ich über meinen Vater und seine Handwerkskunst nur staunen. Einen wie ihn hatte es hier und auch anderenorts noch nicht gegeben.

Die Schutzkorps genossen es, ihre Opfer zu peinigen und sie eines qualvollen Todes sterben zu sehen, sei es durch ein Töten mit stumpfen Messern, durch Abschneiden von Nase, Zunge, Ohren, durch Ausstechen der Augen, Zerschneiden der Haut oder ein Anzünden und Grillen bei lebendigem Leibe; Kinder spießte man mit Bajonetten auf, auf den Köpfen der gefesselten Gefolterten zerschlug man Nussschalen, ganz zu schweigen von den zahllosen Auspeitschungen, vom Tod durch Nahrungsentzug, von der Vergewaltigungen von Frauen und Kindern ... kurz und gut – man griff zu allen erdenklichen Grausamkeiten, deren Teil auch das Werk der offiziellen Scharfrichter war, unter denen sich Florian Mausner besonders hervortat. Einen Verurteilten musste er gleich dreimal an den Galgen binden, weil ihm bei jedem Versuch der Strick gerissen und einmal sogar der obere Querbalken gebrochen war,

und das nur deshalb, weil sich der Narr nicht an Seyfrieds Galgenbauweise halten wollte. Blut floss in Strömen, Häuser wurden ein Raub der Flammen, die Welt begann der Hölle zu gleichen, und es war nur eine Frage der Zeit, wann sich Gottes furchtbarer Zorn gegen diese freiwilligen Henker richtete.

Die Beweggründe der Opfer, die noch am Galgen ihre Freiheitsparolen von sich gaben und ihre Treue einem König in einem anderen Land schworen, entzogen sich dem Verständnis und der Vorstellungswelt meines Vaters. Ihm war nicht klar, warum sie von der ihnen eingeräumten gesetzlichen Möglichkeit, seine kaiserliche und königliche Hoheit, ihren Kaiser Franz Joseph, zu loben und zu preisen, einfach nicht Gebrauch machen wollten.

Während ich diese Zeilen zu Papier bringe, sehe ich meinen Vater, wie er über seiner Zither sitzt, in die dampfende und qualmende Landschaft starrt und dem Regen lauscht, der auf das Blechdach des Vorraumes prasselt. Woran dachte er bloß?

Als ob er mich gehört hätte, schien er mir aus der Ferne zu antworten: „An das Land und das Volk in diesem Land. Mehr als je zuvor habe ich in diesen schweren Jahren des Krieges an all jene gedacht, die hierher gekommen sind, um dem Volk Ordnung und Gesetz zu bringen und es in die Reihen der zivilisierten Völker Europas zu führen. Denken all diese Menschen, jeder für sich und wo immer sie auch dienen mögen, ebenfalls diese meine Gedanken, oder sind sie davon überzeugt, dass sie das alles hier nichts angeht und sie ihre missionarische Tätigkeit vollenden und die Wilden, die nicht einmal wissen, was für sie selbst gut ist, zähmen werden? Wissen sie es, oder wissen sie es nicht? Ich werde es nie erfahren.“

Es kehrte neuerlich Stille ein, ehe der Vater ganz in Gedanken verloren und geistesabwesend, auf den Saiten seiner Zither herumzuzupfen begann und diesen unzusammenhängende Akkorde entlockte, was er nur deshalb tat, um die un-

heimliche Stille und Ungewissheit zu vertreiben, die uns allerorts bedrückte und bedrohte.

51.

Der Geist dieser furchtbaren Erzählung verlässt nun die Erinnerungen von einzelnen Protagonisten und begibt sich in die Seiten der lokalen Presse, die von der seinerzeitigen Not und Qual Zeugnis ablegen.

Bereits im zweiten Kriegsjahr zog der Hunger in Sarajevo ein, und die Straßen wurden von zahllosen Bettlern bevölkert, die der Tod wie Fliegen dahinraffte. Die Leichname wurden von Bestattern eingesammelt, in Massengräbern verscharrt und mit Kalk bestreut.

Nach dem Hunger begann die Spanische Grippe zu wüten, die sich bis hinauf ins Viertel Bistrik ausbreitete, über Bjelave hinwegfegte, auf das andere Ufer der Miljacka herniederging, die Flanken des Trebević emporstieg, um letztendlich nach Vraca zu gelangen. In der Stadt herrschte eine unerträgliche Hitze, die das Atmen beinahe unmöglich machte, das Fieber grassierte, und niemand wusste, ob man den nächsten Tag noch erleben würde. Die reichen Bewohner der Stadt verkrochen sich hinter den Wänden ihrer Häuser und Hofmauern, aber die Krankheit überwand Zäune und Mauern, schlüpfte durch Schlüssellöcher und brachte allerorts das Verderben mit sich, mit dem, so Pater Puntigam, die Menschen für ihre Verfehlungen bestraft würden.

Was hatte Seyfried über das Gegenmittel gegen die Spanische Grippe in Erfahrung bringen können? Und woher kam sein Wissen? Diejenigen, die es erfahren hatten, wollten davon nichts wissen, denn er empfahl, möglichst viel reines Wasser zu trinken.

Wo hatte er davon gehört?

Es war in Trebinje gewesen, wo die Galgen unaufhörlich in Betrieb standen.

Hänge, um nicht gehängt oder erschossen zu werden. Gott behüte!

Stößt man auf etwas Essbares, so möge man es mitnehmen. Seyfried brachte Tabak mit und tauschte ihn gegen Nahrung, Holz und Medikamente für Otto.

Letztendlich sollte das Wasser Seyfried und seiner Familie das Leben retten. Sie tranken viel klares Wasser, das sie aus reinen, unbedenklichen Quellen bezogen. Ein einfacheres und besseres Heilmittel gab es nicht.

52.

In den geschätzten Notizen von V. B. trifft man auf Seyfrieds Monolog, der letztendlich nicht in den Zeitungen abgedruckt wurde (dabei überrascht die Geduld, mit der V. B. den Monologen des Scharfrichters lauschte):

„Von allen Städten, in die ich dienstlich gekommen bin, war mir Trebinje die liebste und schönste. Heute ist es nicht mehr schwer, dorthin zu gelangen, mit dem Zug ist das ein Kinderspiel, und man fährt dabei auf der schönsten Eisenbahnstrecke mit Blick auf herrliche Landschaften. Am Abend steigt man in Sarajevo ein, und am Morgen empfängt einen das leuchtende Karstgestein. Fast meint man zu träumen, so schön ist alles, eine wundervolle Stimmung, ehe man den Zug in Trebinje verlässt. Hinter einem liegt die Ebene des Popovo polje, die man einen halben Tag durchfährt, gefolgt vom Fluss Trebišnjica und der Stadt. Ich bin in den Bergen geboren, wo es ebenfalls hell ist und nicht dunkel, wie man landläufig meint, ich bin nicht im Wald, nicht in einer Schlucht geboren, wie es sie hier in so großer Zahl gibt, aber dieses Licht meiner

Heimat ist dennoch etwas anderes als das Licht in der Herzogowina.

Warum erzähle ich Ihnen das alles? Wegen der Menschen, einzig wegen der Menschen. Die Menschen ähneln dem Land und dem Stein, nicht aber dieser Helligkeit. Nur selten ist ein Mensch hier von dieser Helligkeit erfüllt und öffnet sich gegenüber seiner Umgebung. Das haben mir auch Geistliche gesagt. Lange Zeit habe ich nicht verstanden, warum das so ist, aber nach dem Attentat und dem Kriegsausbruch, vor allem in den Jahren 1915 und 1916, ist mir alles klar geworden. Niemals habe ich verstanden, warum alte und junge Menschen gleichermaßen zu so großen, oft unnötigen Opfern bereit sind. Irgendjemand hat einmal über die Montenegriner gesagt, dass sie sich in ihrer Opferbereitschaft wie Wäsche an die Bäume knüpfen lassen und eher Helden denn menschlichen Wesen gleichen. Das könnte man auch über die Herzegowiner sagen, die im Raume Trebinje und Nevesinje leben.

Zuerst hat man sie aus Sicherheitsgründen zur Bewachung der Bahnstrecken, Brücken und anderer Objekte abgestellt. Die hervorragendsten unter ihnen, so war damals die Annahme, würden eine Garantie dafür darstellen, dass es zu keinen Sabotageakten kommen werde. So waren nun eben einmal die Zeiten. Der Staat musste sich vor Saboteuren schützen. Ich weiß, dass Sie das alles anders sehen, aber Sie sollen ruhig auch die andere Seite hören, von der heute niemand mehr spricht. Obwohl ich nichts Schlechtes getan habe, wiewohl ich natürlich als Scharfrichter die Höchststrafe verhängt habe. Besonders schlimm war es in diesen zwei Jahren, als die Galgen gar nicht mehr zur Ruhe gekommen sind, und es etwa in Montenegro keinen Ort mehr gab, an dem sich nicht ein Galgen befunden hätte. Oft warf man einfach Stricke über Äste und richtete, aus welchen Gründen auch immer, die Menschen am laufenden Band hin. Vor allem Serben und insbesondere politisch Verurteilte. All das ist bekannt. Es gab einen gewissen Vidak Šošić, Schlächter von Beruf, der 1916 elf Menschen

exekutierte. Er hatte von unserem Handwerk natürlich nicht die geringste Ahnung und benötigte oftmals mehrere Versuche. Kaum hing eine Person am Galgen, riss der Strick, auch ein zweiter Versuch war erfolglos, sodass man letztendlich nicht umhingekommen ist, den Verurteilten zu erschießen. Ich weiß vom Schicksal eines alten montenegrinischen Hauptmannes namens Petar Radoman. Nur mit äußerster Mühe konnte ich den Qualen, die dieser Mensch erleiden musste, zusehen, und man hätte ihm die letzten Augenblicke seines Lebens wirklich erleichtern können. Letztendlich hat man ihn erschossen, denn dieser Idiot von Šošić hatte keine Ahnung, wie man hängt. Anstatt von mir zu lernen, hat er es auf seine Art und Weise versucht. Ein Mensch, der etwas weiß und kann, wird hierzulande gehasst. All das muss man wissen, um meine Arbeit und meine Einstellung ihr gegenüber zu verstehen. Nunmehr ist alles das Vergangenheit, die heute nur mehr Sie interessiert. Alle anderen haben nur dafür Interesse, was ihnen gerade durch den Kopf geht. Vielleicht ist das ja auch bei Ihnen so, aber ich will Ihnen dennoch alles erzählen. Ich kann es nicht verstehen und werde es auch nie, warum sich die Leute vor mir fürchten. Warum sagt man, dass ein Rauchfangkehrer Glück bringt und ich Pech?! Um mich beurteilen zu können, und ich bin überzeugt davon, dass auch Sie deshalb hier sind, müssen Sie wissen, wie die anderen an diese Arbeit herangegangen sind und wie ich. Worin lag der Unterschied, was war der Grund, warum war ich besser als alle anderen?

Aber worüber wollte ich eigentlich berichten, und warum bin ich jetzt so weit abgeschweift? Die Rede war, glaube ich, von Trebinje. Oft habe ich auf den ständigen Reisen zwischen Bosnien und Montenegro zehn Menschen auf einmal gehängt. Angefangen von jungen Menschen, bei denen ich nicht wusste, ob sie schon volljährig waren, bis hin zu Alten und Greisen. Einmal war ich nach diesem Vidak an der Reihe und habe neun Menschen ohne den geringsten Fehler exekutiert. Das

war auf einer Anhöhe oberhalb der Stadt, an einem Ort, den man Crkvina nennt. Der Blick auf die Stadt ist von dort oben herrlich, man sieht die langsam und träge dahinfließende Trebišnjica, wie sie einen Bogen beschreibt. Es war ein wunderschöner Tag, wenn auch kalt, und der Wind kam von Norden. Ich weiß noch, dass ich beim Blick von dort oben kaum Menschen in den Straßen sehen konnte, ganz so, als sei die Stadt ausgestorben. Oder vielleicht war es auch nur einer meiner Träume, in denen Menschen keinen Platz haben. Zumindest nicht diese Menschheit. In diesem Jahr habe ich die Exekutionen zu hassen begonnen, auch die von Kriminellen. Von den Politischen will ich gar nicht reden. Der Kaiser war tot, und warum sollte ich in seinem Namen weiterhin Menschen aus dem Leben reißen? Ja, das waren damals meine Gedanken. Ich bin zu einem Gegner der Todesstrafe geworden. Und besäße ich meine Zither nicht – ich wüsste nicht, wie ich das alles ertragen soll. Ich würde es wohl auch nicht ertragen.“

53.

In dieser Geschichte spricht Pauline Freundlich, während Seyfried die Stimme entzogen wird, was möglicherweise gar nicht notwendig gewesen wäre. Es ist durchaus denkbar, dass sich die beiden gesucht haben und einander auch gebraucht hätten, aber sie sollten einfach nicht zueinander finden, sondern getrennt in Raum und Zeit alleine durchs Leben schreiten. Wann immer das Wort auf Ottos Mutter fällt, die mit den Jahren immer weniger Seyfrieds Frau war, dann zuckt die Erzählung zusammen, weil sich wohl Schlimmes und Trauriges anzukündigen droht.

Die Zeiten des Aufsuchens heiliger Orte und des Hoffens auf ein Wunder waren vorüber, und das Leben mit dem missgestalteten Sohn ging seinen ärmlichen Gang, der noch vom Geruch des Schießpulvers und von Kanonendonner begleitet

wurde. Pauline litt unter Übelkeit, Flüssigkeitsverlust und zunehmendem Verfall ihrer Kräfte.

Als Seyfried eines Tages von einer Reise heimkehrte, traf er sie beinahe ohne Bewusstsein an. Otto hatte sich über seine Mutter gebeugt, um verzweifelt festzustellen, ob sie noch am Leben war oder zu den Engeln im Paradies entschwebt war. Seyfried erinnerte sich an ein altes Heilmittel gegen die Ruhr, das ihm vor langer Zeit, als auch er keinen Bissen Brot und keinen Schluck Wasser im Magen behalten konnte, Doktor Kretschmar verabreicht hatte. Man musste Roggenbrot backen, dieses in der Mitte auseinanderschneiden und in Schnaps einlegen. Sodann musste es gut gepfeffert werden und möglichst heiß auf den Magen und auf den Rücken gelegt werden. Diese Prozedur musste man mehrmals wiederholen. Aber woher sollte er nun all die benötigten Zutaten nehmen?

Manchmal ereignen sich im Leben Wunder, und das irdische Leben nimmt erst dann sein unwiderrufliches Ende, wenn Gott sein finales Wort gesprochen hat. Die Nachbarin Marija, mit der Seyfried vor zwanzig Jahren eine Beziehung unterhalten hatte, backte aus ihren letzten Mehresten ein Brot, während Seyfried Schnaps und Pfeffer auftrieb. Der Kampf um Paulines Leben sollte drei Tage dauern und Tag und Nacht, ohne Unterbrechung geführt werden. Letztendlich gelang es ihnen, Pauline von den Toten aufzuerwecken, doch blieben jedwede Worte des Dankes aus. Und das obwohl sich Marija im Hintergrund gehalten hatte, wohl wissend, was sie und Seyfried vor vielen Jahren Pauline angetan hatten.

Sie wollte einfach nur sterben!

Niedergeschlagen ob dieser Erkenntnis, sollte Seyfried nie mehr wieder versuchen, ihr zu helfen. Obwohl sie von der Ruhr genesen war, verweigerte sie weiterhin jede Nahrungsaufnahme und überließ ihre ohnehin kargen Portionen ihrem Sohn Otto. Der Todeskampf kehrte später zurück, nunmehr

mit bereits absehbarem Ende. Man setzte sie am Koševo-Friedhof oberhalb des neu errichteten Krankenhauses bei.

54.

Das, worauf er gehofft hatte, wovor er aber gleichzeitig auch ein wenig Angst hatte, trat ein: Beinahe das ganze Jahr 1917 hatte Seyfried nichts zu tun. Mehrmals suchte er das Gericht und das Militärkommando auf, um in Erfahrung zu bringen, ob man ihn vielleicht pensioniert oder vergessen hatte. Bei seinem dritten oder vierten Besuch teilte ihm ein junger Beamter schließlich vertraulich mit: „Kaiser Karl hat alle zum Tode Verurteilten begnadigt und die Exekution der Todesstrafe bis auf Weiteres untersagt.“

„Warum wurde die Todesstrafe aufgehoben?“, fragte Seyfried verwundert.

„Sie darf mit sofortiger Wirkung nicht mehr verhängt werden, so wurde es angeordnet. Geh nach Hause und ruh dich aus, spiel ein wenig auf deiner Zither.“

Ja, das war nun wahrhaftig das Einzige war ihm geblieben war, aber auch das Zitherspiel bereitete ihm immer weniger Vergnügen. Diese Entscheidung kommt nicht zufällig, da steckt etwas Größeres dahinter, ging es ihm durch den Kopf, als er den schmalen Weg hinauf zu seinem Häuschen emporstieg. Die Nachricht von der plötzlichen Aufhebung der Todesstrafe nach so vielen Hinrichtungen in den letzten zwei, drei verfluchten Jahren rief in Seyfried krampfhaft Empfindungen hervor, die sich – einer schweren und unheilbaren Krankheit gleich – seines Körpers bemächtigten. Denn diese Entscheidung kündigte große Veränderungen an, über die anderswo vielleicht bereits gesprochen wurde, die man hier aber mit keinem Wort erwähnen durfte. Oder vielleicht war es mittlerweile ja auch anders, und man hatte es Seyfried bloß noch nicht gesagt? Aber wie und wo hätte er es auch erfahren sol-

len, denn um die Gaststätten machte er inzwischen einen weiten Bogen, und Doktor Kretschmar war verstorben, sodass seine einzigen Informationsquellen versiegt waren. Sein Verdienst war auf ein Minimum geschrumpft und so miserabel, dass es gerade noch für die Begleichung der Miete reichte. Zwar hatte es auch früher Jahre gegeben, in denen er nicht allzu viel zu tun gehabt hatte, aber gänzlich niemanden zu exekutieren – das kam für ihn einer Katastrophe gleich. Zumal die Pensionierung noch keineswegs in Sichtweite war!

Bereits vor langer Zeit war ihm klar geworden, dass die Serben mehrheitlich für die Abschaffung der Todesstrafe waren, die bosnischen Muslime jedoch dagegen. Der Grund dafür lag darin, dass sich Serben am häufigsten am Galgen wiederfanden, wiewohl es auch unter den anderen Nationen Kriminelle gab, um deren Kopf sich die Schlinge zuzog.

55.

Abgesehen von einer einzigen, sollten sich alle Befürchtungen Seyfrieds bewahrheiten. Die Ereignisse entwickelten sich einer elementaren Naturkatastrophe gleich, ohne die Einheimischen nach ihren Wünschen zu fragen.

Am 6. November 1918 zog die erste Einheit der serbischen Armee in Sarajevo ein.

Es gab keinerlei Kämpfe, die Stadt wurde von niemandem verteidigt, und die einziehende Armee wurde nicht als feindlich empfunden. Die Bevölkerung war in der Stadt geblieben, so auch die Mehrheit all jener, die nicht in Sarajevo geboren worden waren, sondern ihren Wohnsitz im Dienste des soeben zerfallenden Staates hierher verlegt hatten. Ähnlich stellte sich die Lage auch in den anderen Städten des Landes dar. Einzig die Hotels begannen sich zu leeren, um neue Gäste aufzuneh-

men. Gleichzeitig ereigneten sich an verborgenen und für die Öffentlichkeit nicht einsehbaren Lokalitäten zahllose kleine Dramen. Die Protagonisten dieses Schauspiels waren müde, der Regisseur war verschwunden, und über all dem wachte das mickrige, herbstliche Licht der städtischen Straßenbeleuchtung.

Seyfried wusste nicht, was in der Stadt vor sich ging, ja er gelangte nicht einmal an die elementarsten Informationen, war aber fest entschlossen, in der Stadt zu bleiben. Am 15. November traf der Heerführer Stepa Stepanović in Sarajevo ein und betrat eine Stadt, in der es an allen Ecken und Enden brodelte, so auch unterhalb von Seyfrieds Häuschen.

Jetzt ist dieser Augenblick also gekommen, dachte sich Seyfried, während er in Gedanken verloren auf seiner Zither herumzupfte, es musste ja auch so kommen, es musste ja so sein!

Von unten, vom Abhang her, vernahm er Stimmen, die „Herzlich willkommen, unsere lieben Brüder!“ riefen, wobei es ihm erschien, als könne er in das freudige und zugleich entschlossene Rufen einstimmen und es mit seiner Zither musikalisch untermalen. Er dachte an seinen Bruder, der vor langer Zeit irgendwo oben in den Wäldern von irgendwem getötet worden war. Getötet und vergessen. Wie so viele andere in diesem Land auch, die eines sinnlosen Todes gestorben waren.

Vor wie vielen Jahren war Hans verschwunden? Es werden wohl an die dreißig sein, ein gutes halbes Menschenleben also. Die darauf folgende zweite Hälfte war es ohnehin nicht wert, gelebt zu werden.

Herzlich willkommen, herzlich willkommen ... Seyfrieds Finger schienen dem Rhythmus dieser Worte wie von selbst zu folgen, während seine Stimme versagte. Gesungen hatte er nie, und er würde es auch in Zukunft nicht tun.

56.

Man könnte sagen, dass der objektive Geist der Erzählung ein neutrales Bild des serbischen Einmarsches in Sarajevo zu zeigen bemüht ist, doch erscheint eine solche Beschreibung wohl unzureichend. Denn um erkennen zu können, was in diesen Tagen tatsächlich geschah, müsste man mehrere tausend einzelne Einmärsche, Gedanken und Empfindungen darlegen. Die in Sarajevo einziehenden Soldaten waren nicht Teil eines Söldnerheeres, das mit den Menschen der Stadt in keinerlei Beziehung stand. Ganz im Gegenteil – es gab zahlreiche Berührungspunkte und auch Rechnungen zu begleichen, sei es freundschaftlicher oder feindseliger, privater oder allgemeiner, patriotischer oder pseudopatriotischer Natur. Man müsste auch Tausende Begegnungen und die Erwartungen all jener Menschen beschreiben, die die Neuankömmlinge mit offenen Armen empfangen, ebenso wie auch die Angst all derer, die hinter einem Spalt zur Seite gezogener Vorhänge auf das künftige Kai des Heerführers Stepa Stepanović blickten, sowie die Empfindungen derjenigen, die auf ihren gepackten Sachen saßen und die Stadt auf schnellstem Wege verlassen wollten. Für Letztere gab es mit dem Buchstaben G versehene Wagen, mit denen gerettet werden konnte, was zu retten war.

Zwei Jahre waren mittlerweile seit jenen Tagen vergangen, in denen Alois Seyfried, einem schwarzen Todesengel gleich, von Kotor bis Kolašin durch ganz Montenegro gezogen war und dort den jungen Vlatko Vešović exekutiert hatte, während sein Gehilfe Florian Mausner, ein ausgesprochener Schweinskerl, für die Hinrichtung von Vešovićs Freund, des Dichters Radulović, und des Hauptmanns der aufgelösten montenegrinischen Armee, Mijat Redžić, gesorgt hatte. Seit diesen Tagen gingen einem der Heerführer der Aufständischen, Professor Jovan Radović, diese Hinrichtungen nicht mehr aus dem Kopf und er sann auf Rache an den Exekutoren. Am wichtigsten sei

es, pflegte Radović zu sich und seiner Umgebung zu sagen, auf Gott zu vertrauen, in dessen Händen das Schicksal der Urteilsverkünder aus den Reihen der einstigen Staatsmacht liege. Diese seien für ihn außer Reichweite, aber sie würden vom Allmächtigen schon ihre gerechte Strafe bekommen. Er, Radović, könne jedoch sehr wohl an denjenigen gelangen, der diese Urteile vollstreckt, Galgen angefertigt und Schlingen um Hälse gelegt hat. Auch dessen Leben müsse an einem Galgen enden. „Herr im Himmel“, presste er durch seine vom Tabak schwarz gefärbten Zähne hervor, „ich werde den Henker persönlich aufhängen. Ich werde diesen Todesengel an den erstbesten Ast in Sarajevo knüpfen.“ Auf seinen leidvollen und entbehrungsreichen Wegen durch die montenegrinische Bergwelt vermeinte er sich immer öfter bereits dort zu sehen, wo er hinwollte, nämlich in die Reihen der siegreichen Armee, um sodann in Sarajevo seine Absicht in die Tat umsetzen zu können. Dieses Ansinnen widersprach jedoch den Anordnungen des Oberkommandos und von Stepa Stepanović, die eindeutig zu verstehen gaben: „Die Stadt darf nicht geplündert werden, Gerechtigkeit darf nicht willkürlich auf der Straße geübt werden!“ Aber für Radović war klar, dass er erst dann Ruhe finden könne, wenn er all die unschuldig am Galgen gelandeten jungen Opfer gerächt hatte.

Der Rachefeldzug des Heerführers Jovan Radović sollte seinen Anfang sodann in der befreiten Stadt Kolašin nehmen, wo er vor den zahlreich versammelten Einwohnern eine auf-rührerische, proserbische Rede hielt. Die Kaserne, in der man einst Vljako Vešović festgehalten hatte, war nun leer und unbewacht, weil die entwaffneten österreichischen Soldaten die Stadt Hals über Kopf verlassen hatten. Ob diese Entwaffnung freiwillig oder gewaltsam vonstattengegangen war, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis. Vom Volk verlangte der Heerführer, dass es auf Rache verzichten möge. Es war ein ausnehmend kalter Oktober mit Regen und Schneeschauern und nur einigen wenigen sonnigen Tagen. Kalt war dennoch nie-

mandem. Diejenigen, die die Spanische Grippe überlebt hatten, an der mehr Aufständische zu Grunde gegangen waren als an österreichischen Patronen, fühlten sich für ihren Feldzug bereit. Es standen ihnen Kämpfe zur Befreiung der größeren Städte und ein Vorstoß über die Herzegowina bis nach Sarajevo bevor. Einige hätten es zwar lieber gesehen, sich auf die Befreiung Montenegros zu beschränken und sich sodann König Nikola anzuschließen, aber das durfte man im Beisein des Heerführers Radović keinesfalls öffentlich aussprechen. Man wäre sofort nach Hause geschickt und aus der Armee entlassen worden. Einige seiner Soldaten sollte Radović auch festnehmen lassen. Gemäß dem Befehl des Kommandanten der Adriatischen Truppen, Oberst Milutinović, belagerte er die Stadt Nikšić, um sodann mit einem brillanten Sieg in die militärischen Geschichtsbücher einzugehen. Oberst Milutinović hinterließ eine schriftliche Bewertung dieses Sieges: „Diese Operation wurde derart gut und tapfer ausgeführt, dass sie ihresgleichen in der Geschichte des Partisanenkampfes sucht!“ Sogleich danach erteilte der Oberst an Radović den Befehl, mit seinen Einheiten in Richtung Herzegowina vorzudringen und sich dann auf Sarajevo zuzubewegen.

Nachdem er auch das Kommando über die Einheiten des weithin bekannten Četnikführers Kosta Pećanac übernommen hatte, marschierte Radović als Vorhut der siegreichen Armee von Stepa Stepanović in Sarajevo ein. Und wie immer in solchen Fällen, wenn eine Armee abzieht und eine neue an ihre Stelle tritt, war die Bevölkerung erfüllt von Sorge und Befürchtungen, doch sollte in Sarajevo die Freude überwiegen; die ganze Stadt war auf den Beinen und stimmte einen Jubelgesang auf Radović an, der sich mit seinem Stab im Hotel *Evropa* einquartiert hatte. Im großen Saal des Restaurants von Jeftanović gab man sich die ganze Nacht dem Tanze hin, wobei sich der Wirt und Gastgeber vor lauter Freude und Begeisterung einem Herzversagen nahe wähnte: „Ganz egal, was jetzt noch passiert, ich habe das hier erleben dürfen, und da

macht es gar nichts aus, wenn ich auf der Stelle tot umfallen sollte“, stammelte er in einem tranceähnlichen Zustand inmitten von dichten Tabakrauchschwaden, die kaum einen Blick auf die Rangabzeichen der hohen serbischen Offiziere freigaben.

Freude und Genugtuung verspürten auch der Heerführer Radović und sein Adjutant, der junge Rašo Popović, der sich und seinen Vorgesetzten mit Speisen und Getränken versorgte. Vollständig bekleidet lagen die beiden auf ihren Betten und lauschten bei geöffnetem Fenster den Stimmen und vereinzelt Schusswechseln irgendwo in der Stadt. Radović legte seinem Adjutanten den Plan für die am nächsten Tag bevorstehende Geheimoperation dar, die die Ergreifung des Scharfrichters Alois Seyfried samt anschließender Exekution auf dem Berg Trebević vorsah. Die Kontaktperson, die Seyfrieds Wohnort kannte, würde um sieben Uhr morgens vor dem Hotel warten. Voll adjustiert schliefen Radović und Popović schließlich bei offenem Fenster ein, durch das die angenehme Kühle der Nacht in ihr Zimmer im zweiten Stock drang.

Um acht Uhr begab sich der Unbekannte, der vor dem Hotel eine ganze Stunde auf die beiden Herren aus der serbischen Armee gewartet hatte, an die Rezeption, um sich nach deren Verbleib zu erkundigen. Vom diensthabenden Angestellten, der die Zimmerbelegung im gesamten Hotel auswendig zu kennen schien, wurde er auf Zimmer 211 geschickt. Sein Klopfen verhallte ohne Reaktion, woraufhin der Unbekannte die Klinke der unversperrten Tür ergriff und vorsichtig das Zimmer betrat. Sofort fiel sein Blick auf die beiden Offiziere, die seltsam verkrümmt auf ihren Betten lagen und tot zu sein schienen. Er schlug Alarm, auf den Befragungen, Flüche und Drohungen folgten. Doch all dies konnte nichts an der Tatsache ändern, dass der Heerführer Jovan Radović und sein Adjutant Rašo Popović tot waren und wohl eines gewaltsamen Todes gestorben waren, der höchstwahrscheinlich die Folge einer Vergiftung war.

Stepa Stepanović, der erst zehn Tage später triumphierend und unter großem Jubel in Sarajevo einzog, ordnete mittels Telegramm unverzüglich eine Untersuchung an, die jedoch ergebnislos endete. Und so kam es, wie es kommen musste, denn Montenegriner wären keine Montenegriner, wenn sie nicht allzeit und unverzüglich einen Verdächtigen zur Hand hätten. In diesem Fall war es Miloš Ljeskovac, der Zivilkommissar für die Stadt Kolašin während der österreichisch-ungarischen Besatzung, der für zahlreiche Gräueltaten, Vertreibungen und Hinrichtungen verantwortlich gezeichnet hatte. Er hatte Kolašin gerade noch rechtzeitig verlassen können und legte nun gegenüber der serbischen Armee in Sarajevo ein über alle Maßen loyales Verhalten an den Tag. Diese Loyalität sollte ihm seitens der neuen Macht in gleichem Maße gedankt werden, und schon bald wurde Ljeskovac als wertvoller Berater in allen möglichen Fragen angesehen. Anstatt im Gefängnis sitzt dieses Scheusal Ljeskovac nun in Sarajevo, wo er in den besten und höchsten Kreisen verkehrt, konnte man in Kolašin erzürnt vernehmen. Seinerzeit hatte ihn sein Weg in die andere Richtung geführt, nämlich aus Sarajevo nach Kolašin, wo er im Verband der Besatzungstruppen Karriere als Polizeikommandant gemacht hatte. „Er kennt jeden Winkel der serbischen Seele“, pflegte man in den Polizeiwachstuben in Sarajevo über ihn zu sagen. Ljeskovac liebte es, seine dienstlichen Berichte mit irgendwelchen lateinischen Sprichwörtern und Redensarten zu verzieren, darunter etwa mit „Lex semper dabit remedium“⁷, was in seiner Auslegung bedeutete, dass man vor dem Gesetz keine Angst zu haben brauche, weil es schon sehr gut wisse, wie mit den Unglücklichen zu verfahren sei, die sich „im Dienste der großserbischen Idee feindlich gegenüber der k.u.k. Armee verhalten hatten“.

⁷ „Das Gesetz wird immer ein Mittel geben.“

Neben Ljeskovac wurden auch andere ehemalige Beamte aus dem Raum Kolašin als potenzielle Mörder von Radović und Popović verdächtigt, nämlich Savo Medenica und ein gewisser Milo Dožić, der nach der Einnahme von Podgorica durch die serbische Armee zum lokalen Gerichtspräsidenten ernannt wurde. Jeder dieser beiden hätte ein – wenn auch etwas weithergeholtes – Motiv für die Tat besessen, denn in den Augen von Radović waren Medenica und Dožić Kollaborateure und Ausgeburten der Hölle, die er nicht zu Gesicht bekommen wollte. Das war aber auch schon alles, und es erscheint eher unwahrscheinlich, aus derartigen Motiven der persönlichen Abneigung heraus, zum Äußersten zu greifen und einen Mord zu begehen. Denn in jenen Tagen, als das menschliche Leben wertlos war, man für ein Stück Brot Vater und Mutter verraten hätte und es beinahe unmöglich war, einen Menschen zu finden, der kein Spion war, stellte Kollaboration mit den Besatzern wohl keine übermäßige Sünde dar. Aber diesen Umstand begann man allerorts schon bald zu verdrängen, denn man sah sich nunmehr in Sarajevo mit neuen Herausforderungen und Ängsten konfrontiert, die es erschwerten, das eigene Leben in neue Bahnen zu lenken.

Auf der später gefundenen und bereits erwähnten Fotografie mit den Besatzungstruppen und ihren montenegrinischen Helfern, die, wie es damals üblich war, in drei Reihen aufgestellt waren, konnte man in der ersten Reihe, in der sich für gewöhnlich die wichtigen Persönlichkeiten versammeln, die drei Verdächtigen im Falle des Anschlages auf den Heerführer Radović erkennen.

Radovićs Bruder Sava, der von einem Fenster seines Hauses aus die Entstehung dieses Fotos mit eigenen Augen mitverfolgt hatte, war nach dem Tod seines Bruders ausgezogen, um in der Gegend des Flusses Morača nach den Tätern zu suchen. Im Gegensatz zu Jovan, der wortlos die Schule verlassen und sich den Aufständischen angeschlossen hatte, sprach Sava öffentlich davon, dass man das heimische Kollabora-

teurs-Gesinde abschlachten müsse. Gnade dürfe es dabei keine geben, denn dann würde dieser Abschaum auch in Zukunft Schwierigkeiten bereiten. Nun sah er die Stunde der Rache gekommen. Er hatte sich vor das Gerichtsgebäude in Sarajevo begeben, wo er am helllichten Tage auf Milo Dožić wartete. Seine rechte Hand, in der sich der Revolver befand, hielt er mit einem schwarzen Mantel bedeckt, den ihm Vljako Vešović vor vier Jahren aus Paris mitgebracht hatte. Er war aufgeregt, verspürte einen Krampf in der rechten Hand und ein Zittern am ganzen Körper. „Gott steh mir bei, Gott steh mir bei ...!“, sprach er im Stillen das Gebet des Heiligen Sava. Nach geraumer Zeit fiel sein Blick schließlich auf die Zielperson.

„Sind Sie Milo Dožić?“, fragte er.

„Ja, ich bin Milo Dožić“, erhielt er ruhig zur Antwort.

Sava zog seinen Revolver hervor und gab einen tödlichen Schuss ab. Er wurde festgenommen und zu einer langen Freiheitsstrafe verurteilt, doch sollten andere seinen Rachefeldzug fortsetzen. Denn der Tod legt nur kurz eine Pause ein, um sodann seinen Weg durch Raum und Zeit fortzusetzen. Wie auch das Verbrechen, auf das stets die Vergeltung folgt.

Alois Seyfrieds Person war in diese Geschichte in keiner Weise physisch involviert. Wie auch die übrigen nichtserbischen Bewohner Sarajevos, konnte er in den langen Nächten kein Auge zutun und hielt sich in seinem Haus versteckt, wo er Schritten lauschte, die sowohl in der Realität, teilweise aber auch nur in seiner Phantasie zu vernehmen waren. Der Unbekannte, der vor dem Hotel *Evropa* seinerzeit auf Radović und Popović gewartet hatte, um an Seyfried grausame Rache zu nehmen, vertraute sich dem ehemaligen österreichischen Scharfrichter ein Jahr später an. Seyfried selbst jedoch sollte diese Geschichte mit ins Grab nehmen, denn er erzählte sie niemanden, nicht einmal seinem Sohn Otto.

57.

Mit den ganzen Ereignissen rings um mich herum habe ich nichts zu tun. Die einen kommen, die anderen gehen, aber was bedeutet das für mein Leben? Natürlich könnte man sagen, dass es sehr wohl etwas bedeutet, und ich möchte dem auch gar nicht widersprechen. Mein Vater sah die Dinge damals so:

„Das hier ist ein Umsturz. Da hat man vierzig Jahre hier gearbeitet, und nun muss man gehen. Die Türken waren vierhundert Jahre hier und sind weggegangen. Manche sind geblieben, manche fortgezogen. Ich habe vielen beim Weggehen zugesehen, begleitet von Beleidigungen, obwohl sie ja gar keine andere Heimat besessen haben. So wird es auch uns ergehen. Was sollen wir beide also tun? Bleiben wir einfach da, was auch immer kommen mag.“

Bis heute weiß ich nicht genau, warum er sich zum Bleiben entschlossen hat. Die Gründe, die er mir genannt hat, hätten sich auf uns beziehen können, aber nicht zwangsweise auch müssen.

„Weggehen kann man immer, so lange man bei klarem Verstand und bei Kräften ist. Was glaubst du, Otto, wie viele Richter gibt es in diesem Land?“

Nur selten nannte er mich beim Namen, ganz so, als ob es ihm unangenehm wäre. Jedes Mal, wenn er meinen Namen aussprach, hat mein Herz Luftsprünge gemacht, wie bei einem Kind, das von seiner Mutter gelobt wird.

„Es gibt viele Richter. Denn sehr viele Menschen wurden zum Tode verurteilt, vor allem in den Jahren des Krieges. Was aber soll nun mit den neuen Verurteilten geschehen, mein Lieber? Werden sie erschossen, erhängt? Und was meinst du, wer eine Strafe durch Tod am Galgen exekutieren soll? Ich oder dieser Kretin Mausner? Oder dieser junge Hart mit seinem nur nussgroßen Hirn. Wenn man zu mir sagt, dass ich Todesurteile vollstrecken soll, dann tue ich das auch.“

In den damaligen Tagen und Nächten konnte ich seine Gedankengänge und Ängste sehr gut spüren.

Beim Warten auf die neue Staatsmacht und die neue Armee, von der man nicht wusste, ob sie als Befreier oder Besatzer kommen würde, durchlebte mein Vater, Alois Seyfried, die gleiche Ungewissheit wie all jene, die auf die Entscheidung warteten, ob sie nun gehängt oder begnadigt würden. Die Zeit schien stillzustehen, und man empfand den fiebrigen Schauer dieser Tage wie das Fieber eines riesenhaften, amorphen Drachens, der sich die Körper der Menschen einverleibt hatte. Man war Teil dieses Wesens, von dem man nicht wusste, ob es genesen oder sterben würde. Früher war dieser Drache ein osmanischer gewesen, ein Drache, den man zu töten trachtete, was letztendlich auch gelang. Später folgte ein österreichischer, der nun von einer vielköpfigen Hydra abgelöst wurde, bei der man lange Zeit nicht wusste, welcher Kopf den Sieg davontragen würde.

Mein Vater fragte mich, ob ich wisse, was der ehemalige Militärgouverneur, General Stjepan Sarkotić, über die im Krieg Hingerichteten gesagt habe. Auf meine verneinende Antwort hin ließ er es mich wissen: „Sehen Sie, meine Herren, heute sind diese Menschen Hochverräter! Wenn aber der Krieg einmal zu Ende ist, wird es heißen, dass diese Menschen Märtyrer und die größten Helden ihres Volkes waren.“

Ich weiß nichts über Märtyrer, denn ich leide meine eigenen Qualen, die mir vollkommen ausreichen. Die Qualen des Vaters versuche ich mir vorzustellen, ebenso wie auch die Ungewissheit in der ersten Nacht, nachdem die Sieger ihre Herrschaft in der Stadt angetreten hatten. Aber immerhin war nun Ruhe eingekehrt, es gab keine Morde, Rachefeldzüge oder Brandschatzungen. Die einzigen verbliebenen Bedrohungen waren Krankheit und Hunger.

58.

Die unveröffentlichten Aufzeichnungen von V. B.

Mein Vater überraschte mich mit seiner Kenntnis über die Entwicklung der Dinge und auch dadurch, dass ihm die Namen der politischen Hauptexponenten jener Tage bekannt waren. Letztendlich muss ich mir eingestehen, dass ich mir einen Henker anders vorgestellt habe. Ich hatte den Eindruck, als würde ich mit einer hochgebildeten Person sprechen, die sich Zeit ihres Lebens mit unterschiedlichen Wissensgebieten befasst hatte. Er hat sein Handwerk gelernt und ist nun weise geworden, pflegt man gelegentlich zu sagen. Aber geht es hier wirklich nur um das Handwerk oder steckt vielleicht mehr dahinter?

„Ich habe die Ereignisse genau verfolgt, und bereits im folgenden Jahr sind an den Schalthebeln der Macht, der auch ich einst angehört habe, gänzlich neue Personen gesessen. Darunter auch der Sieger über unsere Generalität, der geheimnisumwitterte Stepa Stepanović, der unsere ehemalige Residenz bezogen hat. Er wollte keinen Palast, denn an Luxus war er nicht gewöhnt. Die Menschen haben ihn aufgesucht, um sich vor ihm zu verneigen und etwas über die Zukunft zu erfahren. Er hat sich aber immer bedeckt gehalten. All jene Zugewanderten, die in der Stadt geblieben sind, haben sich selbst als loyal erachtet und sind auch in den Staatsdienst aufgenommen worden. An Fachleuten hat es aber trotzdem an allen Ecken und Enden gemangelt. Entweder man versteht etwas von seiner Arbeit oder eben nicht, hat man damals gesagt. Wer von seinem Beruf eine Ahnung hatte, hat auch eine Arbeit bekommen. Und es war auch wichtig, dass man an seinen Händen kein Blut kleben hatte, wie man es damals bezeichnet hat. Das hat mich etwas beunruhigt, obwohl an meinen Händen natürlich kein Blut geklebt hat. Dabei haben einige auch an

mich gedacht. Ich habe genau verfolgt, wer in welchen Gerichten tätig war, denn das war für mich das Wichtigste. Wenn nun Leute vom anderen Drinaufer gekommen wären, was ich erwartet habe, dann wäre es finster für mich geworden. Aber das war nicht der Fall. Es hat einfach zu wenig Richter gegeben, und man konnte auch keine aus dem Hut zaubern. Im Kreisgericht von Sarajevo sind die Richter von früher in ihren Ämtern geblieben, so auch der Gerichtspräsident Ilnitzki, ein angesehener älterer Herr, der auch während der Ermittlungen zum Attentat an der Spitze des Gerichts gestanden hatte. Soweit ich mich erinnern kann, ist auch in Banja Luka der alte Richter, ein gestrenger Herr namens Emil Navratil, in seinem Amt verblieben. Ich erwähne ihn deshalb, weil er mich mehrfach gelobt hat. Ich kann mich noch an unser erstes Treffen erinnern, als er zu einer Exekution gekommen ist, um zu sehen, wie ich arbeite. „Wahrhaft meisterlich, Seyfried!“, ließ er mich danach wissen. Auf dieses Lob war ich sehr stolz. Denn immerhin stammte es aus dem Munde eines Kenners der Materie. Er sagte, dass Menschen wie ich für die Einhaltung der österreichischen Gesetzgebung und für die Sicherheit der Monarchie sorgen würden. Aber kommen wir zu den anderen Richtern. Über einige Ernennungen war ich sehr erstaunt. Dies betraf auch die Serben von Sarajevo, die bereits in der früheren Staatsmacht wichtige Ämter innegehabt hatten und nun ihren Augen und Ohren nicht trauen wollten, weil sie in ihren Ämtern verbleiben konnten. Warum sollte es sich da mit den Scharfrichtern anders verhalten? Entweder man bringt weiterhin Menschen an den Galgen, oder man schafft die Todesstrafe ab. Wenn man aber weiterhin Exekutionen durch den Strang durchführen lässt, dann sollten diese auch von Fachleuten vorgenommen werden. In diesem Falle wären Menschen mit Erfahrung im Vorteil. Ich muss aber zugeben, dass ich dennoch etwas überrascht war, als man mich eines Tages ins Gericht bestellt und mir die Ernennung zum staatlichen Scharfrichter mitgeteilt hat. Nunmehr war ich nicht nur für

Bosnien und Herzegowina, sondern auch für den gesamten SHS-Staat zuständig, wie man das Königreich Jugoslawien damals bezeichnet hat.“

Ich war über diese Worte entsetzt, denn ich hatte von alledem keine Ahnung gehabt. Plötzlich versetzten mich die blassen Hände dieses Mannes in blanke Angst, und ich befürchtete, dass sie sich jederzeit um meinen Hals legen könnten. Sie ruhten aber friedlich auf der Zither, und es hatte den Anschein, als ob sie sich von vierzig Jahren harter Arbeit erholen wollten.

59.

Über Zeitungen verbreiten sich Nachrichten sehr schnell und gelangen auch an Menschen, denen sie nicht zgedacht waren. Auch die mündliche Weitergabe von Informationen leistet hierbei einen wesentlichen Beitrag, indem etwa der Satz: „Hast du schon gehört, dass ...“, dazu führt, dass sich eine Neuigkeit in Windeseile ringsum auszubreiten versteht. Manchmal werden Neuigkeiten auch abgewandelt oder – bewusst oder unbewusst – verfälscht weitergegeben, wenn etwa der Empfänger einer Nachricht etwas nicht verstand, überhörte oder eine Neuauslegung vornahm. Die Nachricht von der Überführung der sterblichen Überreste des Attentäters Gavrilo Princip war jedoch derart kurz und prägnant, dass es zu keinen anderen Auslegungen kommen konnte. Seyfried hatte davon lange Zeit nichts gewusst und diese Neuigkeit erst spät von seinem Sohn, Otto, erfahren, der sie irgendwo aufgeschnappt hatte und sie unverzüglich seinem Vater überbrachte. Er war der Meinung, dass diese Information seinen Alten, wie er seinen Vater seit Kindestagen nannte, interessieren könnte. Und er sollte Recht behalten, auch wenn sich der Vater sein Interesse in keiner Weise anmerken ließ. Sein einziges Wort war „Gut“, woraufhin sich sein Blick wieder dem Fenster zuwand-

te, durch das er die unter der Sommerhitze leidende Stadt betrachtete. Der Juni war ins Land gezogen, die Lindenbäume standen in voller Blüte, und die Kirschen direkt hinter dem Haus waren bereits reif. Dies machten sich auch die Kinder zunutze, die die Passanten mit ausgespuckten Kirschkernen bedachten. Hinter dem Haus wuchsen auch Brombeersträucher und ein Zwetschgenbaum. In der ganzen Stadt musste man seine Schritte mit Bedacht wählen, denn menschliche Exkreme als Folge von Durchfall und Übelkeit bedeckten ganze Straßenzüge. In diesen Tagen notierte Seyfried Folgendes:

„Am Tag der Heiligen Kreuzerhöhung, dem 7. Juli 1920, traf in Sarajevo ein Sonderzug mit den sterblichen Überresten Gavrilo Princip und seiner fünf Mittäter ein, die nach einer feierlichen Segnung und Ansprachen in einem Gemeinschaftsgrab auf dem alten orthodoxen Friedhof in Koševo beigesetzt wurden. Mit ihnen wurde zum zweiten Mal auch Žerajić beigesetzt, der das misslungene Attentat auf Varešanin⁸ verübt hatte.“

Fernab von allen anderen stehend, sah sich Seyfried dieses Schauspiel an, obwohl er selbst nicht wusste, warum er eigentlich gekommen war. War es bloße Neugier, oder dachte er etwa an die Komplizen der nunmehr zu Knochen zerfallenen jungen Burschen, welche er bei Kriegsbeginn im Hof des Gefängnisses von Sarajevo an den Galgen gebracht hatte? Es war heiß, und ein trockener Wind wirbelte Staub auf, der den Anwesenden direkt in die Augen geweht wurde, sodass man nicht wusste, ob sie mit den Taschentüchern Sand oder Tränen ob der Trauer um die Beigesetzten abwischten. Seyfried war es mehr oder weniger egal, denn die ganzen Geschichten rund

⁸ Es handelt sich um Marijan Freiherr Varešanin von Vareš, ein kroatischer General der k.u.k. Armee, der das auf ihn von Bogdan Žerajić verübte Attentat am 15. Juni 1910 überlebt hat.

um die Verherrlichung des Attentats von Gavrilo Princip kannte er nur allzu gut.

Aber warum war er wirklich gerade jetzt zum ersten Mal hierher auf diesen Friedhof gekommen, zumal von ihm exekutierte Menschen schon seit vielen Jahren hier ruhten? Man könnte mit einer Gegenfrage antworten: Warum hätte er denn bloß auf diesen Friedhof kommen sollen, auf dem niemand aus seiner Familie beigesetzt war? Oder aber man geht von der Annahme aus, dass Mörder gerne an den Ort ihres Verbrechens oder ans Grab ihrer Opfer zurückkehren. Sollte dies Seyfrieds Motiv gewesen sein, so wäre er ein Mörder gewesen, was er aber natürlich entschieden zurückgewiesen hätte.

Er musste abermals an General Sarkotićs Aussage über Helden und Verräter und die spätere Umkehrung dieser Rollenbilder denken, wobei er abwesend in Richtung Himmel blickte, auf dem ein Sperber seine Runden zog. Was konnte dieser Vogel bloß erblicken, irgendwo hier unten auf der Erde, in irgendeinem Busch? Der Himmel und der Sperber, ein schwarzer Punkt inmitten einer endlosen Bläue, durchsetzt von kleinen Wölkchen, die jenen auf Ottos Bilder glichen. Das erste Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl, dass ihn eine Szenerie des Lebens an die Bilder seines Sohnes erinnerte, die ihm nicht wirklich gefielen. Kindergekritzel, dachte Seyfried über Ottos Bilder. Aber alles, was er sah, hatte neben der Bildhaftigkeit auch eine musikalische Dimension. Eine einfache Dimension, wie auch die Natur eigentlich einfach ist.

Unvermittelt begann eine Melodie in seinem Kopf herumzuspuken, die wie vom Himmel gefallen schien und ihren Ursprung wohl dort hatte, wo der Sperber seine Kreise zog. Diese Melodie musste er im Kopf behalten und niederschreiben. Er wandte sich um und eilte nach Hause. Doch als er zur Zither griff, musste er feststellen, dass ihm die Melodie entfallen war und nicht mehr einfallen wollte. Geblieben war bloß ein einziger Akkord, ein kurzer Akkord in a-Moll mit einer Dauer

von wenigen Sekunden. Als Otto später von einem Ausflug auf den Trebević zurückkehrte, fand er seinen Vater schlafend vor, wobei sein Oberkörper auf dem Tisch ruhte und die linke Hand die Zither umklammerte.

60.

Die Geschichte und Seyfried scheinen ineinander zu verschmelzen, was letzten Endes auch nicht verwundern mag.

Er schloss die Augen und blickte auf seine Vergangenheit; er sah zahllose Galgen, zwischen denen er sich hindurchbewegte. Er sah sie an, als ob sie Obstbäume wären, die gepflegt werden wollten. Niemals hatte er sich neben einem Galgen fotografieren lassen, doch die Bilder hatten sich dennoch klar und deutlich in seinem Gedächtnis eingebrannt, als ob alles erst gestern gewesen wäre. Er konnte sie alle sehen, alle seine Delinquenten, die mit aufgerissenen Augen auf ihn blickten, wohl wissend, dass er über ihr Schicksal entschied. In diesen Augenblicken musste er zu spielen beginnen, denn einzig die Musik konnte diese Geister vertreiben.

Sie suchten ihn auch im Traum auf, wobei sie vor dem Galgen auf und ab gingen und auf ihre erneute Hinrichtung zu warten schienen. Warum bloß träumte er von einem Strick, der riss und einem Menschen, der unablässig und immer wieder an den Galgen geknüpft wurde? Er war riesenhaft und rund wie ein Fass, und man konnte ihn einfach nicht mit dem Rücken am Pflock befestigen, da er unentwegt wie eine Walze umherrollte. Ein solcher Mensch konnte beim besten Willen nicht aufgehängt werden. Er ähnelte irgendwie einem Hajduken aus Nevesinje, der eine halbe Stunde bei vollem Bewusstsein am Strang gebaumelt war und alles um sich herum mitbekommen hatte.

Was für ein Hals, schien einer der Gehilfen zu sagen.

Dabei ging es gar nicht um den Hals, sondern um eine Ve-ne, die irgendwo tief im Fleisch verborgen war und sich nicht abklemmen ließ. Dieser Mensch konnte einfach nicht aufgehängt werden. Man müsse ihn abnehmen und erschießen.

Man müsse ihn begnadigen, warf jemand von der Seite her ein. Wenn man ihn nicht hängen kann, dann heißt das, dass Gott auf seiner Seite steht.

Man möge doch bitte Gott hier aus dem Spiel lassen. Über den Tod entscheidet ein Richter und nicht Gott. Man müsse ihn erschießen.

Seyfrieds Traum sollte niemals das Ende der Geschichte erreichen, sondern kehrte stets zum Anfang zurück. Wie ein erneut aufgerollter Film. Der vollkommen gleiche Film, nur die Nächte der Heimsuchung waren stets neu.

61.

Die unveröffentlichten Aufzeichnungen von V. B.

Ich bin mehrfach auf das Gespräch mit Alois Seyfried zurückgekommen. Warum habe ich das getan? Ich weiß es einfach nicht.

Jedes Mal habe ich aus dem Gespräch ein neues Detail herausgepickt, es bearbeitet und für die Veröffentlichung vorbereitet, um es letztendlich doch zu verwerfen. Die Arbeit hat sich über lange Zeit hingezogen, und ihr Ergebnis ist nun dieser Zeitungstext.

Das, was ich in der Zeitung *Oslobodenje* veröffentlicht habe, ist nur ein kleiner Teil, beinahe nichts. Ich habe Seyfried so skizziert, wie ich ihn mir heute überhaupt nicht mehr vorstellen kann. Oder vielleicht ist das auch nur mein Eindruck. Möglicherweise bin ich unzufrieden, weil ich nicht jemand

anderen habe skizzieren können, eine intellektuell beschlagene und verantwortungsbewusstere Person, wie zum Beispiel die Richter: auf der einen Seite Ilnitzki und auf der anderen Curinaldi, ein Zögling von Pater Puntigam, der den Prozess gegen die Attentäter geleitet hat. Nach Ablegen der Richterrobe ist er in den Habit des Jesuitenordens geschlüpft. Jahrelang hat mich die Frage verfolgt, wie sich ein Mensch für so ein Leben entscheiden kann. Oder auch die Polizisten, die in ihrem Handeln bis heute vereinzelt kleine Spuren des einstmaligen Scharfrichterhandwerks erkennen lassen. Allen voran der Widerling Ivasjuk. Der Untersuchungsrichter Pfeffer hat ein Buch geschrieben, dem zufolge irgendjemand eines Tages einen Roman oder einen Film über all diese Ereignisse produzieren werde. Was mich in diesem Buch jedoch abstößt, ist Pfeffers Bemühen, um absolute Objektivität, denn sobald ein Mensch verkündet, objektiv zu sein, hat er bereits gelogen. Auch ich kann wahrscheinlich nicht objektiv sein, dessen bin ich mir vollends bewusst. Das erkenne ich auch selbst, und niemand muss mich darauf hinweisen.

Dreimal habe ich mich in die Redaktion der *Oslobodjenje* begeben; jedes Mal mit einer neuen Version des Textes. Dem Chefredakteur hat meine Idee prinzipiell gefallen, aber er hat darauf beharrt, auch Details hineinzunehmen, die für mich nicht wichtig waren. Eines dieser Details war der Umstand, dass Seyfried auch im SHS-Staat den Beruf eines Henkers ausgeübt hat. „Das Volk soll sehen, was eine volksferne Staatsmacht so tut“, hat mir der Chefredakteur mehrmals zu verstehen gegeben. Letzten Endes sollte dieser Gedanke auch im Titel stehen und einen Zusammenhang zwischen der Hinrichtung der Mitglieder der *Mlada Bosna* und der unerwarteten Ernennung Seyfrieds zum Scharfrichter im neuen Königreich herstellen. „Kann das heute irgendjemand verstehen, als normal erachten oder gar erwarten?“, wollte er von mir wissen, als ob Seyfried von meiner Wenigkeit zum österreichisch-stämmigen Henker im neuen Staat der Serben, Kroaten

und Slowenen ernannt worden wäre. Ich war über die Ideen des Chefredakteurs nicht begeistert, muss mir aber gleichzeitig eingestehen, dass ich über die eben genannte Tatsache selbst überrascht war. Er hat auch Szenen von Hinrichtungen gestrichen und Seyfrieds Monologe gekürzt, was ich schließlich auch als sinnvoll angesehen habe. Dennoch habe ich mich immer und immer wieder gefragt, wie es denn möglich war, dass der Chefredakteur besser als ich wusste, was an meinem Text gut und was schlecht war. Denn eigentlich war er ein Journalist mit nur bescheidener Erfahrung, der nur selten Texte veröffentlicht hat. Aber, und das war wohl ausschlaggebend – er ist der regierenden Partei nahestanden, was ihn wohl mit einer Selbstsicherheit ausgestattet hat, die einem Literaten immer fehlen wird.

62.

Abgesehen von diesen einigen wenigen Aufzeichnungen, die ich auf Grundlage von Vaters Notizen niedergeschrieben habe, ist es mir nicht gelungen, die Lebensgeschichte meines Vaters zu Papier zu bringen. Aber das schmerzt mich eigentlich nicht allzu sehr, denn wer sollte schon daran Interesse haben? Über meinen Vater weiß ich das, was ich eben weiß, und letzten Endes werden wir beide gemeinsam in der Erde des Koševo-Friedhofes ruhen. Der Zweite Weltkrieg ist vorüber, an den Ersten kann ich mich kaum noch erinnern; es kommen neue Befreier und bringen das Ihrige mit sich, wem nützt da schon das Meinige. Auch die Menschen dieses Landes haben unsere Musik nicht gebraucht, denn sie hatten ja ihr eigenes Gekreische und Gejaule. Ich weiß noch genau, wie verzweifelt und verstört mein Vater war, wenn er den Gesang der Bauern auf der Romanija hören musste. Das klingt, wie wenn ein Bär plötzlich zum Sänger wird, hat er mehrmals gesagt. Aber auch die städtische Zigeunermusik war ihm zuwider, und er hat die

Sängerinnen und Sänger stets von seinem Tisch weggejagt. Wie auch alle anderen österreichischen Beamten, hat er auf seiner Musik beharrt und ist seinen Musikern und Sängern treu geblieben. Heute frage ich mich, wie viel von dieser Musik in dieser Stadt noch am Leben ist.

Nunmehr sind auch die Exponenten dieses untergegangenen deutsch-kroato-faschistischen Staates fortgegangen, falls man dieses Gebilde überhaupt als Staat bezeichnen konnte. Als sie gekommen sind, hat die kleine verbliebene Schar an österreichischen Beamten den Ruf des deutschen Blutes in sich verspürt, und irgendwie waren wir alle wieder Deutsche. Das ist heute vorbei, definitiv. Mir hat es auch nie was bedeutet, und es gibt nichts, dem ich nachtrauern würde.

Mir geht es bereits seit einigen Tagen schlecht, und ich glaube, dass es mit mir allmählich dem Ende zugeht. Ich kann die Kälte kaum ertragen. In der letzten Nacht habe ich zum ersten Mal das Gefühl verspürt, dass mein Vater und ich zusammengehören und ich ohne ihn nichts bin. Aber wenn ich schreibe, entsteht in mir der Eindruck, dass auch er ohne mich nichts ist. In den letzten Tagen seines Lebens hat er wie besessen von seinen ehemaligen wenigen Bekannten phantasiert, die ihn als Menschen geschätzt haben, wie etwa Doktor Kretschmar und Pater Puntigam. Er hat sich auch an einige ihrer Redensarten, Weisheiten, Ratschläge und Warnungen erinnert.

Am Ende hat er gemeint, dass wir Menschen letzten Endes doch irgendwie alle Brüder seien, wie es Pater Puntigam immer gesagt hat. Aber wir seien uns dessen nicht wirklich bewusst und nähmen es uns auch kaum zu Herzen.

Ich bin nicht dieser Meinung. Aber jetzt, am Ende, muss ich dennoch auf etwas verweisen, worin mein Vater und ich uns einig waren. So wie er denke auch ich, dass er denjenigen Menschen angehört hat, die nach Vollkommenheit streben. Hat er nicht gesagt, dass eine grundlegende Eigenschaft der

Österreicher darin liege, nach Vollkommenheit zu streben? Nach ihm konnte sich niemand mehr einen derart guten Ruf erarbeiten, um zum staatlichen Scharfrichter ernannt zu werden. Und das nicht etwa deshalb, weil man später keine Scharfrichter mehr gebraucht hat, sondern deswegen, weil mit Österreich und dem Leben meines Vaters auch die Zeit der Meister geendet hat. Zum Meister ist er aber erst hier geworden, hier in seiner Funktion als bosnischer Scharfrichter. Der letzte seiner Art. Obwohl sein Grab auf dem Koševo-Friedhof nichts davon erahnen lässt. Bald schon werde auch ich dort meine letzte Ruhestätte gefunden haben.